

ARITHA VAN HERK

MACKENZIES

ROMAN **KOCH** Paul Zsolnay



Der Koch, den Mackenzie für den Sommer einstellte, schien von Anfang an merkwürdig — jung, schwächling und viel zu still, mit einem unförmigen Hut, den er bis über die Ohren gezogen hatte. Es war etwas an ihm, das Mackenzie nicht erklären konnte, bis zu jener Nacht, als beide einander in einer Bar in Yellowknife gegenüberstanden: »Was ist los?« sage ich. Und er rundheraus: »Mackenzie, ich bin eine Frau.«

So beginnt dieser Roman von Aritha van Herk, der eine verblüffende, neue Dimension ihres Talentes zeigt.

J. L., Mackenzies Koch, ist auf der Flucht vor einem leeren Leben, begierig nach Einsamkeit, die sie von dem Moment an umgibt, da sie ihre Töpfe und Pfannen im Kochzelt aufhängt; und die Männer geraten in ihren Bann, werden von ihrem Schweigen angezogen. Ziellose Romantiker, Ausgestoßene — Männer, die hoch im Norden etwas suchen, das sie nicht definieren können.

Mackenzie, der Chef der Gruppe, durchkämmt die Berge nach Uran und versucht die Frau zu vergessen, die ihn vor zehn Jahren verlassen hat . . . Ivan, der Pilot, der als erster die Veränderungen bemerkt, die mit J. L. vorgehen, als die blasse arktische Sonne sie wärmt . . . Jerome, von Bitterkeit erfüllt, entschlossen, J. L. und Mackenzie zu vernichten . . . Milton, verängstigt von dem Verlangen, das er zu bekämpfen sucht . . . sie alle kommen näher und näher und erwarten von J. L. die Antworten, die sie suchen.

EMILY VAN DER




Mackenzies Koch

ROMAN

To Paul and Helga
old friends already
who will know I have
now desire to see

Love
Emilie van der
New York
Jan 18/82

PAUL ZILMAN VERLAG
WIEN KARBURG



Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
No Sponsor

ARITHA VAN HERK

Mackenzies Koch

ROMAN

To Paul and Hilary -
old friends already
who will become, I know
even dearer to me

Love

Aritha van Herk

New York

Nov 18/83

PAUL ZSOLNAY VERLAG
WIEN · HAMBURG

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von
Werner Richter

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m.b.H., Wien/Hamburg 1983

Originaltitel: The Tent Peg © 1981 by McClelland and Stewart-Bantam Limited

Umschlag und Einband: Walther Götlinger

Filmsatz: Wulfenia, Feldkirchen, i. K.

Druck: Leykam AG, Graz

Bindearbeit: Engelbert Treschers Witwe, Wien

Printed in Austria

ISBN 3-552-03506-0

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

VanHerk, Aritha:

MacKenzies Koch : Roman / Aritha van Herk.

[Berecht. Übers. aus d. Amerikan. von Werner Richter].

Wien ; Hamburg : Zsolnay, 1983

Einheitssacht.: The tent peg <dt.>

ISBN 3-552-03506-0

Für Sharon Batt, Sharon Smith, Mary Sainsbury, Leah Flater und alle meine Freundinnen, die Zeltpföcke tragen.

Für Ian und Sue, Alex und Linda, Dave und Ginny, Dong und Barb, June und Reg, die mir Geschichten erzählten.

Und einmal mehr für Bob, der immer hilft.

Unter der aufbrechenden Wolkendecke eines fahlen Himmels dröhnt das Flugzeug, als schleudere der Boden den Widerhall des Motorenlärms von der rissigen, zerklüfteten Tundra auf uns zurück, die bis auf wenige schwärzliche Wasserläufe in einem gleichförmigen Weiß unter uns liegt.

Neben dem Piloten verfolgt Mackenzie unsere Route mit dem Finger auf der Karte. Die Umriss der Seen unter uns täuschen zwingend; wenn man nur einen Moment lang nicht hinsieht, hat man sofort die Orientierung verloren.

Der Pilot pfeift am Steuer. „Ich fliege nur“, meinte er vorhin, als Mackenzie ihn fragte, ob das Eis schon aufbricht. „Ich fliege nur.“

Ihre Stimmen vor mir werden langsam leiser. Unter dem Flugzeug zieht das Land in endloser Eintönigkeit vorüber. Und doch verändert es sich ständig, weißer Schnee und schwarzes Wasser, ein zerfurchtes Spektrum. Ich bin wie erstarrt, hypnotisiert vom Hinuntersehen. Seit zwei Stunden fliegen wir im Bann dieses unheilvollen Musters. Denn es ist gefährlich. Hinter der Verlockung schimmern die Zähne eines Totenschädels. Die Tundra kann heilen und verstümmeln. Kein Mensch kann ihrer Macht trotzen.

Auf einmal lehnt sich Mackenzie vor und zeigt hinunter. „Dort“, sagt er. „Dort. Können Sie da landen?“

Der Pilot legt das Flugzeug in die Kurve und geht tiefer. Wir scheinen immer schneller zu werden, bis wir di-

rekt über dem glitzernden Eis dahinjagen. Langsam verlieren wir noch weiter an Höhe, dann zieht er die Maschine plötzlich wieder hoch.

„Nein.“

„Kommen Sie“, drängt ihn Mackenzie, „wir müssen da landen.“

„Geht nicht“, sagt der Pilot. Das Flugzeug steigt weiter, die Nase steil in den Himmel gerichtet.

„Verdammt noch mal! Ich bezahle Sie, daß Sie uns die ganze Strecke herfliegen, und Sie wollen nicht mal landen!“

„Das Eis ist gefährlich. Schmilzt schon.“

„Das Eis würde einen Elefanten tragen.“

Der Pilot macht ein sorgenvolles Gesicht. „Nein.“

„Jetzt machen Sie schon, es ist doch nicht das erste Mal, daß Sie auf weichem Eis landen.“

„Mir gefällt das nicht.“ Er sieht Mackenzie von der Seite an. „Schon mal probiert, eine Cessna aus dem Wasser zu ziehen?“

Mackenzie brummt: „Sehen wir es uns wenigstens noch mal an.“

Die Maschine neigt sich, und schon sind wir wieder dicht über dem Eis, das ideal zum Landen aussieht, bis auf die verräterischen schwarzen Risse am Rand des Sees, die sich wie Spinnweben zum Ufer hinziehen.

„Auf Ihre Gefahr“, murmelt der Pilot.

„Wenn es nicht sicher ist, dann lassen Sie's, zum Teufel!“

„Jaja.“

Er nimmt Gas weg, und dann kommt der Aufsetzer und das Rutschen der Kufen, das Pfeifen des Windes, den man oben in der Luft weder hört noch spürt, bis die Maschine am anderen Ende des Sees behutsam zum Stillstand kommt.

Als ich mich gerade langsam hinaus auf das knirschende Eis traue, ist Mackenzie schon am Ufer und gräbt im Schnee. Nach kurzer Zeit richtet er sich auf und blickt mit zusammengekniffenen Augen in die Sonne, dann auf mich, wie ich ihm zusehe, dann zum Piloten, der immer noch im Flugzeug sitzt. Ich stehe neben der Tragfläche und spüre die Stille im Himmel und über dem Land und dem See wie eine dicke, eisige Schicht. Es ist nichts zu hören, nichts zu sehen, nichts zu riechen, nichts. Wie betäubt stampfe ich mit dem Fuß auf, um zu fühlen, wie die Eisfläche kaum wahrnehmbar unter meinem Stiefel erzittert.

Über mir steckt der Pilot den Kopf aus der Tür. „Jetzt kommen Sie schon!“ brüllt er.

Mackenzie kniet am Boden und knetet noch einmal die Erde in den Händen. Schließlich nickt er und steht auf, reibt sich die Hände an den Hosenbeinen.

Er springt über den dünnen Streifen Wasser zwischen dem Eis und dem Seeufer, scheint sicher zu stehen, auf einmal: *krrach!* Die Arme wirbeln hoch, und er bricht mit einem Bein ein. Ich laufe los, aber bevor ich fünf Meter weit gekommen bin, kriecht er schon auf die geborstene Eisscholle, ist auf den Beinen und rennt auf das Flugzeug zu, von einem Hosenbein seiner Blue jeans trieft Wasser.

„Hinein!“ schreit er mich an, und ich habe noch nicht mal die Tür zugemacht, da läßt der Pilot auch schon den Motor aufheulen und rast wieder über den See.

Als wir in der Luft sind, macht Mackenzie seinen Gürtel auf, zieht die Hose aus und reibt sein Bein mit einem Lappen trocken, den der Pilot unter dem Sitz hervorgefischt hat.

„Sieh mal, da“, sagt er zu mir, ohne sich umzudrehen, „Nebensonnen.“

Ich habe so etwas noch nie gesehen. Ich renke mir den Hals aus nach dieser Täuschung aus gebrochenem Licht. Welche ist nun die richtige Sonne? Sie sehen völlig gleich aus.

Das Geräusch der Maschine wird zu einem gleichmäßigen Dröhnen, und jetzt verfolgen uns die Nebensonnen über dem langsam zurückweichenden Grau unter uns. Der Pilot lehnt sich entspannt zurück, sein Griff scheint lockerer zu werden jetzt, da wir auf dem Rückflug sind.

„Wonach sucht ihr denn eigentlich?“

„Uran“, antwortet Mackenzie geistesabwesend, den Finger auf der Karte, die über seinen nackten Knien ausgebreitet ist.

Der Pilot stößt einen Pfiff aus. „Ziemlich unpopulär.“

Mackenzie zieht nur eine Augenbraue hoch. „Warten Sie mal ab, bis die Lichter ausgehen.“

In Yellowknife springt er hinaus auf den Anlegesteg, die nassen Jeans unter dem Arm. Wir fahren in unserem gemieteten Transporter zum Hotel, und ich folge seinen grünen Unterhosen, vorbei an empörten Gesichtern in der Empfangshalle und die Treppe hinauf in unser Zimmer, und denke an diese Stille, die ich draußen in der Einsamkeit gehört habe, zögernd und lauschend.

MACKENZIE

Ich sitze im Hotelzimmer, möglichst dicht am Fenster, damit ein bißchen Licht auf die Landkarten fällt. Nichts als Tundra und Seen, Seen und Tundra. Wenn man erst mal da draußen ist, mitten im Moos, unter dem ab und zu der nackte Fels hervorkommt, wird man ein Teil dieser Einöde. Nirgendwo eine Menschenseele. Und so gefällt's mir. Vielleicht komme ich deswegen jedes Jahr wieder her, mit einundvierzig, und schlafe immer noch in einem Zelt, trinke Whisky, um meinen Katzenjammer zu vertreiben, und laufe beduselt herum. Eigentlich sollte ich mein eigenes Büro haben, Hemd und Krawatte, den Bart abrasieren und in der Mittagspause ein bißchen Joggen, damit ich keinen Bauch kriege. Aber Janice ist früher jeden Sommer mit den Kindern ans Meer gefahren, und heute noch komme ich von dieser Gewohnheit nicht los. Jeder weiß, daß Mackenzie so Mitte Mai in die Wildnis verschwindet; würde ich es plötzlich nicht tun, wären sie alle fassungslos. Und ist man erst mal hier oben, zählt das alles sowieso nichts mehr.

Es klopft. „Offen“, sage ich, und im selben Moment fällt mir ein, daß das der Koch sein muß, der mit der Maschine zehn nach zwölf aus Edmonton ankommen sollte.

Da steht er in der Tür, gebückt unter seinem schweren Rucksack, ein schwächlicher, schüchterner Junge mit einem alten Filzhut auf dem Kopf. „Sind Sie Earl Mackenzie? Ich bin J.L. Soll bei Ihnen als Koch arbeiten.“

Er ist jünger und weicher, als ich erwartet hatte, aber zum Teufel, ich hab schon mit halben Kindern gearbei-

tet, die waren die reinsten Meisterköche. Solange man ihr Essen nicht gekostet hat, kann man überhaupt nichts sagen.

Ich schiebe meinen Stuhl zurück. „Komm erst mal rein.“

Er schaut sich zögernd um, dann läßt er seinen Packen in die Ecke fallen. Gut. Er ist so schlau, nur einen Rucksack mitzunehmen. Einmal hatten wir einen Koch, der kam mit einem verdammt Überseekoffer bei uns an. Und uns blieb nichts anderes übrig, als dieses Ding von Lager zu Lager zu transportieren, fünfmal im ganzen. Der Kerl ist dann immer ganz aufgeregt unten herumgehüpft und hat zum Hubschrauber raufgebrüllt: „Nicht kippen, nicht kippen! Meine Messer werden kaputt!“ Hätte dem Piloten sagen sollen, daß er das Ding gleich in den See schmeißen kann. Ganz einfach schwul, dieser Kerl, sonst gar nichts.

Dieser hier sieht jung aus und verschreckt, aber ziemlich zäh. Behält seinen Hut auf, setzt sich aufs Bett und läßt einen Stiefel baumeln. Er kaut an den Nägeln, wie ich sehe.

„Ich würde sagen, du schläfst hier bei mir im Zimmer, bis die anderen da sind“, sage ich. „Die kommen meist erst kurz bevor wir aufbrechen. Aber ich dachte mir, du hättest ganz gerne etwas Zeit, damit du das Kochgeschirr und verschiedene Sachen zusammensuchen kannst. Und dann mußt du natürlich noch den Proviant einkaufen.“

Er nickt heftig.

„Zum ersten Mal als Koch hier im Norden?“

„Ja.“

Wenn er spricht, klingt es tief und kratzig, als ob er gerade im Stimmbruch wäre. Vielleicht ist er jünger, als ich dachte. „Wie alt bist du?“ frage ich ihn.

„Vierundzwanzig.“

Ich zucke die Schultern und setze mich wieder an meine Karte. Manche brauchen lange, bis sie erwachsen werden — kann sein, daß ihn dieser Sommer soweit bringt.

„Ein Glück, daß wir dieses Programm haben“, sage ich zu ihm. „Die Berge rauf und runter klettern ist nämlich verdammt mühsamer, als durch die Tundra zu marschieren.“

„Denk ich mir.“

„Ich will heute nachmittag zu unserer Stelle rausfliegen und nachsehen, ob es schon taut. Willst du mitkommen?“

„Oh ja, gerne“, sagt er, „vielen Dank.“

Und wenn er noch nie in einem kleinen Flugzeug geflogen ist, dann läßt er sich das jedenfalls nicht anmerken, schwingt sich in den hinteren Sitz und schnallt sich an, als wären wir in einem Jet oder so. Hoffentlich hat er einen guten Magen; es wird ziemlich ungemütlich, wenn der Pilot tief fliegt, und an so einem windigen Frühlingstag wie heute kann man sich fühlen, als sitze man vorne in der Achterbahn.

Ich mache den Navigator. Der Pilot ist unheimlich gereizt; diese Burschen fliegen nicht gerne, wenn das Eis aufbricht. Hat man Kufen drauf, braucht man garantiert Schwimmer — oder umgekehrt. Wer kann das wissen? So ist dieses Land: kaum dreht man sich um, verändert es sich. Aber mir gefällt diese Launenhaftigkeit; man weiß nie, woran man ist. Eben scheint noch die Sonne, im nächsten Augenblick schneit es, und man steht da ohne eine feste Jacke, ohne irgendein Stück Stoff, um sich gegen die Feuchtigkeit zu schützen, nichts als ein Sack voller Steine auf dem Rücken, der einem durch das klatschnasse Hemd die Haut wundscheuert.

Ich, ich trage meine Gesteinsproben immer selbst. Assistenten halten einen auf, fragen zuviel, oder wollen ih-

ren eigenen Kopf durchsetzen. Dauernd muß man sie wie Kinder behandeln, ihnen drohen, ihnen Anweisungen geben und aufpassen, daß sie sich kein Bein brechen. Ich bin lieber allein da draußen. Allein und nichts um mich als Tundra und Stille, die beide vor dem Himmel und ihrer eigenen Unermeßlichkeit den Atem anhalten. Es ist ja schon schlimm genug, drei volle Monate mit denselben Leuten in ein und demselben Zelt zu hausen, wo jeder dem anderen auf die Nerven fällt und die Hälfte schon den Tundrakoller hat, bevor der Sommer überhaupt richtig angefangen hat.

Und ich bin der Chef. Ich habe die Verantwortung. Ich muß sie immer wieder von neuem antreiben und davon abhalten, sich gegenseitig umzubringen, muß sie morgens aus dem Bett holen, die Pokerpartien um Mitternacht abbrechen, darüber bestimmen, wer das Loch für unser Klo graben soll, und einen Bericht abschicken, wo drinsteht: ja, wir tun etwas hier draußen, und nein, wir machen keinen Blödsinn mit dem Hubschrauber.

Da ist der See. Wenn ich hier keine Mine finde, dann finde ich nirgendwo mehr eine. Es ist wie am Meteor Ridge — ich habe dasselbe Gefühl wie damals. Die Gegend ist fast unberührt; keiner glaubt, daß hier irgendwas zu holen ist, und niemand weiß, daß wir es in diesem Sommer finden werden. Man darf nur den Männern nicht sagen, wo es hingeht, sonst quatschen sie es in irgendeiner Bar gleich aus, und am nächsten Tag landen dann drei Flugzeuge heimlich auf dem See, zwei Meilen von unserem Camp entfernt, und wir haben einen Haufen Leute da, die sich ihre Claims abstecken wollen. Wegen des Kochs brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Der hat sowieso nicht die geringste Ahnung, wo wir sind.

„Dort“, sage ich zum Piloten, „dort unten. Können Sie da landen?“

Nervös bringt er die Cessna herunter, und noch bevor er sie wieder hochzieht, weiß ich, daß sich der Kerl nicht traut. Aber hier waren vor zwei Wochen noch zwanzig Grad unter Null, und das Eis kann einfach nicht so dünn sein, also ärgere ich ihn ein bißchen. Diese Burschen hören nicht gerne, daß sie vor irgend etwas Angst haben, sie wollen alle Helden sein. Und schließlich landet er auch, brummt dabei zwar unwillig vor sich hin, aber er tut es, und ich springe hinaus, renne ans Ufer und prüfe den Boden: Können wir mit der Arbeit anfangen, oder müssen wir noch eine Woche in Yellowknife herumsitzen?

Der Schnee pappt in den Händen, und das Moos darunter ist nicht trocken, sondern weich und schwammig. Ich stehe auf und schaue in die Sonne und auf das niedrige Flugzeug, dann lege ich noch einmal die Hand auf den Boden und spüre, wie er sich erwärmt. Besser, ich steige wieder in die Cessna, bevor das Ding vor meinen Augen durch das Eis bricht. Ich nehme einen Anlauf vom Ufer weg, aber schon vor dem Knirschen des Aufpralls weiß ich, daß ich es nicht schaffen werde. Mit einem Bein stecke ich im eiskalten Wasser, mit dem anderen halte ich mich gerade noch auf dem schlüpfrigen Rand. Der Koch rennt auf mich zu, aber ich ziehe mich auf die brechende Eisscholle und stürze auf das Flugzeug zu; mein Bein fühlt sich schon an wie ein gefrorener Zahnstocher.

„Los, rein!“ brülle ich und klettere hinauf wie ein Wahnsinniger. Dem Piloten muß man das nicht erst sagen, er fährt sofort mit Vollgas über das Eis. Und ich glaube nicht, daß der Koch die Doppelspur aus schwarzem Wasser überhaupt gesehen hat, die unsere Kufen hinterlassen haben. Er starrt mich nur an, während ich mich aus den nassen Jeans schäle und mein Bein reibe,

um den Kreislauf wieder in Gang zu bringen. Die Hose kann ich nicht wieder anziehen, also wickle ich mir den Mantel um die Hüften und reibe solange, bis ich an dem Kribbeln merke, daß mein Bein noch da ist. Verdammt knapp war das.

Dieser Koch zeigt überhaupt keine Reaktion, tut so, als würde sowas jeden Tag passieren. Sitzt da hinten mucksmäuschenstill und sieht wie hypnotisiert aus dem Fenster auf die endlose gefrorene Landschaft unter unserer Maschine, als ob ihn das Land schon gepackt hätte. Vielleicht hat er Angst. Daß er kein Wort sagt, stört mich nicht, ich kann es nicht ausstehen, wenn einer ununterbrochen redet. Das sind normalerweise die Typen, die sich dann vor der Dunkelheit fürchten, soweit man hier oben überhaupt von Dunkelheit sprechen kann.

Und er zieht mich auch nicht damit auf, daß ich in so einem Aufzug herumlaufe, sondern folgt mir brav durch die Hotellobby, wo den Touristen am Zeitungsstand fast die Augen herausfallen und Gail hinter ihrem Schalter zu grinsen anfängt, so daß ich sicher sein kann, daß sich morgen die ganze Stadt erzählt, wie Earl Mackenzie splitter nackt herumgelaufen ist.

Die Leute vom Hotel nicken nur und ignorieren mich. Ich komme bereits seit Jahren her und habe schon merkwürdigere Sachen gemacht.

Aber dieser Junge gibt mir zu denken. Er ist nicht so großspurig und redselig wie die meisten, die in den Norden kommen. Hat ständig diesen alten Hut auf und redet kein Wort. Sogar nach ein paar Bier und einem guten Steak merke ich, wie er mich mit diesem wachsamen Blick ansieht, so daß ich mich langsam frage, ob ich es hier mit einem Schweigsamen zu tun habe — was ja gar nicht so schlecht ist, denn denen scheint die Einsamkeit nicht soviel auszumachen — oder ob er vor irgend etwas

davonläuft und einfach hierhergekommen ist, weil ihm das als der beste Platz erschien. Macht mich verdammt nervös. Ich mag es zwar nicht, wenn einer gleich am Anfang mit allem herausplatzt, aber man kommt dann den Rest des Sommers leichter mit ihm aus. Keine Geheimniskrämerei.

Und er scheint wirklich komisch zu sein, etwas liegt in diesem Schweigen, aus dem ich nicht klug werde, eine Zurückhaltung, die nicht Schüchternheit ist, sondern Schutz. Na, ich werde ihn noch gut genug kennenlernen, bevor der Sommer vorbei ist. Solange er kochen kann, ist es mir völlig egal, ob er seinen Mund aufmacht oder nicht.

„Was heißt eigentlich J.L.?“ frage ich ihn, während ich mein Steak esse.

Er sieht mich finster an und sagt: „Nichts. Einfach J.L.“

„Du meinst, es ist nicht die Abkürzung für einen Namen?“

Er runzelt die Stirn. „Genau.“

Ich zucke die Achseln und kaue weiter. Hat wahrscheinlich einen Manager als Vater, der arme Junge, der ihn unbedingt mit allem Drum und Dran einer guten Karriere ausstatten wollte — bis hin zu den Chef-Initialen —, so daß er jetzt nicht mal einen richtigen Namen hat. Kann gut sein, daß er davor wegläuft.

Aber er überrascht mich. „In Wirklichkeit habe ich einen biblischen Namen: Jaël, aber das ist immer zusammengezogen worden, so daß es wie ‚jail‘ — Gefängnis — klang. Das wollte ich nicht, also habe ich die beiden Buchstaben genommen, J.L.“

Ich habe seit zwanzig Jahren keine Bibel mehr in der Hand gehabt, deshalb nicke ich und esse weiter. Religiöse Eltern also. Das paßt ins Bild. Eine erste kleine Information.

Über Eltern wird auf Expeditionen eigentlich so gut wie nie geredet. Die Mannschaft läßt sie in jedem Sinne hinter sich. Und das ist auch gut so, denn sonst müßte ich die ganze Zeit an meine Kinder denken, wo sie wohl sind, ohne Vater. Oder ob Janice einen anderen für sie gefunden hat. Dieser Gedanke hält mich manchmal wach, wenn es zu still zum Einschlafen ist, und dann starre ich nach oben auf die Zeltbahn und denke an sie, wie sie ohne mich aufwachsen, sich überhaupt nicht an mich erinnern und glauben, mich gebe es gar nicht. Oder daß ich sie verlassen hätte.

Wieder im Hotelzimmer, setze ich mich an meine Karten und Luftaufnahmen, mache mich mit den Gesteinsformen vertraut, während der Junge auf dem Bett sitzt und ein Bein baumeln läßt. Es stört mich, daß er mich die ganze Zeit beobachtet.

„Warum stellst du nicht schon mal die Lebensmittelliste zusammen?“ sage ich. „Das Wichtigste holst du dir besser hier in der Stadt, denn wenn wir erst draußen sind, dann bringt das Flugzeug nur einmal die Woche Nachschub.“

Er wird lebhafter und kramt einen Stift aus seinem prall gefüllten Rucksack. Ich gebe ihm ein Bestellformular, und er sitzt eine Weile da und kaut an den Nägeln. Dann räuspert er sich: „Kann ich mal was fragen?“

„Was denn?“ sage ich, ohne von meiner Karte aufzusehen.

„Wie viele werden wir im Camp sein?“

Dumm ist er also nicht. „Neun Mann. Und du.“

Eine halbe Stunde später hat er die Liste fertig, alles ordentlich untereinander geschrieben, beinahe in Schönschrift. Zu ordentlich, denke ich mir, ein Kochzelt, wo Landkarten und Felsproben durcheinander liegen, wird diesen Burschen wahrscheinlich verrückt machen. Aber

was soll ich tun? Jetzt habe ich ihn eingestellt, und wenn er uns nicht gerade fünf Tage hintereinander Schweinefleisch mit Bohnen aus der Dose serviert, habe ich keinen Grund, ihn zu feuern.

Als ich nach dem Zähneputzen aus dem Bad komme, liegt er schon im Bett, als hätte ich den Befehl „Licht aus“ gegeben. Er schläft in seinem T-Shirt, und dieser Filzhut, den er den ganzen Tag über nicht abgenommen hat, liegt neben ihm auf dem Nachttisch. Seinen Rucksack hat er auch nicht aufgemacht, der liegt immer noch genau da in der Ecke, wo er ihn fallengelassen hat. Putzt sich nicht mal die Zähne. Na danke.

Ich schiebe meine Kleider zu einem Haufen zusammen und lege mich in das zweite Bett. Die Mitarbeiter können mir egal sein, ich schlafe immer nackt. Das eisige Bad heute vormittag hat mich weder körperlich noch geistig erfrischt, und ich brauche jetzt unbedingt einen langen Schlaf, bevor ich morgen Thompson und Jerome treffe. Ich hoffe nur, der Koch schnarcht nicht; die Kleinsten sind da manchmal am allerschlimmsten.

BILL

Ich hab gleich gemerkt, daß da irgendwas in der Luft liegt. Er kommt hier reingestürzt, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen, und ich schwöre, ich habe Mackenzie in all den fünfzehn Jahren, die ich ihn kenne, noch nie so durcheinander gesehen.

„Bill“, sagt er sofort, „ich brauche noch ein Sturmzelt.“

Nun haben wir Mai, und um diese Zeit des Jahres hat sich auch der allerletzte Prospektor in Yellowknife schon in meinem Laden ausgerüstet, um in die Tundra zu gehen und für seine Firma eine Mine zu suchen, so daß ich nicht mal mehr ein Sonnendach im Lager habe, von einem Sturmzelt ganz zu schweigen.

Ich hole tief Luft. „Mackenzie, wenn ich eins hätte, würd ich's dir verkaufen, aber ein Sturmzelt, *jetzt?* Mann, ich hab sogar das Pfadfinderzelt von meinem Jungen verkauft. Eine Plane und ein paar Stangen und Heringe kann ich dir geben, aber das ist so ziemlich alles, was ich noch übrig habe.“

„Das reicht nicht“, sagt er. „Das reicht absolut nicht.“ Und er blickt sich um, um sicherzugehen, daß ihm keiner zuhört, dann lehnt er sich über den Ladentisch und sagt ganz leise zu mir: „Bestell mir eins extra aus Edmonton, okay? Ich zahl dir die Transportkosten. Aber behalt das für dich.“

Ich kneife die Augen zu und sehe ihn an. Vielleicht ist er nach all den Jahren da oben in diesem ewigen Moos doch ein bißchen verrückt geworden. Er wird langsam zu

alt dafür, ein Mann sollte damit aufhören, bevor er vierzig ist. Ich hab auch gehört, seine Frau hat ihn verlassen, ist eines Tages einfach davon, ohne ihm eine Silbe zu sagen, wohin sie geht.

„Mackenzie“, ich lasse ihn noch ein bißchen zappeln, „du kannst doch eine Zeitlang zwei Leute in einem Zelt schlafen lassen. In zwei Wochen kriege ich eine neue Lieferung.“

„Das reicht nicht“, sagt er. „Mach schon, Bill, du kriegst dein Geld. Ich brauche das verdammte Zelt morgen.“

Also bin ich schließlich einverstanden und rufe in Edmonton an, wo sie glauben, bei mir ist eine Schraube locker.

„Ein einziges Sturmzelt, Extrafracht? Sag mal, Bill, hat das denn wirklich nicht Zeit bis zur nächsten Lieferung?“

Ich erfinde irgendeine Ausrede, und sie sind überzeugt, daß ich verrückt geworden bin, aber mit der Drei-Uhr-Maschine am nächsten Tag kriegt Mackenzie sein Sturmzelt.

Und ganz komisch: Er schmeißt das Ding in den Transporter, als wollte er damit Steine zertrümmern, und ist sauer wie sonst was. Also, ich hab schon alle möglichen Typen ein bißchen seltsam werden sehen. Von ihm hätte ich das allerdings nie erwartet, war immer der vernünftigste von allen, auch nach ein paar Bier ganz in Ordnung, aber man kann eben nie wissen.

MACKENZIE

Das hat mir einen kalten Schauer über den Rücken gejagt. Kaum daß ich am nächsten Morgen die Augen aufmache, sitzt er schon drüben auf seinem Bett. Die Bezüge sind fast überhaupt nicht zerknittert, und er ist völlig angezogen, Filzhut und alles, läßt ein Bein baumeln und starrt mich an.

Es kommt mir so vor, als starre er mich schon eine gute halbe Stunde so an, sein stechender Blick auf mein nichtsahnenden Gesicht. Das gefällt mir gar nicht, allein der Gedanke macht mich hellwach.

Es ist noch nicht mal so spät, gerade halb acht, und während ich mich anziehe, geht mir die paranoide Vorstellung nicht aus dem Kopf, wie er durchs Zimmer schleicht und sich mit übertrieben leisen Bewegungen anzieht, damit ich nicht aufwache. Irgend etwas an ihm stimmt nicht ganz, obwohl er eigentlich völlig normal zu sein scheint. Naja, vielleicht sehe ich auch Gespenster. Bis jetzt hat er ja nichts Verrücktes getan. Kann sein, daß es an mir liegt, und es geht vorbei, wenn die anderen da sind. Ich bin einfach nicht daran gewöhnt, die ganze Zeit jemanden um mich zu haben.

Ich bin zuviel allein, sagen sie alle. Mackenzie, hör doch auf, in diesem Riesenhaus Trübsal zu blasen, nimm dir eine Wohnung im Zentrum, es ist jetzt schon zehn Jahre her. Bei diesem Satz kriege ich immer noch einen Schreck. Sandy wird bald siebzehn, und ich würde sie vielleicht nicht einmal erkennen. Lächerlich, natürlich würde ich sie erkennen — sie ist schließlich mein Kind,

oder? Ich will nicht umziehen, es ist ein schönes Haus. Ich mag die Bäume, die wir damals in dem Frühjahr gepflanzt haben, als wir eingezogen sind. Die Männer von der Spedition haben die Erde aus dem frisch gesäten Rasenstück durchs ganze Haus geschleppt, und Stevie war so aufgeregt, daß er die Kellertreppe hinuntergefallen ist. Stevie. Mein Kleiner. Ich kann es nicht verkaufen. Was wäre denn, wenn sie zurückkommt und ich bin nicht da, sondern ein Fremder macht ihr die Tür auf? Ich kenne Janice, das würde ihren Entschluß sofort zunichte machen, und sie würde es nicht noch einmal probieren.

Morgens muß ich am meisten an sie denken. Ich kann mich immer noch nicht daran gewöhnen, in einem leeren Haus aufzuwachen, kein einziges Geräusch, keine Schritte. An den Abenden kann ich mich auf Papiere und Landkarten, auf meine Sammlung konzentrieren. Also bin es vielleicht wirklich ich und nicht der Koch, ich weiß nicht mehr, wie Jungen in seinem Alter sind. Jedes Jahr scheinen meine Leute ein bißchen weiter weg von mir zu sein, ein bißchen jünger.

Was auch mit ihm los ist, faul ist er jedenfalls nicht. Wir stöbern im Speicher herum und suchen die Ausrüstung zusammen, die letzten Herbst in aller Eile auf einen Haufen geworfen worden ist, als jeder schon ganz wild darauf war, nach Hause zu kommen, und er zerrt und schiebt und hilft mir beim Aussortieren, ganz gut gelaunt, als wäre es ihm angenehmer, sich zu bewegen, etwas zu tun. Und trotzdem, wenn er sich so über eine staubige Gaslampe beugt, dann ist da etwas an seinen Handbewegungen, das mir merkwürdig vorkommt, das in mir eine vage Erinnerung wachruft, die ich nicht richtig einordnen kann, fast wie ein Geruch. Und dieser Filzhut, der praktisch auf seinem Kopf festgeklebt ist.

Wir stapeln das ganze Zeug ordentlich auf, damit die

Männer es einladen und zum Flugzeug schaffen können, und ich muß zugeben, daß der Junge wirklich nicht arbeitsscheu ist. Manche von denen quatschen lieber als einen Finger zu rühren, aber er packt die Arbeit mit gleichbleibender Konzentration an, macht nur ab und zu eine kurze Pause, um an den Nägeln zu kauen oder seinen komischen Hut zurechtzurücken.

Deshalb bin ich etwas überrascht, als er seinen Stuhl näher zu mir schiebt und unsicher sagt: „He, Mackenzie, ich muß mit dir reden.“ Das klingt mir verdammt nach Beichte, und da dieser Junge bis jetzt kaum ein Wort geredet hat, rücke ich fast unwillkürlich von ihm weg. In so einer Situation erwarte ich immer das Schlimmste. Einmal hat mir einer ganz treuherzig erzählt, er hätte seine Tante eingeladen, ihn im Camp draußen zu besuchen. Ich kümmerte mich nicht darum, nahm es nicht ernst oder dachte, sie würde uns sowieso nicht finden, aber einen Monat später kam sie dann wirklich in einem Wasserflugzeug an, mit einer Riesenschokoladentorte und Rotwein. Meinte wohl, das wären die beiden Dinge, die ihr armer kleiner Neffe da oben nicht kriegen könnte. Der Wein schmeckte zwar ausgezeichnet, aber es war ziemlich schwer, ihr klarzumachen, daß sie nicht den ganzen Sommer dableiben konnte. Den Jungen nannten danach alle nur noch den „armen Neffen“, so daß es für ihn ein langer, freudloser Sommer wurde. Kinder von Reichen sollten keine Geologen werden.

Wir sitzen also hier in der einzigen Bar von Yellowknife, wo sie Faßbier haben, und kippen ein paar Glas — und mir fällt sehr angenehm auf, daß der Junge Bier trinkt —, und plötzlich rutscht er auf seinem Sessel herum, räuspert sich und sagt mit dieser sonderbaren Kratzstimme: „He, Mackenzie, ich muß mit dir reden.“

„Was ist los?“ Auf einmal werde ich unheimlich mißtrauisch. Was hat dieser Kerl eigentlich?

Er sieht sich um, dann sagt er plötzlich: „Ich muß mal aufs Klo“, schiebt seinen Stuhl zurück und rennt mir praktisch davon. Ich stehe auf und gehe ihm nach. Ich kann lange nicht mehr soviel Bier drinbehalten wie früher, und manchmal kommt es mir vor, als ob ich in einer Bar fast genausoviel Zeit beim Pinkeln verbringe wie beim Trinken selbst. Er sitzt in einer Kabine, also stelle ich mich vor ein Becken und lehne mich mit ungeheurer Erleichterung zurück. „Also, was ist los?“ sage ich gegen die dröhnende Kachelwand. Wie kommt es, daß auch die allerdreckigsten Toiletten noch ein Echo zu haben scheinen? In den sauberen gibt es allerdings das beste Echo.

Die Spülung geht, er kommt aus der Kabine, stellt sich neben mich und starrt auf meinen Schwanz, der einen zischenden Strahl auf das Porzellanbecken läßt. Also ich muß schon sagen. Höflich ist es nicht, so zu starren. Jeder Schwanz sieht mehr oder weniger gleich aus, wenn er nicht steif ist, und dieser Typ steht mit seinem Filzhut in der Hand da und schaut, als hätte er noch nie im Leben einen gesehen. Langsam glaube ich, sein Problem ist, daß er schwul ist, da sagt er auf einmal rundheraus, ohne den Blick von meinem Penis zu nehmen: „Mackenzie, ich bin ein Mädchen.“

ZEKE

Sowas hab ich noch nie gesehen. Und ich sitze schon jahrelang hier an der Tür und beobachte die Bar, beobachte immer wieder die Serviererinnen in ihren schwarzen Strümpfen, wie sie die vollen Tablett zwischen Arbeitsstiefeln und dem Gedränge an den Tischen durchbalancieren, beobachte, wie die süßen kleinen Mädchen zu Huren werden und die Straßenarbeiter und Bergmänner und Geologen sich die Huren anlachen, ich beobachte das Aufblitzen von Messern oder Rasierklingen, höre das Gelächter, spüre die Unruhe, die einer Schlägerei vorausgeht. Ich hab hier schon alles gesehen. Ich hab gesehen, wie Leute umgebracht wurden, miteinander geschlafen haben, und — ja, einmal hat hier sogar eine Frau ein Baby gekriegt. In der Ecke, gleich neben der Musicbox. Der Fußboden hat schon soviel Schweiß und Rauch und Bier aufgesaugt, daß er unten völlig verfault ist, und eines Tages wird das ganze Haus einstürzen.

Sie trauen mir nicht, vielleicht weil ich Indianer bin oder weil ich nie trinke. Ich sitze nur immer hier auf dem Barhocker an der Tür und beobachte. Ich bin stark, ich bin wirklich stark, und es gibt bei mir eine Regel: Wer eine Schlägerei anfängt, der fliegt raus.

Aber selten habe ich hier einen gesehen, der rausrennt und sein Bier stehen läßt. Ich kenne Mackenzie, der kommt schon seit Jahren her, Expeditionsleiter für irgendeinen großen Verein und ein anständiger Kerl, grüßt mich jedesmal, ist immer höflich und spielt nie verrückt wie manche andere. Und der kommt aus dem

Klo rausgestürzt wie ein aufgescheuchter Kater, packt seine Jacke und rast so schnell raus, daß er beinahe die Tür aus den Angeln hebt. Ich will gerade im Klo nachsehen gehen — vielleicht brennt's —, da kommt mir dieser komische kleine Bursche mit dem Filzhut entgegen, mit dem Mackenzie sein Bier getrunken hat. Ich packe ihn am Arm, er dreht sich um und faucht mich nur wortlos an und — verdammt will ich sein, wenn das kein Mädchen ist. Nur Frauen können so wütend schauen.

„He, du hast im Männerklo nichts verloren, klar?“

Sie funkelt mich nur böse an, ein komisches kleines Ding, flach und eben wie ein Junge, mit Blue Jeans und Stiefeln und kurzen Haaren unter einem alten Schlapphut. Nur an ihren Augen und den Mundwinkeln merkt man, daß es ein Mädchen ist. Sie schüttelt mich ab und stapft ohne ein Wort hinaus. Sowas hat ich noch nie gesehen. Da hat Mackenzie eine Bärenfalle erwischt.

J.L.

Ich wußte genau: ich mußte nur meinen Vornamen J.L. angeben und das Feld für „Geschlecht“ — W wie „weiblich“ — nicht ausfüllen, und jeder würde annehmen, daß ich ein Mann bin. Nur ein Geschlecht zeichnet mit Anfangsbuchstaben, wir übrigen sind Frauen und Fräuleins und verfügen weder über würdevolle Anonymität noch über prestigevolle Anmaßung. Alle Männer sind gleich vor dem Gesetz.

Ich habe das mit Absicht getan. Ich war versessen auf diesen Job, ich wollte weggehen, irgendwohin, und ein bißchen Distanz zu meiner kleinen Welt gewinnen. So versessen war ich darauf, daß ich wochenlang Pläne gemacht habe, in schlaflosen Nächten überlegt habe, wie ich hierherkommen könnte, ohne zu lügen. Ich habe mir zwar schon gedacht, daß mir mein abgekürzter Name helfen würde, einer ersten Überprüfung standzuhalten, aber mit ihrer unangreifbaren Arroganz hatte ich wirklich nicht gerechnet, nämlich daß es gar nichts ausmachte, wenn ich das Kästchen für ‚Geschlecht‘ freilassen und kein W oder M ankreuzen würde. Frauen schmücken sich nicht mit den Wahrzeichen der Männer. Es muß ihnen aufgefallen sein, aber sie dachten wohl, es sei mir aus männlicher Nachlässigkeit passiert. Initialen stehen eben für einen Mann.

Ich habe gute Vorkenntnisse, und in meinem Zeugnis vom Hotel werde ich J.L. genannt und kein einziges Mal mit ‚sie‘ erwähnt. Also bin ich über den offiziellen Brief gar nicht überrascht, in dem mir die Stelle als Expedi-

tionskoch angeboten wird. Diesen Brief trage ich in der Tasche herum, bis er ganz weichgedrückt ist, fahre in langweiligen Vorlesungen über Sitten mit dem Finger daran entlang, er liegt heiß auf meiner Haut, eine Verheißung auf das Alleinsein. Unten auf dem Blatt steht *Mackenzie*, der Name des Prospektors in einem unleserlichen Krakel. Ich habe nur einen Gedanken, mich abzusetzen, von meinen zahllosen Bekanntschaften, die mich alle anöden, wegzukommen.

Immerhin, Jamie hat mich auf die Idee gebracht. Er war einer davon, von meinen Beziehungen meine ich, einer meiner unzähligen Hemmschuhe. Er stöbert mich in einer schlechten Laune auf, als ich hinter einem Bücherregal hocke und mich vor Belästigungen sicher fühle.

„J.L.! Ich versuche seit Wochen, dich anzurufen!“ Vorwurfsvolle Stimme.

Ich sehe hoch, in sein anmaßendes Lächeln, dann lasse ich den Blick wieder auf das offene Buch auf meinen Knien sinken. Freud. Manchmal glaube ich, daß ich meine Abneigungen wieder auffrischen sollte.

„Ich wohne im Moment bei einer Freundin.“

„Warum hast du mir das nicht gesagt?“

Ich stehe auf und stelle das Buch betont langsam zurück an seinen Platz im Regal. „Jamie, ist dir je der Gedanke gekommen, daß ich das vielleicht nicht will?“

Er bekommt große Augen, ist verletzt. „Wenn du nur mal etwas sagen würdest, J.L. . . .“

„Das ist mir zu anstrengend.“ Ich streiche mit der Hand über die nüchternen Bücherreihen. „Ich bin jetzt — wieviel Jahre hier? Wir alle verstecken uns hier, sehen uns jeden Tag, helfen uns gegenseitig in den Vorlesungen, vögeln miteinander nach der Uni, Studenten wie sie im . . . Ich find's zum Kotzen.“

Er macht eine wegwerfende Handbewegung. „Ach,

J.L., dann geh doch auf eine einsame Insel! Du hast dir immer eingebildet, du wärst viel zu gut für uns. Warum verschwindest du dann nicht und gehst in die Arktis? Wer würde dich schon vermissen?“

Schmollend macht er sich zwischen den Bücherregalen davon, ein schlaksiger, zerstreuter Mann, dem es passieren könnte, daß er mitten im Liebesspiel vergaß, was er gerade tat. Ich glaube, er stand insgeheim auf Jungen, nicht auf Frauen, und ich war für ihn ein Kompromiß. Vielleicht ist es ein Ausdruck unseres Unterbewußtseins, wenn wir Frauen uns Lastwagenfahrer oder Farmer aussuchen; die gebrauchen ihre Männlichkeit unbefangener als Intellektuelle.

Aber da war sie, die Idee. Wir sind hier so nahe an der Arktis, so unmittelbar dicht davor, daß sie einen schweren Schatten über die Stadt wirft. Ich wundere mich, daß ich nicht selbst darauf gekommen bin.

Ich suche Paul auf, einen Diplom-Geologen, der die Arbeit unter freiem Himmel aufgegeben hat und jetzt kontrollierte Laborversuche in einem dunklen Kellerzimmer durchführt, in dem sich die Kisten mit Felsproben meterhoch auftürmen, überall Kisten und Säcke mit Steinen.

„Kannst du kochen?“ Er schaut angestrengt in ein Mikroskop.

„Natürlich. Ich hab sogar einen Sommer lang in einer Hotelküche gearbeitet. Ich bin als Köchin auf die Welt gekommen!“

„Dann bewirb dich als Köchin“, sagt er zu dem schwarzen Schaft. „Aber mach dir nicht zu viel Hoffnungen. Die meisten Firmen beschäftigen Frauen ungern.“ Er dreht an der Feineinstellung, beugt sich eifrig vor, als stünde er kurz vor einer Entdeckung. „Nach allgemeiner Ansicht ist das schlecht für die Moral im Camp.“

Ich schnaube: „Du meinst, für die Sittlichkeit?“

Er hebt den Kopf, wendet sich vom Mikroskop ab und setzt seine Brille auf, als sei er der Meinung, alles müsse durch geschliffenes Glas betrachtet werden. „Nein, ich meine schlecht für die Moral der Truppe, für die Stimmung im Camp.“

„Du hältst nicht viel von der Idee, was?“

Er zuckt die Achseln, hat sich schon halb wieder zu seinem Mikroskop zurückgedreht. „Kommt drauf an. Kommt drauf an, wer der Chef der Gruppe ist, was für Leute dabei sind, wer wirklich das Sagen hat im Camp. Da oben gibt es ein paar merkwürdige Burschen. Rennen in der Tundra herum, hämmern wie wild auf die Felsen, gehen zehn Meilen zu Fuß mit fünfzig Pfund wertlosem Gestein auf dem Rücken. Ich kannte zwei, die nicht mit Geologenhämmern gearbeitet haben. Die hatten Vorschlag-hämmer. Und jeden Felsblock, den sie fanden, haben sie in kleine Stücke zertrümmert und dabei gehohlt und geschrien, als wäre jeder Granitbrocken aus Gold. Verrückt.“

Er wird noch einen ganz krummen Rücken bekommen, wenn er sich immer so über dieses Mikroskop beugt. „Woher kriegst du dann deine Gesteinsproben?“ frage ich ihn sarkastisch.

Er macht eine vage Geste. „Hier gibt es überall Steine. Sieh dich doch mal in diesem Raum um. Die Kisten da sind voller Steine, Felsproben, Überreste von Expeditionen und Forschungscamps. Niemand will sie haben, die sind hier vergessen worden. Ich habe hier so viel Proben, daß es für mein ganzes Leben reicht.“

„Was untersuchst du denn da gerade?“

Und obwohl sein Gesicht direkt über dem Okular klebt, kann ich sein glückliches Lächeln sehen. „Die Kristallstruktur der rubinroten Zinkblende“, antwortet er. „Die Vollkommenheit selbst.“

JEROME

Irgend etwas mußte ja schiefgehen. Ich hab zwar noch nie mit dem Mann gearbeitet, aber ich hab ihn lange genug beobachtet, um mich auszukennen. Er ist zu weich, er sollte nicht mehr in die Tundra gehen, er ist sicher über vierzig. Als sie mir gesagt haben, ich würde mit Mackenzie arbeiten, da wußte ich: er wird der Chef sein, und ich muß die ganze Arbeit machen. Ich bin seit zehn Jahren im Außendienst, es sollte mein Projekt sein, ich weiß weit mehr über Uran und über die Gegend als er. Außerdem ist er stur, will mir nicht zuhören, nickt bloß und macht genauso weiter wie vorher. Immerhin, dieser Sommer dürfte sein letzter sein. Warum würden sie uns sonst am selben Projekt arbeiten lassen?

Aber es ist schlimmer, als ich dachte. Als Thompson und ich mit der Maschine aus Edmonton ankommen, erwartet er uns mit einem Gesicht, als hätte er gerade ein faules Ei verschluckt. Er war in der Bar, ich rieche seine Fahne. Ich frage ihn gleich, wie es weitergeht, aber er ignoriert mich einfach und hilft Thompson, die Kartenrollen und das Funkgerät zu tragen. Er hat noch nicht gelernt, die Dreckarbeit den Assistenten zu überlassen, die sonst für nichts gut sind. So wie Thompson. Wenn man dem nicht Beine macht, steht er nur herum und stellt die ganze Zeit seine Theorien auf. Nichts als Schwachsinn, der Kerl glaubt, er lebt in einem Science-Fiction-Film. Er arbeitet schon acht Jahre als Geologe, aber er hat keinen Schwung, keinen Instinkt für Erfolg. Macht keinen Dauerlauf, hat keine Ahnung von Eishok-

key, redet im Büro mit den Sekretärinnen, geht mit seiner verrückten Freundin in Konzerte. Ich wette, er raucht sogar Gras.

In manchen Dingen kommen mir Mackenzie und er sehr ähnlich vor. Mackenzie arbeitet jetzt schon fünfzehn, zwanzig Jahre hier im Norden und hat nie den Aufstieg geschafft. Gut, er hat mal eine lausige Mine gefunden, aber das hat ihm überhaupt nichts gebracht. Und außerdem, irgendwas stimmt nicht mit einem Mann, der seine Frau nicht in der Hand hat, der zuschaut, wie sie auf und davon geht. Shirley sollte das mal versuchen, sie würde bald sehen, was dann los ist. Allerdings würde sie das gar nicht erst machen, sie hat Respekt.

Der Koch ist schon da, sagt Mackenzie, und der Rest der Mannschaft kommt morgen an; wenn also das Eis mitspielt, können wir bald los. Ich kann den Sommeranfang nicht leiden. Nichts ist organisiert, die Männer trinken die ganze Nacht, die Assistenten müssen eingearbeitet werden. Sie scheinen sich immer erst zu beruhigen, wenn sie schon eine Woche draußen sind und ihnen klar wird, daß sie drei Monate ununterbrochen die Tundra vor sich haben. In meinen Camps gibt's keinen Alkohol, aber wer weiß, was Mackenzie ihnen alles durchgehen lassen wird.

Wir treffen uns in seinem Zimmer, um uns kurz die Karten anzusehen. Unsere Zielgebiete sind gut. Wir könnten einen erfolgreichen Sommer haben. Mackenzie hat eine Idee auf Lager: Er besteht darauf, daß wir den anderen nicht sagen, wo es hingeht. Vielleicht kapiert er es langsam; ich erzähle meiner Mannschaft nie was. Und dann klopft es an der Tür.

„Unser Koch“, sagt Mackenzie. Er steht auf, und kaum daß ich mich umgedreht habe, sagt er schon, als

hätte er die ganze Nacht geübt: „Ich möchte euch J.L. vorstellen. Wir können uns glücklich schätzen, daß sie diesen Sommer für uns kochen wird.“ Dabei macht er ein so völlig ausdrucksloses Gesicht, als hätte er eine Maske aufgesetzt.

Ich schaue von ihm zu ihr und wieder zu ihm, kann gar nicht fassen, daß er das ernst meint. Es ist ein Mädchen, von der flachbrüstigen Sorte zwar, aber ein Mädchen. Und jetzt weiß ich, daß er wirklich durchgedreht hat. Thompson grinst idiotisch und schüttelt ihr die Hand, er ist zu jung, um auch nur ein bißchen Ahnung von Frauen zu haben. Hat wirres Zeug im Kopf, einmal hat er mir sogar erzählt, daß weibliche Geologen seiner Meinung nach härter arbeiten als Männer. Wenn es nach mir ginge, dann sollten sie Frauen gar nicht erst reinlassen, Geologie ist ein Männerberuf.

„Und das ist Jerome, der stellvertretende Leiter der Gruppe“, sagt Mackenzie. Mistkerl.

Sie nickt mir zu und sagt dann zu Mackenzie: „Frühstück um acht?“

„Prima“, antwortet er. „Bis morgen dann.“

„Gute Nacht.“ An der Tür dreht sie sich nochmal halb um und grinst Thompson an, als würde sie ihn schon jahrelang kennen.

„Kennst du sie?“ frage ich ihn.

Er lacht. „Hab sie noch nie in meinem Leben gesehen.“

Mackenzie beugt sich über die Landkarten. „Also, wenn wir uns zunächst auf dieses Gebiet hier konzentrieren . . .“

„Moment mal! Was zum Teufel geht hier vor?“

„Wovon redest du?“ Mackenzie wirft mir einen kühlen Blick zu.

„Verdammt noch mal, eine Frau?“

Thompson setzt ein breites Grinsen auf und sagt: „Ich finde, sie sieht ganz ordentlich aus.“

Ich ignoriere ihn, seine Meinung zählt nicht. „Du kannst einfach keine Frau ins Camp bringen. Sie wird die Einsamkeit nicht ertragen, sie wird nur Ärger machen.“

„Wieso?“ fragt Mackenzie.

„Ein Mädchen und ein Haufen Männer? Du bist ja verrückt!“

„Wieso?“ fragt er noch einmal mit seiner ruhigen Stimme.

„Mein Gott! Mackenzie, komm, du weißt doch genau, daß das niemals gut gehen kann.“

Er sieht mich nur an, und sein Blick wird härter und seine Augen blauer. Wie ich gesagt habe, stur, aber ich muß ihn davor zurückhalten, einen großen Fehler zu machen.

„Willst du mir erzählen, daß es tatsächlich deine Absicht war, dieses Mädchen als Köchin einzustellen?“

„Nun ja“, sagt er, „nicht direkt.“

„Dann hat dich die kleine Schlampe also mit einem Trick dazu gebracht.“

„Nein“, sagt er leise, „ich hab sie eingestellt.“

„Wirf sie raus.“

Er lächelt beinahe. „Mit welcher Begründung?“

„Firmenvorschriften, Richtlinien über den Außendienst, denk dir irgendwas aus. Sie kann nichts dagegen machen. Mackenzie, wir können unmöglich mit einem Mädchen im Camp arbeiten. Das ist schlecht für die Moral der Truppe.“

Er starrt mich lange an und ballt dabei seine Hand zur Faust und öffnet sie wieder. Thompson ist sein Grinsen jetzt vergangen, und er sieht abwechselnd auf Mackenzie und auf mich. Dann wendet sich Mackenzie ab und

fängt an, langsam und sorgfältig eine der Karten einzurollen.

„Jerome, ich verstehe deine Gefühle, aber wenn du mit einer Frau im Camp nicht einverstanden bist, dann solltest du vielleicht um ein anderes Projekt bitten. Du benimmst dich wie ein Schuljunge, der die Nase rümpft und sagt: ‚Iih, Mädchen!‘ Sie mag eine Frau sein, aber ich werde sie nicht rauswerfen. Sie wird diesen Sommer für uns kochen.“

Er ist übergeschnappt. „Du weißt, wie die Firmenleitung darüber denkt!“

Vorsichtig schiebt er die eingerollte Karte in eine Papprolle. „Ich weiß, wie die Firma über Frauen im Camp denkt. Ich übernehme die Verantwortung für sie.“

Das sieht ihm ähnlich. Ich mache da nicht mit, sie wird uns den Sommer verderben. Außerdem wird sie es nie durchstehen. Frauen gehören einfach nicht dort hinaus. Ich möchte wissen, wie sie es geschafft hat, was für ein Abkommen sie mit ihm getroffen hat. Etwas zu jung, um seine Freundin zu sein, aber heute weiß man das nicht mehr so genau. Außerdem würden Mädchen wie sie mit jedem vögeln, um ihren Kopf durchzusetzen.

MACKENZIE

Ich bin nicht abergläubisch. Wenn ich es wäre, hätte ich die Geologie schon längst aufgegeben. Manche glauben, wenn ein Sommer schlecht beginnt, dann ist sein Ende nicht besser. Daran habe ich nie geglaubt, aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher.

Sie hat mich überrumpelt, aus der Fassung gebracht. Nicht weil sie eine Frau ist, sondern weil es mir nicht aufgefallen ist, weil ich es zwei Tage und eine Nacht lang nicht bemerkt habe und sie dabei die ganze Zeit direkt vor der Nase hatte. Ich verliere offenbar meinen Instinkt; jeder andere Mann hätte es gespürt. Sie sieht zwar wirklich ein bißchen wie ein Junge aus, Thompson hat das auch gleich gesagt. Aber es ist eine Sache, wenn sie aussieht wie ein Junge, und eine andere, wenn ich zwei volle Tage lang fest davon überzeugt bin, daß sie ein Junge *ist*. Der Hut hat viel ausgemacht. Als sie ihn abnahm und ich die Gelegenheit hatte, sie genau zu betrachten, konnte ich sehen, daß sie sogar eine weibliche Kopfform hat. Deshalb wird sie ihn auch aufbehalten haben, als wäre er angewachsen. Nachdem ich den Fehler einmal gemacht hatte, wußte sie nicht, wie sie es mir sagen sollte. Als sie es dann doch tat, wurde es mir augenblicklich klar, und ohne Zweifel war es auch das, was mich die ganze Zeit so gestört hatte. Und diese Erkenntnis erschreckt mich. Nicht weil ich aus Versehen eine Frau eingestellt habe, sondern daß ich sie tatsächlich für einen Mann halten konnte.

Janice hat mich vor zehn Jahren verlassen, und die

Frauen, die ich seitdem berührt habe, kann ich zählen. Ich meine die, die ich auch sexuell als Frauen gesehen habe, nicht Sekretärinnen oder Frauen von Freunden und Kollegen oder einfach Frauen, die irgendwo gingen, fuhren oder saßen, im Bus oder beim Einkaufen. Und auf einmal wird mir bewußt, daß ich seit drei Jahren nicht mehr mit einer Frau geschlafen habe. Ich kann es selbst kaum glauben, sicher habe ich es nur vergessen, aber nein, ich erinnere mich an jede einzelne.

An Janice erinnere ich mich so deutlich. Nachdem sie eine Weile fort war, habe ich es eine Zeitlang mit Prostituierten versucht, eine ziemlich unkomplizierte Sache, aber sie waren nie ganz das Richtige, irgend etwas hat mich immer irritiert. Ich habe immer eine gesucht, die ihr ähnelte, die gleiche Größe oder die gleichen Haare, aber ich hatte jedesmal das Gefühl, als würde ich versuchen, Janice anders zu machen, wenn ich mit diesen Frauen schlief, und das wollte ich nicht. Danach habe ich gelegentlich einen Abend mit Hélène verbracht, einer kleinen Französin aus dem Konstruktionsbüro. Ich hatte mich gerade ein bißchen an sie gewöhnt, als sie eines Tages explodierte und zu mir sagte, ich wäre zwar sehr nett, aber so furchtbar geistesabwesend, daß ich nie etwas mitbekommen würde. Ich weiß wirklich nicht, was sie damit meinte. Sie hat mich so schnell aus ihrer Wohnung rausgeworfen, daß mir erst im Treppenhaus klar wurde, was passiert ist. Zu mir nach Hause sind wir nie gegangen.

Sechs Monate danach hat sie einen der Geophysiker geheiratet und mich nur einmal kurz in meinem Büro besucht, um mir vor der Tür zu sagen: „Siehst du? Bist du jetzt glücklich?“

Ich begreife nicht, was ich falsch gemacht habe. Ich mochte sie gern, aber irgendwie war es leichter, wieder

zu den Huren zu gehen, denen mußte ich nichts vorspielen, man macht es einfach und geht leer wieder davon. Bis ich dann nur mehr alle sechs Monate eine mitgenommen habe. Sie taten mir leid, diese Mädchen, die sich in Hauseingänge drückten, schmerzende Füße bekamen und einen erwartungsvoll ansahen, wenn man vorbeiging, und sich dabei die größte Mühe gaben, gleichgültig zu wirken. Und ein paar von ihnen waren jung; ich fühlte mich als ihr Vater, und das konnte ich nicht ertragen.

Aber daß ich es wirklich drei Jahre nicht getan haben soll?

Und dann Jerome. Ich habe nicht gerade erwartet, daß ich ihn ausgesprochen nett finden würde, aber ich dachte, er wäre ganz passabel. Dann stellt sich heraus, er ist noch fanatischer auf Vorschriften und Ordnung aus als im Büro, jedenfalls soweit mir aufgefallen ist. Das hätte ich nicht gedacht. Er kam mir immer vernünftig vor. Es war natürlich der Koch, der ihn wild gemacht hat. Ich weiß, daß ich ihn noch von ihr werde fernhalten müssen. Wenn ich sie nicht rauswerfen will, wird er ihr das Leben so schwermachen, daß sie wahrscheinlich von selbst geht.

Über eines muß ich allerdings lachen, sie ist zäh. Trotz der Weichheit ihres Mundes ist sie wie eine flinke kleine Schlange, so eine, die man erst sieht, wenn sie einen schon gebissen hat. Er geht sie gleich am ersten Morgen beim Frühstück an. Erst überlege ich, ob ich mich einmischen soll und ihm ein für allemal beibringen, wer hier der Chef ist, aber nach wenigen Minuten esse ich einfach mein Rührei weiter und tue so, als würde ich nicht zuhören.

„Wenn du der Koch sein willst“, sagt er, bevor sie noch ihren ersten Schluck Kaffee getrunken hat, „woher wissen wir, daß du gut bist? Was hast du vorher gemacht?“

Er ißt und redet gleichzeitig in seiner nervösen, aggressiven Art, Ellbogen auf dem Tisch, und stiert sie wütend an.

Sie fängt an zu essen, kaut gelassen und schluckt erst einen Bissen, bevor sie ein Wort sagt. „Einen Sommer lang in einem Hotel gearbeitet und zehn Jahre auf einer Farm bei der Ernte gekocht. Sag mal“, sie lehnt sich vertraulich zu ihm hinüber, „glaubst du, du kannst so viel essen wie ein Präriefarmer?“

Da weiß ich, daß ich mir wegen ihr keine Sorgen machen muß. Er sieht ein bißchen verwirrt aus, aber es macht ihn rasend, daß sie es wagt, ihm frech zu kommen.

„Es geht mir nicht um die Menge“, sagt er sehr verächtlich.

„Ach so, du willst meine Spezialitäten wissen? Boeuf Bourguignon, Huhn ‚Kiew‘, Côte de Veau aux Champignons, Scallopine alle Vongole, Schweinsmedaillons, eine Muschelsuppe so dick, daß du sie mit dem Messer schneiden kannst, und so verlockende Currygerichte, daß deine Zunge schon brennt, wenn du nur daran riechst. Natürlich mache ich das Brot nach der ukrainischen Methode, Gemüse nach chinesischen Rezepten, Suppen auf deutsche Art, und es gibt nichts, was sich mit meiner italienischen Torte messen kann!“

Thompson fällt fast vom Stuhl, und ich muß schnell ein Stück Toast schlucken, um mein Grinsen zu verbergen. Jeromes Gesicht wird noch röter, als es schon war. „Zu scharfes Zeug. In der Tundra wollen die Männer Fleisch und Kartoffeln.“

Sie läßt einen lauten Seufzer los. „Wie schade. Nun, sowas Einfaches werde ich wohl noch zustandebringen. Übrigens, wolltest du damit sagen, du hast ein Magengeschwür?“

„Nein!“ schnappt er. „Ich hasse nur stark gewürztes Essen!“

Sie beißt ein kleines Stück Toast ab. „Mangelnde Erfahrung“, sagt sie munter. „Bei diesen Dingen muß man erst auf den Geschmack kommen.“ Und sie lächelt ihn an wie einen kleinen Jungen, der partout keinen Spinat essen will.

Er sieht sie an, als würde er sie am liebsten auf der Stelle erwürgen. „Ich hab jede Menge Erfahrung. Aber die einzige Frau, die ich kenne und die überhaupt einigermaßen kochen kann, ist meine eigene!“

Thompson kann sich nicht zurückhalten: „Hättest du sie doch bloß mitgebracht, Jerome.“

Aber ich beobachte J.L., und in diesem Moment sehe ich die Schlange in ihr sich regen, nur einen Augenblick lang. Jerome sieht es nicht, sonst wäre er bestimmt schlau genug, sie in Ruhe zu lassen. Sie hält seiner schäumenden Wut einen Blick wie aus klarem Eis entgegen. „Jerome“, sagt sie und legt Messer und Gabel fein säuberlich nebeneinander auf den Teller, „ich kann Gerichte kochen, die du nicht einmal aussprechen kannst.“ Sie steht auf. „Entschuldigt mich, Gentlemen, ich muß heute noch arbeiten.“ Geht davon und läßt Jerome stotternd bei seinen inzwischen kalten Rühreiern zurück.

„Siehst du“, geht er auf mich los, „siehst du? Die kleine Schlampe wird nur Ärger machen.“

„Wieso?“ meint Thompson unschuldig. „Es klingt so, als könnte sie wirklich gut kochen.“

Jerome wirbelt herum. „Du benimm dich gefälligst, Thompson. Es interessiert mich einen Dreck, ob sie kochen kann.“

Thompson platzt fast vor Lachen. „Ich dachte, deshalb wäre sie hier!“

Jerome wird vielleicht versuchen, sie umzubringen,

bevor der Sommer vorbei ist, aber wir dürften immer was zu Lachen haben.

Und als ob das nicht reichen würde, klingelt das Telefon, als ich nach dem Frühstück in meinem Zimmer sitze und mir eine Liste für Besorgungen mache. Erst denke ich, es ist Jerome, der schon unbedingt aufbrechen will, also lasse ich mir eine Weile Zeit, aber es ist P.Q. aus dem Hauptbüro.

„Mackenzie“, sagt er, „wir haben da ein Problem.“

Ich sage überhaupt nichts, aber ich ahne schon, daß der Ärger heute früh noch gar nichts war; was jetzt kommt, kann das Ende meines Sommers bedeuten. Wie ich schon sagte, ich glaube nicht an Pechsträhnen, aber wenn sie einmal anlaufen, sind sie anscheinend schwer aufzuhalten.

„Mackenzie, bist du noch da?“

„Ja, natürlich. Was ist denn los?“

„Tja, also ich sage dir das sehr ungern, aber wir haben da eine heiße Stelle in den Wernecke Mountains, gleich hinter der Grenze vom Yukon Territory. Vor einer Weile haben wir den Bericht von einem kleinen Prospektor bekommen, und es sieht dort hundertprozentig nach Uran aus. Wir müssen sofort ein größeres Team hinschicken, und da du unser erfahrenster Mann für Uran bist, nehmen wir dich.“

Mist. Die Yukon-Berge. Es ist nicht nur das viele Klettern, sie müssen wahnsinnig sein, wenn sie glauben, daß wir da genug Uran finden, um den Geigerzähler ticken zu lassen.

„Und was wird mit meinem Projekt?“

„Wir schicken jemand anders hin.“

Also wird ein anderer meine Mine finden. Und auf einmal bin ich wütend. „Gibst du es nicht an Jerome?“

Er lacht. „Nein, Jerome bleibt bei dir.“

„Außerdem will ich Thompson und meinen Koch.“

„Du kannst dieselbe Gruppe nehmen. Wir geben dir einen Hubschrauber, einen Jet Ranger, der Pilot ist ausgebildeter Mechaniker. Er müßte heute bei euch ankommen.“

„Aber was ist mit meinem Projekt?“

„Hör zu, Mackenzie, es tut mir leid. Graham wird Ende des Sommers einen Monat mit seinen Leuten dort hingehen.“

„Einen Monat für ein Drei-Monate-Projekt? Ich hätte da eine Mine gefunden!“

„Wo du jetzt hingehst, kannst du auch eine finden. Mackenzie, ich weiß, das kommt sehr plötzlich für dich, aber die Stelle ist erfolgversprechend, und du bist der einzige mit genügend Erfahrung, um ohne Vorbereitung in ein Uranfeld zu gehen. Du solltest die Proben sehen, die der Mann mitgebracht hat!“

„Hat sich jemand das Gebiet angesehen?“

„Ich bin letzte Woche hingeflogen und hab's mir angesehen. Viel Arbeit, sieht aber gut aus. Das Geld ist gestern bewilligt worden, du hast 300.000 Dollar zur Verfügung. Wir wollen da schon seit drei Jahren ein Projekt machen, und jedes Jahr haben wir es aufgeschoben. Jetzt können wir nicht länger warten, sonst geht der Typ zur Konkurrenz, und wir sind draußen.“

P.Q. könnte ein Uranvorkommen nicht mal erkennen, wenn es ihm um den Hals fallen würde. Aber ich gehe, wohin man mich schickt. „Was bleibt mir anderes übrig?“

„Danke, Mackenzie, ich wußte, ich kann mich auf dich verlassen. Ich hab dir die Unterlagen, die Karten und die Analyseergebnisse der Proben eingeschrieben geschickt. Du müßtest alles heute bekommen.“

„Kann ich wenigstens auch nach anderen Erzen suchen?“

Er lacht. „Klar. Niemand hat was dagegen, wenn du Silber findest. Sei nicht so sauer, Mackenzie, es ist eine herrliche Landschaft. Ich wünschte, ich könnte mitkommen.“

Du tust es aber nicht, denke ich. Der gute alte P.Q. Er hat gewußt, wann es Zeit war, mit der Rennerei im Gelände aufzuhören. Ist auch gar nicht viel älter als ich. Vielleicht sollte ich langsam darüber nachdenken, ebenfalls im Büro zu bleiben. Den ganzen Sommer mitten in den Yukon-Bergen, dauernd die Abhänge rauf und runter. Wie gesagt, wenn das Pech einmal anfängt, hört es anscheinend nicht mehr auf.

J.L.

Als er sich den Reißverschluß zugemacht hat und aus dem Männerklo rausgestürmt ist, da dachte ich, mein Sommer ist schon vorbei. Warum mußte ich auch gerade dort damit rausplatzen, bei so einer unpassenden Gelegenheit? Schon wieder mein Gewissen, ich kann es einfach nicht unterdrücken.

Ich hatte geglaubt, er würde es bald herausfinden. Aber nach der ersten Nacht war mir klar, daß er überhaupt noch nicht auf die Idee gekommen war, ich könnte eine Frau sein. Und er würde auch nicht darauf kommen, wenn ich es ihm nicht sagte.

Was sollte ich tun? Ich konnte diese Verkleidungskomödie ja nicht den ganzen Sommer spielen. Wir sitzen also in der Bar und trinken ein paar Runden, und ich hoffe, daß sich beim Bier irgendeine Gelegenheit ergibt, das Thema aufs Tapet zu bringen, als ich plötzlich diesen unbezwingbaren Drang zum Pinkeln bekomme. Ich fühle mich sofort sehr unbehaglich; wenn meine Blase drückt, kann ich einfach nicht weitermachen mit meiner Beichte, daß ich ein Mädchen bin, also stehe ich auf und sage: „Ich muß mal aufs Klo gehen.“

Im selben Moment wird mir klar, was ich getan habe. Die Toilette für Frauen ist auf der einen Seite des Raums, und die für Männer auf der anderen. Welche nehme ich jetzt? Wenn ich ins Damenklo gehe, dann wähle ich damit einen indirekten Weg, es ihm beizubringen, und irgendwie habe ich das Gefühl, daß ich mit ihm geradeheraus sein sollte. Außerdem, was ich so die

letzten zwei Tage gesehen habe, würde er es wohl nicht einmal mitbekommen. Aber aufs Männerklo . . . Es ist meine einzige Möglichkeit, ich muß meine Rolle weiter spielen, bis ich es ihm sagen kann. Ich kann nur hoffen, daß es hier Kabinen mit Türen gibt.

Es gibt sie. Eine. Ich schließe mich ein und entlaste mich von dem Bier der letzten Stunde, dabei grüble ich immer noch, wie ich es ihm sagen soll. Ich höre, wie jemand hereinkommt, seine Hose aufmacht und sich vor das Pissoir stellt. Ich muß einfach hier drin warten, bis er wieder geht. Dann sagt Mackenzies Stimme: „Also, was ist los?“

Warum es mir so schwer fällt, es ihm zu sagen? Ich mag ihn. Er ist ruhig und vernünftig, er versucht nicht, einen in die Enge zu treiben. Ich will nicht, daß er sein Verhalten mir gegenüber ändert. Er ist ein angenehmer Mann, er mag sich selbst, er mag das, was er tut, er hat kein Interesse daran, andere zu unterdrücken. Und zu dieser Einstellung ist er nicht etwa bekehrt worden, er ist einfach unverdorben. So unverdorben und arglos, daß ich manchmal denke, es kann nicht sein Ernst sein, aber es ist so. Ich enttäusche ihn nur äußerst ungern, aber ich kann nicht ewig damit weitermachen.

Und ich kann auch nicht hier sitzenbleiben und nichts sagen, seine Frage in dieser Stinkluft hängen lassen. Auf Männertoiletten riecht es nach Urin; sie haben durch ihre Erziehung nicht so ein schrecklich antiseptisches Verhältnis zu ihren Ausscheidungen mitbekommen wie wir Frauen. Ich ziehe die Spülung und komme heraus.

Er steht vor dem Pissoir, entspannt, zielt ruhig auf das fleckige Porzellanbecken und erwartet, daß ich ihm sage, ich habe Zahnschmerzen oder ich vermisse meine Freundin. Ich sehe ihn an, ein durchschnittlicher Mann mit braunem Haar und blauen Augen, etwa vierzig, aber gut

in Form, ein normaler, einfacher Mann, der sicher eine Frau und zwei Kinder hat, ein Einfamilienhaus und einen Kombiwagen. Einen hübschen Schwanz hat er auch, wie ich sehe, wohlgeformt, nicht lang, ein schönes Profil. Aber woran denke ich da, stehe hier und starre ihn an, und mir bleibt nichts übrig, als seine Frage zu beantworten.

„Mackenzie, ich bin ein Mädchen.“

Das war schlecht, äußerst ungeschickt. Ich habe ihn überhaupt nicht vorbereitet, wie ich es eigentlich vorhatte, habe es ihm nicht wie geplant schonend beigebracht und erklärt.

Ich gehe hinter ihm her zum Hotel zurück und denke dabei an die Einöde der Tundra, diese zitternde Stille, die sich über die fahle Ebene legt, baumlos und ohne Scham. Wenn er mir nicht böse ist, so ist er zumindest aufgebracht. Aber bin ich denn wirklich so geschlechtslos? Ich bin noch nie für einen Mann gehalten worden, obwohl ich manchmal gerne einer wäre. Für sie scheint es soviel leichter zu sein, alles ist klar und einfach, seit ihrer Geburt schon festgelegt. Sie kennen diese Fragen und Zweifel nicht, die man uns auf den Rücken bindet, dieses Reisigbündel, das wir immer mit uns schleppen. Ich habe versucht, es abzuschütteln, es zu Boden zu schleudern und dort liegenzulassen, aber obwohl ich manchmal den einen oder anderen Zweig davon loswerde, ist der Druck immer noch da, alte Märchen und alte Liebhaber, frühere Pflichten, die warnende Stimme meiner Mutter, mein unfehlbares Gewissen.

Ich sehe wirklich ein bißchen wie ein Junge aus. Es ist eher eine Tarnung als eine Verleugnung. Es ist nützlich, klein und dünn und flach zu sein. Es schützt mich vor mir selbst, verbirgt meine Verwundbarkeit. Die Männer werden so als erstes von meinem Denken und Reden an-

gezogen. Und sie sind dann immer erstaunt über meine Sinnlichkeit, als könnte ein Körper wie meiner dazu nicht fähig sein.

Deborah ist das genaue Gegenteil, so üppig wie ich mager bin. Und ich habe zwar manchmal gedacht, daß ich gerne mein Bündel gegen ihres tauschen würde, aber wenn ich sehe, wie die Männer ihr begegnen, dann kann ich nur froh sein. Wir sind seit Jahren befreundet, echte Freundinnen, die absolut offen zueinander sind. Seit Jahren beobachte ich, wie sich die Männer auf sie stürzen; unfähig, ihre Hände unter Kontrolle zu halten, fassen sie nach einer Strähne ihres Haars, beobachten die geringste Bewegung ihrer vollen Lippen. Und sie sind jedesmal überrascht, oh, sie überrascht sie, eine Frau mit einem lasterhaften Körper, der darunter kalt wie Stahl ist; überrascht, daß sie in eine Falle geraten, wenn sie die Hand nach ihrer Weichheit ausstrecken, daß sie einen so unnachgiebigen Verstand in diesem verführerischen Körper finden. Sie hat mich verstehen gelehrt, ich kann mit mir zufrieden sein, mich über das freuen, was mir fehlt. Denn ich habe sie weinen gesehen, habe langsam zwischen den Fingern, die ihr Sirengesicht bedeckten, Tränen hinuntertropfen gesehen. Und ich habe gehört, wie sie sich verflucht hat, dieses wunderschöne Gefängnis ihrer Glieder verflucht hat. Und selbst ich, die ich mich insgeheim danach sehne, so zu sein wie sie, kann es kaum begreifen: Warum sollte jemand nicht schön sein wollen?

Aber ich habe mich noch nie für einen Jungen ausgegeben.

Ich werde ihm alles erklären, werde ihm sagen, wie gern ich mitkommen will, wie sehr ich mir wünsche, die Stille zu hören. Ich habe die Beichten so satt. Aber ich fürchte, Paul hatte recht. Frauen bedeuten Schwierigkei-

ten, und ich habe die Sache nicht gerade gut angefangen. Mackenzie wird mich sicher morgen in die erste Maschine nach Edmonton setzen.

Seine Zimmertür ist offen, und dahinter sehe ich ihn, wie er sich über seine ausgebreiteten Karten beugt, sie so intensiv studiert, als könnten sie ihm etwas mitteilen, als könnten sie ihn schützen. Es ist, als ob in diesen Landkarten sein Lebensweg eingezeichnet wäre; er behandelt sie so vorsichtig, so liebevoll, zieht sie wieder und wieder zu Rate. Ich sehe ihn da sitzen, die Konturen seines Gesichts und seiner Schulter, die verborgene Kraft seines Unterarms, der auf dem Schreibtisch ruht, und plötzlich möchte ich ihn gern berühren, ihn trösten für all die unerforschten Gebiete, ihm sagen, wie ehrlich leid es mir tut, daß ich kein Junge bleiben kann.

„Steh nicht da draußen vor der Tür“, sagte er, ohne den Kopf zu heben oder mich anzusehen. „Komm rein!“

Ich trete ins Zimmer und schließe die Tür.

Er studiert die Karte, als könnte sie ihm helfen, Worte zu finden.

„Wirst du mich rausschmeißen?“ Ich warte. Ich werde mich nicht dafür entschuldigen, daß ich eine Frau bin.

Er fährt mit dem Bleistift einen Flußlauf entlang. „Kannst du kochen?“

Ich bin erstaunt, seine Logik überrascht mich. „Ja, das kann ich.“

Dann dreht er sich um und mustert mich einen Moment lang, runzelt die Stirn unter seinen ungekämmten Haaren, die in wenigen Jahren grau sein werden, das sehe ich. „Ich meine“, sagt er langsam, „kannst du wirklich *kochen*?“

Jetzt verstehe ich. Er schämt sich, ist verärgert, weil er mich für einen Jungen gehalten hat, aber nun starren wir

einander an, und da merke ich, daß er mich gar nicht rauswerfen will, es ist ihm vollkommen egal, ob ich ein Mann oder ein Frau bin.

Ich gehe auf ihn zu und strecke die Hand aus. „Mackenzie, ich verspreche dir, ich werde der beste Koch sein, den du je im Leben gehabt hast.“

Er nimmt meine Hand und hält sie einen Augenblick fest, als ob er meine Kraft prüfen will. „Kein Wort darüber, hörst du?“

Ich nicke.

Dann grinst er, und plötzlich merke ich, daß ich ihm gar nichts erklären muß. Er weiß Bescheid.

„Eins sage ich dir“, er droht mir mit dem Bleistift, „du wirst es nicht leicht haben. Sie sind nicht daran gewöhnt, es wird ihnen nicht gefallen.“

Ich lächle ihn bloß an, bis er nervös wird.

„Also gut, du hast deinen Willen“, sagt er ruppig. „Besorgen wir dir erstmal ein anderes Zimmer, und dann fahre ich raus zum Flugplatz, um Thompson und Jerome abzuholen.“

THOMPSON

Am Abend vor dem Aufbruch gehen wir noch mal in die Bar. Eine letzte tolle Sauferei. Wir alle machen uns für den Sommer bereit. Cap und Hearne und Franklin und ich, wir fangen recht früh an, so daß um acht die Wände schon vor uns verschwimmen und wir gar nicht mehr an das Abendessen denken. Später kommt dann Mackenzie und bringt diesen komischen Jungen und Jeromes Assistenten und Ivan mit, unseren frisch zugeteilten Helikopterpiloten. Sogar Jerome taucht auf und nimmt ein paar Schlucke — mächtig anständig von ihm, wir zahlen ja schließlich.

Hearne erklärt Milton geduldig seine Kamera, dem Jungen, der zwar kein Bier trinkt, aber riesige Mengen Tomatensaft in sich reinschüttet, um mit uns mitzuhalten. Franklin zeigt uns die richtige Sitzhaltung beim Meditieren, und Cap hat seinen Stuhl nach hinten gekippt und macht die Augen zu, während er mit den Fingern im Takt zur Musicbox schnippt. Plötzlich hebe ich mit einem Ruck den Kopf und sehe Mackenzie drohend an.

„Wo ist der Koch?“

Am anderen Ende des Tisches nimmt Mackenzie bedächtig einen Schluck von seinem Bier. „Im Hotel, glaube ich. Wollte nicht trinken gehen.“

Ich versuche, mich auf sein Gesicht zu konzentrieren, damit ich erkennen kann, ob er lügt. Mackenzie lügt verdammt schlecht. Ich zeige anklagend mit dem Finger auf ihn. „Du hast sie gefeuert!“

„Nein, sie kommt mit.“

Cap zwinkert und sieht Mackenzie an. „Sie? Wer?“

Er ist zwar kurz vor dem Umkippen, aber wenn Cap auch nur ein weibliches Fürwort hört, ist er gleich wieder voll da.

Mackenzie grinst. „Niemand. Du bist ja völlig zu.“

Ich schüttele den Kopf. „Nicht doch. Ich hab sie gesehen. Ich hab sie gesehen. Zweimal.“

Mackenzie nimmt noch einen Schluck Bier. „Warst du in letzter Zeit mal beim Augenarzt?“

„Ich hab sie aber gesehen! Frag doch Jerome . . .“ und ich drehe mich um, aber Jerome ist weg, sein Stuhl ist leer.

Mackenzie hebt die Hand, um eine neue Runde zu bestellen. „Thompson, du hast ja Halluzinationen.“

„He, versuch nicht, mich zu verarschen, Mann. Ich hab sie *gesehen*, ich hab mit ihr *geredet*!“

„Hast du sie angefaßt?“ Er macht ein völlig unbewegtes Gesicht, abgesehen davon, daß ich es andauernd doppelt und dreifach sehe.

Ich schließe die Augen und versuche angestrengt, mich zu erinnern, und auf einmal bin ich nicht mehr so sicher. Auf diese Art beginnt jede Expedition, und bei allen anderen Expeditionen war nie ein Mädchen dabei.

„Aber ich . . . ich hab ihr die Hand geschüttelt . . .“

Mackenzie lacht los. „Thompson, du bist besoffen!“

Ich schlage mit der Faust auf den Tisch, daß alle zuhören. „He, Leute! Ihr habt sie doch auch gesehen. Den Koch.“

Sie sehen mich alle an, als wäre ich übergeschnappt, und trinken weiter. Cap beugt sich zu mir rüber und klopft mir auf die Schulter. „Mensch, Thompson. Hör auf zu träumen! Sie würden uns doch nie ein Mädchen geben, das weißt du genau!“

Ich sinke in meinem Stuhl zusammen und starre auf den verdreckten Tisch. „Ich hab sie bestimmt gesehen.“

Mackenzie lacht schon wieder.

„Du verdammter Lügner“, knurre ich, „du willst mich nur durcheinanderbringen.“

„Du bist ja schon ganz durcheinander“, sagt Mackenzie. „Meinst du nicht auch, Zeke?“ Er grinst den großen indianischen Rausschmeißer an, der auf einmal neben unserem Tisch steht. „Sieh dir diese Typen an, Zeke. Bis oben hin voll. Du solltest sie rauswerfen.“

„Euer letzter Abend, was?“ brummt Zeke. „Wieso bist denn du noch nüchtern, Mac?“ Zeke ist der einzige, der Mackenzie mit Mac anredet.

„Ich muß heute nacht noch arbeiten.“

Zeke blickt zu Mackenzie hinunter, und ich mag zwar betrunken sein, aber ich bin sicher, er hat mit seinen Lippen eine Bewegung angedeutet, die noch nie einer bei ihm gesehen hat: er hat beinahe gelächelt.

„Willst du sie ködern oder wirst du sie zuschnappen lassen?“

„Wovon redest du?“ fragt Mackenzie.

„Von deiner Bärenfalle.“

„Was für 'ne Bärenfalle?“

Zeke lacht und klopft Mackenzie mit seiner riesigen Hand auf die Schulter, bevor er wieder zurück an seinen Platz bei der Tür geht. „Macht euch einen schönen Sommer“, sagt er noch, dann verschwimmt auch er.

MACKENZIE

Von hier aus wirft die kalte Wasseroberfläche ein Mosaik aus Türkis auf die dunklen Steilhänge der Berge. Man könnte meinen, das Eis sei geschmolzen, aber es ist nur abgesunken und treibt jetzt grün und starr am Grund des Sees, wo es den ganzen Sommer bleiben und das Wasser eisig kalt machen wird. Dieser See da wird niemals warm genug sein, daß man darin schwimmen kann.

Auch Schnee liegt noch in einzelnen, verstreuten Flecken auf dem Moos. Unsere Kisten und Schachteln, unsere Überlebensgarantie für den Sommer, sehen dazwischen verloren aus, unzulänglich.

Wir sind da. Mitten in den Wernecke Mountains, in einem Hochgebirgstal, das keinen Sommer kennt, nur härtere und mildere Zeiten des Winters. Nichts hält hier die heftigen Windstöße auf, die von den Bergen herunterfegen. Wir sind über der Baumgrenze, über allem, wie es aussieht. Ich denke immer noch an die Tundra und an mein fallengelassenes Projekt, aber was kann ich da noch tun? Wir sind hier.

Der Wind trägt unsere Geräusche davon, schwächt die Stimmen der Mannschaft ab, die dabei ist, die Sturmzelte aufzustellen; sie bleiben dicht beieinander, als wollten sie sich so gegen die Kälte schützen, die auch ich fühle. Hinter mir steht das große Jütlandzelt, straff gespannt und stabil, aber auch es kann die durchdringende Kälte des Windes im dunstigen Sonnenlicht nicht abhalten. Und dann höre ich in der Ferne das *womm womm* des

Hubschraubers, dessen Drehflügel die Luft zerschneiden. Bevor der Jet Ranger noch über den schiefergrauen Gebirgskamm im Osten gedonnert kommt, stehen wir schon alle mit dem Hammer in der Hand da und schauen nach oben. Über dem Grat zögert er scheinbar, dann sinkt er rasend schnell in einer Spirale aus gelbem und schwarzem Metall hinunter, die singenden Propeller übertönen jetzt den Wind. Ich laufe auf die freie Fläche hinter dem großen Zelt zu, beschreibe mit den Armen einen Kreis, um ihm das Zeichen für einen ebenen Landeplatz zu geben. Die anderen stehen immer noch mit offenem Mund da und halten die Nase in die Luft. Im Cockpit sehe ich kurz die Sonnenbrille des Piloten neben Thompsons grinsendem Gesicht aufblitzen.

Der Helikopter geht tiefer und tiefer, Staub und trockenes Wintermoos werden vom Luftsog unter den Kufen aufgewirbelt, und plötzlich blähen sich die Sturmzelte auf und fliegen in die Luft, olivgrünes Segeltuch, das munter an seinen kümmerlichen Leinen und Heringen zerrt. In den erschrockenen Rufen der herbeirennenden Männer und dem Heulen der Propeller steigen die sechs Zelte in die Luft, eins nach dem anderen. Riesige krüppelartige Drachen, so erfüllen sie wie gebauschte Segel den frostigen Himmel einen flüchtigen wilden Augenblick lang mit Grün, um dann zu verharren und wieder zu Boden zu stürzen, verstreute Haufen aus formlosem Stoff auf dem grauen Moos. Nur das weiße Jütlandzelt steht noch unerschütterlich fest. Der Motor heult ein letztes Mal auf und wird dann zu einem leisen Klagen, das in einem Seufzer verklingt, die Flügel drehen sich immer noch schwirrend im Nachhall des erstickten Windes. Einen Moment lang ist alles still, dann kommt J.L., den Hut auf dem Kopf, einen Holzlöffel in der Hand, durch die Türklappe des stehengebliebenen großen Zelts

— ihres Kochzelts — heraus und fängt an zu lachen. Sie lacht laut und herzlich über die zusammengefallenen Haufen aus Zeltstoff.

Der Pilot sieht sie mißmutig an. „Das ist gar nicht komisch. Verdammt gefährlich, wenn sich davon eins im Propeller verfängt.“

Aber die anderen sind schon wieder dabei, die Zelte etwas weiter weg neu aufzustellen. Sie reden und lachen, als wäre der Sommer angesagt worden. J.L. spricht mit ihnen, ihre Stimme dringt hell durch das harte Klopfen eines Hammers auf einem eisernen Zeltpflock.

Sie erstaunen mich. Ich dachte, daß ihre Gegenwart die Männer hemmen würde, sie ein bißchen stiller machen, zumindest solange sie nicht an sie gewöhnt sind, aber jeder hat sich offenbar vorgenommen, so zu tun, als wäre sie ein alltägliches Ereignis, etwas, das ihm jeden Sommer passiert. Alle bemühen sich verbissen, sie als nichts Besonderes zu behandeln. Aber ich sehe, wie es in ihren Köpfen arbeitet, wie jeder einzelne überlegt, wie lange es wohl braucht, bis er zu ihr ins Zelt schlüpfen kann.

Jetzt habe ich wirklich das Gefühl, daß wir da sind, der kalte Wind ist völlig unwichtig geworden, der Sommer hat angefangen. Und wenn Thompson nichts dagegen hat, die Arbeiten im Camp zu überwachen, dann kann ich vielleicht den komischen Hubschrauber nehmen und auf diesen Berg da fliegen, um mal nachzusehen, ob da wirklich etwas zu finden ist.

MILTON

Kein einziger Christ dabei.

Der Koch ist ein Mädchen. Alle haben mir gesagt, im Norden gibt es keine Mädchen.

IVAN

Seit diesem Anruf, bei dem sie mir gesagt haben, daß ich dieser Gruppe zugeteilt worden bin, habe ich nicht mal Zeit zum Pinkeln gefunden. Klar, das ist genau der Job, auf den ich immer gewartet habe. Einen ganzen Sommer lang herumfliegen, das wird mir eine Menge Flugstunden bringen. Und eine schöne kleine Maschine haben sie mir auch gegeben. Ich fliege viel lieber mit einer 206 B als mit einer Hiller oder einer Bell 47, keine Frage. Wahrscheinlich war ich genau der Mann, den sie gebraucht haben. Es ist nicht leicht, jemanden zu finden, der gleichzeitig Pilot und Mechaniker ist. Auf jeden Fall hilft einem das, Jobs zu ergattern, wenn man nicht viel praktische Erfahrung hat. In diesem Sommer dürfte ich so an die zweihundert Stunden zusammenbringen, und damit kann ich überall, wo ich will, als Pilot arbeiten. Wer die Flugstunden hat, der kriegt die ruhigen Jobs, Inspektionsflüge an den Pipelines oder Schädlingsgift sprühen. So einer braucht keine drei Monate in den Yukon Mountains zu frieren.

Aber was soll's, alles ist eine Erfahrung wert. Der Leiter der Gruppe scheint in Ordnung zu sein, ein ruhiger und umgänglicher Mann. Der wird mir keinen Ärger machen. Dieser andere Kerl mit der sauertöpfischen Miene tut nichts als Befehle geben. Und keiner hört hin. Bis auf den mageren Engländer, der muß sein Assistent sein oder sowas Ähnliches. Armes Schwein. Der wird keinen schönen Sommer haben. Und wie ich dann sehe, daß der Koch ein Mädchen ist, erscheint mir der Sommer

gleich rosiger. Komisch, aber es scheint, daß Camps mit Frauen drin viel entspannter und gemächlicher sind. Die Männer werden nicht so aggressiv und fluchen nicht so viel wie in Camps, wo sie drei Monate nichts als andere Männer sehen. Sie sind auch nicht so waghalsig, und eins kann ich sagen: das erhöht die Überlebenschancen des Hubschrauberpiloten ganz enorm. Wenn ein Haufen Männer zusammensitzt und redet, dann kommt bald der Moment, wo sie Kunststückchen veranstalten wollen, Sturzflüge aus den Wolken wie ein Bomber und ähnliche Scherze.

Außerdem steht eins fest: Das Essen wird besser sein. Den alten Knacker letzten Sommer werd ich nie vergessen. Er hat ganz gut gekocht, aber er wollte nie mit uns zusammen essen. Stattdessen hat er uns immer nur beim Essen zugesehen und ab und zu vor sich hin gekichert. Es wurde so schlimm, daß ich es kaum noch runterwürgen konnte, weil er uns dauernd beobachtete, er saß da und nickte mit dem Kopf und lächelte. Das ging so weit, daß man sich nicht mehr sicher sein konnte, was man da eigentlich vor sich hatte. Eines Tages hab ich ihn dann gepackt und geschüttelt und damit gedroht, ihn umzubringen, wenn er uns nicht sagt, was er in den Eintopf getan hat. Aber er hat hoch und heilig geschworen, er hätte gar nichts damit gemacht, nur einen gewöhnlichen Eintopf. Der Expeditionsleiter hat mich davon abgehalten, ihm den Schädel einzuschlagen. Aber auch danach wollte der Kerl nicht mit uns essen. Hat uns nur immer zugesehen und gekichert. Mann, ich hatte vielleicht ein ungutes Gefühl im Magen. Alles andere ist besser als so eine Verpflegung wie damals.

Einen Tag nachdem ich in Yellowknife ankomme, sind wir fertig zum Aufbruch. Die halbe Mannschaft fliegt mit unserer Ausrüstung in einer Twin Otter los,

also dürfte es in der Nähe des Camps einen See geben. Jerome mit seinem britischen Assistenten und noch einer warten auf den zweiten Flug, wo sie den Treibstoff, das Funkgerät und die Antennen mitnehmen. Man merkt, Jerome hat nichts dafür übrig, beim Aufbauen des Camps mitzuhelfen.

Thompson fliegt mit mir im Helikopter mit und macht den Navigator. Er scheint mir ein ganz vergnügter Typ zu sein. Daß er gern fliegt, merke ich auf Anhieb. Als wir vom Landeplatz abheben, kriegt er gleich diesen gewissen Gesichtsausdruck, wie ein kleines Kind im Zirkus. Und natürlich, bald erzählt er mir, daß er den Flugschein für Privatflüge hat und so oft wie möglich auf leichten Maschinen fliegt. Fragt mich den ganzen Weg über den Hubschrauber aus. Außerdem verliert er nicht die Orientierung. Dirigiert mich direkt zum Camp, während ich die ganze Zeit krampfhaft überlege, wo wir eigentlich sind. Ich hätte mich bestimmt verfliegen, diese Seen sehen doch alle gleich aus.

Und dann halte ich die Maschine vorsichtig gegen den Seitenwind, versuche sie möglichst sanft und gerade aufzusetzen, als plötzlich jedes einzelne dieser verfluchten, halb befestigten Zelte davonsegelt wie ein Drachen im Sturmwind. Mann! Ich klammere mich einfach an den Steuerknüppel und bete. Es braucht sich bloß eine Plane im Rotor zu verfangen und *rums*, sind wir tot. Zum Glück hängen sie immer noch an den Pflöcken und werden nur durch die Luft geweht.

Aber dann steige ich aus, ziehe den Kopf unter dem rotierenden Propeller ein und gehe zu Mackenzie hinüber, der mich begrüßt: „Willkommen in Fort Chaos!“, und ich denke nur: Was zum Teufel mache ich hier?

MACKENZIE

Gesamte Mannschaft beim Aufbau des Camps einteilen.

1. Zelte aufstellen, Planen spannen.
2. Antennen ausrichten. Cap soll den Funkkontakt testen.
3. Eßtisch, Zeichenbrett, Regale, Kochergestell im Gemeinschaftszelt bauen.
4. Dusche anlegen.
5. Müllgrube ausheben.
6. Latrine graben.
7. Grube zur Fleischkühlung ausheben.
8. Luftaufnahmen sichten.
9. Kartenmaterial sortieren.
10. Bewilligte Gelder ausrechnen.

THOMPSON

Selbst wenn man einen Kater hat, ist der Flug mit dem Hubschrauber doch was ganz Besonderes, viel besser als mit einem Flugzeug. Es ist, als würden wir über den Gebirgsketten frei schweben, an den Rotorflügeln hängen und den endlosen Gipfeln da unten fast nicht näherkommen. Mühelos steigt der Helikopter und setzt über einen Grat, um dann gleich wieder ohne Gas und im freien Fall hinunterzugehen und dem weit geschwungenen Abhang bis zum Talboden zu folgen. Dieses Höhersteigen, und dann dieser herrliche, nie endenwollende Fall, das ist wie eine Fahrt auf einer magischen Achterbahn, die auf den Konturen der Berge entlangsaust. Vielleicht kann ich Ivan überreden, mich auch mal fliegen zu lassen. Ich weiß, einen Hubschrauber zu lenken ist weitaus schwerer als ein Flugzeug; es kostet viel Konzentration und Körperkraft, ihn mit diesem schweren Steuerknüppel zwischen den Beinen im Gleichgewicht zu halten. Ivan ist ziemlich klein, er sieht gar nicht so kräftig aus. Aber er fliegt wahnsinnig gerne, das merkt man schon daran, wie er es sich in seinem Sitz bequem macht und den Motor auf Hochtouren laufen läßt, bis die Propeller singen, an dem schwerelosen Gefühl beim Abheben und bei der Wende, wenn er die Maschine in die Luft hochzieht.

Mackenzie ist nicht ganz glücklich mit dieser Stelle, im Gegensatz zu mir. Wir haben das Camp auf einem Kar gleich neben einem Bergsee aufgebaut, ein idealer Platz, hoch genug, daß uns die Insekten nicht belästi-

gen. Hier werden wir den ganzen Sommer lang bleiben. Ich kann es kaum erwarten, auf den Kamm des Berges zu kommen und mit der Erkundung anzufangen, die Felsen sind hier viel besser als in der öden Ebene der Tundra. Aber heute machen wir erstmal das Camp. Mackenzie überläßt es mir, nach dem Rechten zu sehen, während er mit dem Helikopter losfliegt, um die Claims zu begutachten, auf die wir eine Option angemeldet haben. Ich hab nichts dagegen. Natürlich hat Jerome es so arrangiert, daß er mit dem letzten Flug herkommt, der wird keine Dreckarbeit machen.

Ich knie auf dem Sperrholzboden des Jütlandzelts und nagle gekreuzte Pfosten zusammen, so daß sie eine Art Bock bilden, auf dem der Tisch fest stehen kann. Ich mag Zimmermannsarbeit, aus Holz etwas Richtiges und Verwendbares herstellen. Draußen höre ich die Stimmen der anderen zwischen meinen Hammerschlägen.

„Wo ist denn jetzt das Seil, verdammt noch mal?“

„He, Cap, bringst du mal die zweite Schaufel rüber?“

Heute abend wird unser Camp schon eine kleine Siedlung sein, mit dem Kochzelt in der Mitte, das auf den See hinausgeht, die kleineren Zelte in einem engen Kreis rundherum aufgestellt, die Kabel der Funkantenne mit grellbunten Fähnchen behängt, und zur Abfallgrube und zu unserem Klo gibt es schon einen Trampelpfad. Wenn der Sommer vorbei ist, wird uns das hier wie unser Zuhause vorkommen, und wir werden unsere Traurigkeit bei der Abreise nicht voreinander zugeben wollen.

J.L. ist auch auf den Knien und stapelt Büchsen in den Regalen, die ich gerade fertiggezimmert habe — Tomaten und Erbsen und Buttermais. Ich habe das erste Mal Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten.

„Was arbeitest du denn so?“ frage ich sie. Das ist nicht

gerade ein guter Anfang, aber sie macht mich neugierig, ich möchte wissen, warum sie hierher gekommen ist.

Sie dreht sich nicht um, aber an ihrem Rücken und an der Art, wie sie ihren Kopf schief legt, sehe ich, daß sie grinst.

„Ich koche.“

Lachend sage ich: „Das war mir schon klar. Ich meine, was arbeitest du sonst, wenn du nicht kochst?“

„Alles mögliche“, sagt sie, während sie eine Pyramide aus Apfelsaftdosen errichtet. „Ich war schon Taxifahrer, Serviererin, Sekretärin . . .“

Ich schlage wieder einen Nagel ein. „Und was noch?“

Sie steht auf und streckt sich durch, hebt die Arme über den Kopf. „Ich studiere Geisteswissenschaften. Soziologie, ob du es glaubst oder nicht.“

Ich sehe in ihr spöttisches, eckiges Gesicht. Als Naturwissenschaftler denke ich bei diesen Philosophie- und Kunststudenten immer an Langweiler und Schlappschwänze, die Männer mit etwas piepsigen Stimmen und die Frauen überkandidelt. Katie hat zwar Tanz studiert, aber sie ist für mich immer eine Ausnahme, ihre Kunstform ist zu körperlich, zu diszipliniert. „Du scheinst mir gar nicht der Typ dafür zu sein.“

„Bin ich auch nicht. Das ist alles großer Mist. Man bringt sein ganzes Leben damit zu, sich über die Probleme anderer Leute den Kopf zu zerbrechen. Wenn ihnen niemand dabei zuhören würde, dann hätten sie gar keine.“

Sie hat eine ungetrübte Heiterkeit an sich, die mich an ein nagelneues Centstück aus glänzendem Kupfer erinnert, als ob sie etwas ergreifen und es nie wieder loslassen wollte, auch wenn es nicht immer das Richtige ist. Ich hoffe nur, Jerome schafft es nicht, daß sie das Handtuch wirft.

„Und du, was arbeitest du?“

Ich sehe sie verblüfft an. „Was meinst du damit? Ich bin Geologe.“

Sie lacht und sagt: „Ja, woher soll ich denn das wissen? Ich dachte, jeder von euch hier wäre Geologe, bis mir Cap erzählt hat, er wäre für Versorgung und Ausrüstung zuständig.“

„In einem so großen Camp braucht man einfach jemanden wie Cap, der sich um die Logistik kümmert. Er wird ein paar Karten zeichnen, Gesteinsproben für die Tests fertigmachen, solche Arbeiten eben.“

„Im Moment könnte man meinen, du wärst Zimmermann. Was soll denn der Tisch da alles aushalten, zehn tanzende Bären?“

„Hör mal zu, ich muß ihn ordentlich bauen, wenn er den ganzen Sommer überstehen soll. Einmal hab ich einen Tisch gezimmert, der ist zusammengekracht, als die Männer gerade ihre Lieblingssuppe löffelten. Der hat bloß ein Ächzen von sich gegeben und ist dann auf die Seite umgekippt, wo keiner saß. Wir waren nur fünf, aber ich hatte unsere Ellenbogen nicht berücksichtigt, und unsere Fäuste, mit denen wir immer auf die Tischplatte gedonnert haben. Diesmal denke ich daran.“

„Werden es diesmal den ganzen Sommer neun bleiben?“ Sie steht mit dem Rücken zu mir, aber ich spüre zum erstenmal, daß sie ein bißchen zögert, als wenn da eine leise Besorgnis in ihr wäre, die sie beiseite zu schieben versucht. Der Gedanke, daß sie Angst haben könnte, ist mir noch gar nicht gekommen, in Yellowknife hat sie auf mich einen so harten Eindruck gemacht.

„Neun Mann und du.“

Sie sagt nichts.

„Glaub mir, solange du gut kochen kannst, brauchst du dir überhaupt keine Sorgen zu machen. Wenn Män-

ner hier draußen sind, dann denken sie an nichts als ans Essen.“

„Na prima. Und was ist mit Jerome?“

„Beachte ihn einfach nicht.“

Sie lacht bitter auf. „Das ist immer die Lösung. Ist aber nicht so einfach.“

Ich blicke auf ihren verkrampften Rücken, dann stehe ich auf und gehe hinaus in das Gemurmel und die Geräusche des langsam zur Ruhe kommenden Camps. Ich fühle das Moos unter meinen Füßen nachgeben, während ich hinunter zum steinigen Ufer des Sees gehe, wo schon zwei Dutzend braune Flaschen zum Kühlen in dem grünen Wasser liegen. Ich fische eine heraus, dann drehe ich mich nochmal um, nehme mir noch zwei und gehe damit zurück in das Jütlandzelt.

„Willst du ein Bier?“ Ich halte ihr eine Flasche hin.

„Klar.“

Ich mache sie mit dem Schweizer Armeemesser auf, das mir Katie zu Weihnachten geschenkt hat, proste J.L. zu, bevor ich trinke. Dann nehme ich die dritte Flasche und stelle sie vorsichtig auf den Querbalken des Zelts über der Tür. „Einen Sommer, da hatten wir einen Koch, der hat nie was getrunken, egal was passiert ist. Das war ein alter Mann, ungefähr sechzig, keiner wußte, wo sie den aufgegabelt hatten. Also, er hat zwar nie was getrunken, aber er hatte eine volle Flasche Schnaps über der Tür stehen, die hat er jeden Tag beschimpft. ‚Du gemeines Schwein‘, sagte er immer, ‚du kriegst mich nicht, du Scheißkerl, du Arschloch!‘ Er hat diese Flasche den ganzen Sommer lang verflucht, aber er hat sie nie aufgemacht, keinen einzigen Schluck davon genommen. Und dann, am ersten Abend, den wir wieder in der Stadt sind, sehe ich ihn in der Bar, und er war dermaßen besoffen, daß er nicht mal mehr kriechen konnte, ehrlich. Ich

wette, er war danach den ganzen Winter lang so blau. Also, immer wenn du etwas brauchst, das du verfluchen kannst, nimm die Flasche da. Du kannst ja so tun, als sei sie dein ärgster Feind.“

Sie lacht und nimmt einen tiefen Zug von ihrem Bier, fährt mit der Hand an einem Regalbrett entlang. „He, hast du eigentlich schon mal mit Mackenzie zusammengearbeitet?“

„Aber natürlich. Wir sind jeden Sommer Partner, seit drei Jahren.“

Sie zögert. „Wie ist er?“

„Der beste Geologe in der Firma. Kennt sich wirklich gut aus. Er hat Meteor Ridge gefunden, weißt du.“

„Meteor Ridge?“

„Ja, die große Blei- und Zinkmine in British Columbia.“

„Aha“, sagt sie unsicher. Offensichtlich hat sie noch nie davon gehört. „Er kommt mir irgendwie traurig vor. Hat er eine Familie?“

Komisch, daran habe ich noch nie gedacht. „Ich weiß nicht. Ich glaube schon. Es gab mal vor einer Weile irgendwelches Geschwätz über ihn, aber zu mir hat er niemals was gesagt, und ich gebe nichts auf solche Geschichten, die sich die Leute so erzählen. Er ist in Ordnung, und ich mag ihn gern.“

Sie hängt Töpfe und Bratpfannen auf die Haken am Querbalken. Ich schlage den letzten Nagel in den Tisch, und sie hilft mir, ihn aufzustellen. „So, das wär's“, sage ich. „Jetzt muß ich bloß noch deinen Kocher an die Propangasflasche anschließen, dann kannst du kochen.“

Aber bevor ich die Türklappe des Zelts hinter mir zufallen lasse, drehe ich mich nochmal zu ihr um und zeige auf die kleine braune Bierflasche auf dem Balken über mir. „Aber vergiß nicht, der Mann war auch ein sehr guter Koch.“

HEARNE

Auf dem Flug verschieße ich jede Menge Film, Ansichten der Tundra von Yellowknife nach Westen bis ins Yukon Territory. Die Berge dort muß man einfach fotografieren. Ich bin davon so hingerissen, daß ich nur noch drei Bilder übrig habe, als der Pilot die Maschine in die Kurve legt und sagt: „Da vorne ist es.“

Die erste Aufnahme vom Camp mache ich mit dem Teleobjektiv, sonst würden die Zelte nur als winzig kleine Punkte herauskommen. Aber durch das Tele sieht man das weiße Jütlandzelt ganz deutlich; die orangen Planen über den sechs kleineren Zelten treten als scharf umrissene, farbige Dreiecke hervor. Unwahrscheinlich, dieses grelle Orange gegen das Graugrün des Moosbodens, das Graublau der Berge und das Grauweiß der Schneereste.

Als nächstes nehme ich das Tal auf, während unser Flugzeug hinuntergeht, um auf dem See zu landen. Ich halte meine Nikon ruhig gegen den Rand des Fensters, aber trotzdem könnte das Bild verwackelt sein. Das sollte ich mir aufschreiben, eine kurze Notiz machen, bevor ich es wieder vergesse. Meine Liste für die Dias ist noch ganz neu und unbeschrieben, genau so ein Notizbuch, wie ich es mir jeden Sommer kaufe, um darin meine Aufnahmen zu verzeichnen.

Das dritte Bild mache ich von der versammelten Mannschaft, die auf uns wartet, während wir langsam zum Ufer tuckern, die Schwimmer halb unter Wasser, weil die Ladung soviel Gewicht hat.

Jerome springt als erster ans Ufer, fuchtelt mit den Armen durch die Luft und redet auf Mackenzie ein, während die anderen eine Kette bilden und das Flugzeug entladen. Ich verstaue meine Kamera in der Alu-Dose, damit sie auf keinen Fall naß werden kann, bevor ich auf dem Schwimmer entlangbalanciere und abspringe. Ich hab schon eine Menge Sachen ins Wasser fallen gesehen. Ein gutes Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben nach diesem Flug, wo es mir dauernd den Magen umgedreht hat. In den langen Schatten der Berge macht das Camp einen warmen und geschäftigen Eindruck. Morgen werde ich wohl irgendeine beschissene Arbeit kriegen, weil ich heute nicht hier gewesen bin, um beim Aufbauen zu helfen. Jerome hat darauf bestanden, daß er zwei Mann zum Einladen des Treibstoffs braucht. Fauler Sack, hat selbst kein einziges Faß angerührt, ist überhaupt erst kurz vor dem Abflug an Bord gekommen.

Was diesen Hudson betrifft, der ist so eingeschüchtert, daß er nur noch piepst. Jetzt steht er da am Ufer und glotzt die Berge um unser Camp an. Der hat bestimmt noch nie sowas gesehen. Jerome muß sich natürlich einen Engländer als Assistenten nehmen, die sind jetzt groß im Kommen in der Geologie. Ich bin froh, daß Mackenzie der Chef hier ist, vielleicht läßt er mich vom Hubschrauber aus ein paar verrückte Bilder machen.

JEROME

Diese Schweine haben schon mit dem Saufen angefangen, bevor wir angekommen sind. Mackenzie sagt kein Wort dazu, jeder dieser Kerle hat drei, vier Flaschen in seinem Kleidersack versteckt. Mehr werden sie auf keinen Fall kriegen, jedenfalls nicht, wenn ich darüber zu entscheiden habe. Sogar die Köchin hat eine Bierflasche im Kochzelt stehen, und als ich sie frage, was das soll, lacht sie nur.

Was für eine Mannschaft. Das Jütlandzelt steht zum See hin, so daß der Wind jeden Abend voll draufblasen wird. Die Sturmzelte sind nicht in einer Reihe aufgestellt, sondern alle irgendwie verstreut, einer dieser Kerle könnte mit Leichtigkeit zu der Köchin ins Zelt reinschleichen. Sie hätten ihr Zelt einzeln und weit weg von den anderen aufstellen sollen. Und ich nehme an, Thompson hat sich schon in Mackenzies Zelt häuslich eingerichtet. Na, dann fliegt er eben wieder raus. Mackenzie wird keinen Bericht schreiben, ohne daß ich dabei bin.

Und damit fängt's ja erst an: Die Abfallgrube ist zu nahe, und das Klo ist zu weit weg. Irgend jemand ist auf die Idee gekommen, eine Dusche zu bauen. Ich war noch nie in einem Camp, wo eine Dusche nötig gewesen ist; wer sich waschen will, der kann schließlich runter zum See gehen. Wahrscheinlich ist das alles nur wegen der Köchin. Außerdem sind die Antennen falsch ausgerichtet. Das Funkgerät kann ja so gar nicht funktionieren. Und dieser Cap hat sich den Apparat gleich in sei-

nem Zelt aufgestellt, damit er morgens für den Tagesplan nicht aufstehen muß, sondern liegenbleiben und vom Bett aus mit der Station in Mayo sprechen kann.

Was für ein Haufen fauler Schweine. Sie sind alle hier, um eine Menge Geld zu machen und so wenig wie möglich dafür zu tun. Hearne zum Beispiel, der macht den ganzen Tag nur Fotos. Wenn den einer dazu bringen könnte, seine Kamera mal eine Zeitlang wegzulegen, damit er was anderes in die Hand nehmen kann, das wäre eine Art Weltwunder.

Dann Franklin, dieser Spinner, macht andauernd Zehn-Minuten-Pausen, um zu „meditieren“. Der will wohl ein Yogi werden oder sowas ähnliches. Über diesen grünen Jungen, Milton, da kann man nur sagen, der ist so verdammt blöde, daß er Eselsohren haben müßte. Ist noch nie im Leben aus seinem Dorf in Alberta rausgekommen. Wo zum Teufel hat Mackenzie diese Leute bloß aufgelesen?

Ich sehe schon, wenn diesen Sommer jemand eine Mine finden soll, dann werde wohl ich das sein müssen.

Ich stehe am vorderen Ende des langen Tisches, den Thompson heute nachmittag gezimmert hat, und ich schöpfe, ich löffle, ich teile aus: Steak mit Salat, Gemüse und Butterbrot, Bratkartoffeln mit saurer Sahne. Thompson grinst mich an, als er sieht, was ich für dieses erste Abendessen alles gemacht habe.

„Fleisch und Kartoffeln heute abend, was?“

„Na, ich hab mir gedacht, ich fang gleich richtig an“, antwortete ich ihm. „Außerdem bin ich noch nicht dazugekommen, alle meine Gewürze auszupacken.“

„Ich kann's kaum erwarten“, sagt er. „Am liebsten mag ich Curry.“

Am anderen Ende des Tisches zieht Jerome ein Gesicht, sagt aber kein Wort. Er ist zu Mackenzie gezogen und hat Thompson mit dem Hubschrauberpiloten in ein Zelt gesteckt, also hat er jetzt genug Schuldgefühle, um sich ein bißchen zu bremsen. Und nun haben alle Platz genommen, zwei Reihen von Männerköpfen, die sich über ihre Plastikteller beugen, alle sind ganz still, nur ab und zu greift einer nach dem Salzstreuer oder läßt ein Messer klappernd auf das Wachstuch fallen. Ich dachte immer, Wachstuch gäbe es gar nicht mehr, aber in dem Ausrüstungsgeschäft in Yellowknife hatten sie welches, und natürlich mußte ich eine Rolle davon kaufen, um den Tisch damit zu beziehen.

Sie sind so still, so konzentriert beim Essen, alle Männer sind so. Mackenzie sieht mich an und lächelt, dann beschäftigt er sich wieder mit seinem Teller. Ich sehe,

wie sich in seinem Kopf Landkarten entrollen, er studiert die Höhenlinien eines Gebirges in den Konturen seiner Essensportion. Er ist froh, daß er hier ist, daß er die Stadt hinter sich hat, daß der Übergang geschafft ist. Dies hier ist seine Welt, er bewegt sich mühelos auf dem Moos draußen, das unter seinem Fuß wie selbstverständlich nachgibt. Die Männer gehorchen ihm instinktiv. Jerome poltert und bläst sich auf, aber Mackenzie hat alles unter Kontrolle und ist hier ebenso sicher, wie er in der Stadt unbeholfen und bescheiden gewirkt hat.

Es ist seine Welt, und ich muß innehalten, mir die Fremdartigkeit dieser Welt ins Bewußtsein rufen. Wo sind wir? Mitten in einer Gebirgskette des Yukon Territory, und ich bezweifle, daß hier irgend jemand vor uns gewesen ist; wenn doch, dann hat er jedenfalls keine Spur, überhaupt nichts hinterlassen. Die Berge und das Moos weisen auf nichts Menschliches hin. Und ich, was mache ich hier, eine Frau, die so tut, als wäre sie Koch, als hätte sie nichts als die Ernährung und das Wohlergehen dieser Männer im Kopf, dabei habe ich nur die Stille gesucht, die Erholung vom Mißklang der Geräusche, der Beichten, die mich ununterbrochen umgeben, auf mich eingehämmert haben. Ich wollte ihre Geheimnisse nicht, meine Ohren sind schon für gewöhnliche Wörter nicht aufnahmefähig genug, ganz zu schweigen von Beichten. Ich erteile keine Absolution.

In Wirklichkeit habe ich meine eigenen Ängste und meine eigenen Zweifel und meine eigene Beichte, falls sie jemand anhören wollte. In den länger werdenden Schatten der Abenddämmerung sehe ich neun Mündern beim Kauen und Schlucken zu, sehe neun Augenpaare, die sich auf mich richten und dann wieder wegsehen. Wir sind mitten in den Yukon Mountains, die dünne Antenne des Funkgeräts ist unsere einzige Verbindung

zum Rest der Welt, und ich bin auf mich selbst gestellt, mit ihnen oder gegen sie. Auf eigenen Wunsch, aus eigener Torheit.

Und jetzt auf einmal habe ich Angst. Ich, unabhängig zwar, aber unbedeutend und allein und, ja, furchtsam, dem Ärger und der Macht von neun Männern ausgeliefert. Und nur meine unsichere Stellung als Koch, die mich schützen kann.

Ich wollte es ja; ich habe Pläne geschmiedet, um hierher zu kommen. Und ich denke daran, wie ich nachts über den holperigen Boden zu meinem winzigen Zelt gehe, die Gaslampe anzünde — aber nein, im Licht kann man jede Bewegung als Schatten auf der Zeltwand sehen. Ich mag ja wie ein Junge aussehen, aber ich werde mich wohl jeden Abend im Dunkeln ausziehen müssen.

Andererseits, wenn ich sie mir ansehe, wie sie auf beiden Seiten des primitiven Tisches vor mir sitzen, dann sehe ich die gleichen Gesichter, die ich immer sehe, die gleichen Männer, die ich schon immer gekannt habe. Bärtig oder glattrasiert, eckig oder weich, sie sind schließlich alle nur Männer. Es gibt keinen Grund für mich, vor ihnen Angst zu haben. Ich darf keine Angst haben, sonst riechen sie es, und ich wäre bestimmt verloren, ihnen ausgeliefert. Ich werde sie mit Kesseln, mit Töpfen und Pfannen und Holzlöffeln in Schach halten, mit kochendheißem Wasser und gnadenlosen Suppen in die Knie zwingen, mit den Hieroglyphen im Mehl, die nur ich lesen kann, in Verwirrung bringen.

Und gerade jetzt, als ich nach etwas suche, aus dem ich Kraft schöpfen könnte, sehe ich Deborah vor mir, wie sie ihr Bündel neben sich legt und eine tröstende Hand ausstreckt. Deborah, mein Freundin, Sängerin von Liedern der Freude und des Schmerzes. Mehr als einmal haben wir uns in unseren Zweifeln und Niederlagen ge-

gegenseitig Kraft gegeben. Haben uns gegenseitig vor uns selbst beschützt, das ewige Los der Frauen.

Sie hat mich beneidet, als ich hierher gegangen bin, mich zurückgezogen habe aus einer vorfabrizierten Welt. Aber als ich ihr gesagt habe, es sei ganz einfach, hat sie gelächelt und den Kopf geschüttelt. Und natürlich hatte sie recht. Für sie wäre es unmöglich gewesen, so schön und weich und voller Glanz wie sie ist, mit dieser tiefen, vollen Stimme. Sie hätten sie zerstören müssen. Für mich ist es leichter, für ein Mädchen mit einer Gestalt wie ein Junge, mit den harten Gesichtszügen eines Jungen.

Neun Männer. Jetzt sind sie mit dem Essen fertig, schieben ihre Teller von sich weg, rücken scharrend ihre Klappstühle vom Tisch ab und zünden sich Zigaretten an. Ich hätte ein Rauchverbot im Kochzelt erlassen sollen. Aber nun ist es zu spät, und obwohl das hier meine Küche sein wird, sind sie bereits eingedrungen.

Mackenzie räuspert sich und sieht sie an, einen nach dem anderen. Bis jetzt war wenig Zeit zum Kennenlernen. Ich weiß kaum ihre Namen. Ich merke, daß er jetzt etwas sagen wird, den Sommer offiziell beginnen läßt, obwohl er für uns eigentlich schon vor Tagen angefangen hat, als jeder von uns von irgendwo aufgebrochen ist, um in den Norden zu kommen.

Sie sind ein bunt zusammengewürfelter Haufen, eine merkwürdige Mischung, anders als ich es erwartet hatte. Ich hatte mir Geologen als kräftige bärtige Männer vorgestellt, die Pfeife rauchen und alle gleich aussehen. Aber als sie sich jetzt erwartungsvoll zu ihm umdrehen, da merke ich, daß sie einander kaum ähnlich sind.

Mackenzie spricht ohne große Einleitung, er kann einfach nicht großspurig auftreten. „So, mit dem Camp sind wir heute wohl so ziemlich fertig geworden. Nur die

Dusche müssen wir noch zu Ende bauen, aber das kannst du ja morgen mit Cap übernehmen, Hearne.“

„Wozu brauchen wir 'ne Dusche?“ fragt Jerome mürrisch. „Wir haben schließlich einen ganzen See voll Wasser.“

„Der See ist seit der letzten Eiszeit nicht mehr warm geworden“, sagt Mackenzie. „Ein Camp wird ein gutes Stück erträglicher, wenn man sich hin und wieder mal eine heiße Dusche gönnen kann. Sowas kann man ja ohne Probleme bauen. Abgesehen davon“, dabei sieht er seine Männer unverwandt an, „um sieben wird gefrühstückt, und ich erwarte von jedem, daß er um diese Zeit aus dem Bett ist. Nach dem Frühstück bekommt jeder seine Arbeit für den Tag zugeteilt. Außerdem werden zwei von euch jeden Tag für J.L. Wasser holen. Sie hat mit dem Kochen schon genug zu tun.“

„He, ich dachte, die Köche holen ihr Wasser immer selber“, wirft jemand ein.

„Nicht in diesem Camp hier“, sagt Mackenzie freundlich. „Also, ihr habt jeder ein Zelt zugewiesen bekommen, es ist eure Sache, wie ihr zurechtkommt. Falls einer seinen Mitbewohner absolut nicht ertragen kann, dann werden wir versuchen, etwas anderes zu arrangieren. Aber ich will keine Schlägerei hier. Ach ja, übrigens, diese Feldbetten sehen zwar unbequem aus, aber ihr solltet euch an sie gewöhnen. Vom Schlafen auf der Erde kriegt man Rheuma.“ Er macht eine Pause, betrachtet sie einen langen Augenblick, als wären ihre Gesichter Landkarten. „Wir sind hierher geschickt worden, um nach Uran zu suchen. Wir werden auf den Claims arbeiten, für die die Firma eine Option angemeldet hat, und außerdem können wir auch selbst Claims abstecken, wenn wir etwas finden, das sich lohnt. Irgendwelche Fragen?“

Alle schütteln den Kopf, und ich sehe in ihren Gesichtern das Verlangen, endlich hinaus in die Berge zu kommen, Felsblöcke mit dem Hammer zu bearbeiten, auf den Grat entlangzugehen. Jeder von ihnen will derjenige sein, der es findet, der etwas entdeckt, um dieses Recht werden sie kämpfen.

Und ich, ich serviere das schmutzige Geschirr vom Tisch ab, gehe zwischen ihnen hindurch und mache in einem Topf Wasser für den Abwasch heiß. Es liegt etwas Tröstliches in dieser vertrauten Arbeit, in meinen Handbewegungen, die ich auswendig kann, in der Choreographie, mit der wir Frauen aufwachsen. Weshalb sieht es eigentlich so aus, als hätte uns das niemand beigebracht, als könnten wir es eben einfach, würden wissen, wie man möglichst leicht und rasch und rationell Essen macht und Essen austeilt und Essenreste wieder beseitigt, immer die Nährenden. Vielleicht neigen wir deshalb dazu, wenn wir wütend sind — ja, Geschirr zu zerschlagen. Deborah hat einmal gesagt, unser Leben ist wie der Außenrand von Porzellantellern, mal glatt und mal mit kleinen Verzierungen, manchmal auch angeschlagen, aber immer mit dem gleichen Rand, immer kreisförmig, immer wiederkehrend.

Da bin ich also, bis zu den Ellenbogen im Seifenwasser, und kratze klebrige Speisereste von den Plastiktellern, spüle sie ab und stelle sie dem im Gedächtnis verhafteten Zeremoniell entsprechend zum Abtropfen nebeneinander. Wenn der Sommer vorbei ist, dann werde ich mehr Teller abgewaschen haben als in meinem ganzen Leben vorher. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte nur an die Zubereitung, an das Schöpferische, ans Kochen gedacht. Und jetzt wird mir klar, daß ich mehr Zeit mit dem Abwasch verbringen werde, als ich je zum Kochen brauche.

Und bevor ich hinausgehen und in meinem Zelt allein sein kann, werde ich noch einen Imbiß zum Mitnehmen machen, zwei Dutzend Sandwiches, jedes aufgeschnitten, mit Butter bestrichen und eingewickelt, zwei Dutzend Kekse und neun Äpfel, alles in braune Papiertüten verpackt, die für den nächsten Morgen in einer Reihe auf dem Tisch bereitstehen. Ich bin schon müde. Ich will jetzt nichts anderes als in meinen Daunenschlafsack kriechen und träumen, träumen, in der Stille und der grenzenlosen Weite des Moores und der Berge versinken.

MACKENZIE

Und jetzt, da die Ereignisse des Tages verblassen, kann ich mich endlich hinlegen. Über mir bläht sich der Zeltstoff in spiralförmigen Figuren, bauscht sich im Wind, der sich unter die raschelnde Plane stiehlt. Das Camp ist still geworden, unter dem Überhang des Berges ist es im gleichmäßigen Atmen der schlafenden Männer zur Ruhe gekommen. Wir sind hier. Und das ist gut so; die öden Tundraebenen habe ich schon beinahe vergessen in der Mächtigkeit dieser Berge hier und den gewaltigen Ausblicken, die sie bieten.

Neben mir, auf dem anderen Feldbett, bewegt sich Jerome im Schlaf und schnarcht leise, unzugänglich für die vielen Geräusche überall rund um unser Zelt. Der arme Kerl. Das Beste entgeht ihm immer. Und mir ist ein guter Kamerad entgangen. Jerome kommt gleich nach mir, also muß ich mit ihm zusammen wohnen, aber ich wäre viel lieber mit Thompson in einem Zelt. Er wird in dieser ersten Nacht auch wachliegen, in die Dunkelheit über sich starren und hören, wie der Berg in sich arbeitet. Und wenn wir beide so flach auf dem Rücken daliegen würden, dann könnten wir uns leise unterhalten, unzulängliche Worte fallen lassen. Er ist zwar zu alt, um mein Sohn zu sein, aber irgendwie fühle ich mich mit ihm verwandt. In den letzten drei Sommern haben wir miteinander gearbeitet und uns an denselben Dingen begeistert, von demselben Verlangen antreiben lassen. Und doch ist er nicht neugierig, mischt sich nicht ein, fragt mich nicht über mein Leben

aus. Wenigstens ist er hier und nicht bei irgendeiner anderen Gruppe.

Und dann J.L. Wie sie da am Tisch steht und uns Steak mit Kartoffeln austeilt, diesen Hut auf den Kopf gedrückt, als wäre er ihre einzige Verteidigung. Sie behält ihn sogar beim Essen auf. Ich möchte wissen, ob sie jetzt schläft oder ob sie auch wachliegt. Ich könnte zu ihrem Zelt gehen und sie fragen, ob es ihr gut geht, ob sie irgend etwas braucht. Aber vielleicht ist schon einer der Männer dort, versucht sich einzuschleichen und tut so, als wollte er ihr Trost und Beistand geben. Natürlich geht mich das nichts an. Wenn ich jetzt zu ihr gehen würde, dann hätte ich Angst, sie könnte denken, daß ich genau das will, zu ihr in den Schlafsack. Ob sie bleibt, ob sie den Sommer durchhält?

Wenn man im Dunkeln in einem Zelt liegt, kann man Fieberphantasien bekommen, man hat das deutliche Gefühl, daß ringsherum der Wind ungehindert bläst, es gibt kein Licht, keine Bewegung, vielleicht nicht einmal eine Welt. Und während ich spüre, wie mein Körper sich entspannt, sich auf dem Feldebett unter meinem Schlafsack ausbreitet, weiß ich plötzlich, daß ich hier meine scharfe, durchdringende Wahrnehmung wiederfinden werde, die sich in der Stadt durch Staub und Schmutz abgestumpft hat, die durch Neonlichter und Alltagsroutine und an den Plastikkanten von Büromöbeln abgenutzt worden ist.

Obwohl es hier nichts zu finden gibt, obwohl es nicht gut aussieht — der Claim ist zwar erhaltig, aber größtenteils nur an einzelnen Stellen, ein paar Kanäle mit Trümmergestein —, jedenfalls sind wir hier. Morgen werde ich mich vom Hubschrauber auf einem Bergkamm absetzen lassen, und dann kann ich losgehen, von einem freiliegenden Fels zum anderen, die Höhenlinien in mei-

ner Karte einzeichnen, die Struktur des Gesteins mit der Hand ertasten, den Druck der Riemen meines Rucksacks an meinen Schultern spüren.

Und kurz bevor mir die Augen zufallen, fühle ich wieder, wie etwas leicht meine Haut berührt, meinen Rücken streichelt, dasselbe Gefühl wie bei Janice, wenn sie sich zu mir gelegt hat, wenn sie mit ihren Händen meine Hüften umschlossen hat, um mich ganz fest an sich zu drücken.

Wir sind hier.

MILTON

Ich dachte, hier oben könnte man Gott näher kommen, stattdessen scheint Er weiter weg zu sein. Dieses Mädchen. Ich darf nicht vergessen, in meiner Bibel zu lesen.

Wenn man auf den Bergen hier Weizen anbauen könnte oder Vieh züchten, dann könnte man viel Geld verdienen. Ich glaube aber, der Boden ist zu karg, da kann man höchstens Steine anbauen, und überhaupt, wie soll man das Vieh hertransportieren? Aber wenn ich mein Geld spare, kann ich vielleicht ein Stück Land in der Gegend von Peace River kaufen. Sechzig Hektar eigenen Grund und Boden zum Siedeln. Ein paar von unserer Gemeinde sind dorthin gegangen. Sie sagen, es ist viel Arbeit, aber man kann dort Land kaufen, ohne daß man einen Kredit aufnehmen muß.

Nachdem sie eingeschlafen sind, liege ich im Dunkeln neben ihnen wach, liege vollkommen ruhig, um sie nicht zu stören. Das Gewicht des Körpers im Bett neben mir verursacht eine Gespanntheit, ich möchte es loswerden. Sie atmen ruhig im Schlaf, sind gegenwärtig in der dichten Dunkelheit, aber fern, so weit weg, daß sie genauso gut gar nicht hier sein könnten. Sie drehen sich um und rascheln mit dem Bettzeug, ich spüre die Reibung einer fremden Haut, ein schweres Bein, das über meines gelegt wird. Sie sind da, aber doch nicht da für mich, nur ein anderer Körper auf der anderen Seite des Betts, es ist gar nicht so wichtig, wer es nun ist. Ich denke nie an sie, nur an mich selbst, wenn ich wachliege und mit aufgerissenen Augen schlaflos in die Luft starre. Und wenn sie stöhnen oder sich bewegen, dann fahre ich ihnen mit der Hand über die Wölbung eines Muskels, um sie zu beruhigen.

Wenn ich so liege, denke ich über Einzelheiten nach, beurteile, träume, mache mich von ihren Worten frei. Ich stückle, füge die Nähte wieder zusammen, die aufzugehen drohen, ich nehme die Ausstrahlung des anderen Körpers in mich auf. Ein Schwamm, eine Frau ist wie ein Schwamm. Man kann uns unbegrenzt zusammenquetschen, unbegrenzt anfüllen, und doch nehmen wir unsere eigentliche Gestalt wieder an. Und das alles für sie, in allem sind wir ihren Launen ausgeliefert, den Launen der trägen Last neben uns im Bett. Und doch finde ich eine gewisse Beruhigung in ihren

gleichmäßigen Atemzügen, in ihren eckigen, massigen Körpern.

Ihre Unfähigkeit versetzt mich immer wieder in Erstaunen. Sie wissen so wenig über das Wo und Wann. Daß man derartig von Hormonen und Drüsen gesteuert sein kann. Vielleicht wäre es leichter, wenn sie lernen könnten, mit dem Anfang zu beginnen, dann könnten sie mich höher bringen. Aber jeder einzelne und alle zusammen nehmen von vornherein an, daß ich bereit bin, nur darauf warte, sie benehmen sich, als wäre schon ein anderer Mann kurz vor ihnen dagewesen und hätte meine Erwartungen und Reaktionen bereits geprägt. Trotzdem wende ich mich an sie, spüre sie auf, warte auf den vollkommenen Liebhaber. Es gibt einem das Gefühl der Geborgenheit, einen anderen Körper neben sich liegen zu haben.

Und jetzt bin ich hier. Beim Abendessen haben sie mich mit ihren prüfenden Blicken von oben bis unten gemustert. Wenn ich auch wie ein Junge aussehe, habe ich doch genau gemerkt, wie jeder sich ausgerechnet hat, wie lange er wohl brauchen wird, bis er sich traut, an dem Reißverschluß meines Zelts zu zerren, oder bis er mit irgendeiner dummen Ausrede über meine Spannleinen stolpern kann. Aber dieser Sommer gehört mir. Ich werde meinen Hut auf dem Kopf lassen, ich werde keine Gürtelschnalle anfassen, ich werde die Ohren offen haben, aber keine Bitten erhören. Es wäre zu schade, wenn man die Stille hier stören würde.

Ich drehe mich auf die Seite, schließe die Augen in der Dunkelheit. Und dann spüre ich unter mir, wie sich der Berg bewegt, ich fühle, wie er bebt und grollt, als ob er unser Camp in seinen Armen zurechtrücken wollte. Und ich öffne meine Arme, spanne meinen Körper voller Vorahnung, voller Erwartung an. Aber es war nur ein

Willkommensgruß; das Grollen verklingt wieder, und das letzte, woran ich mich erinnere, ist der muffige Geruch des Schlafsacks an meiner Nase.

HUDSON

Wo in Teufels Namen sind wir? Ich würde hier nie wieder rauskommen, wenn ich es versuchen wollte. Sie sind alle übergeschnappt, vollkommen übergeschnappt. Und ich habe noch dazu den ganzen Sommer diesen Jerome am Hals. Er brüllt mich an wie einen herrenlosen Hund: Hudson, tu dies! Hudson, hol das! Hudson, komm her!

Für diese Art von Geologie bin ich eigentlich nicht herübergekommen.

Und diese Berge. Kahl und grau, keine Bäume, kein Gras. Sie umzingeln einen, sie erdrücken einen, sie blinken wie Zähne, die einen auslachen. Es ist schon fast Juni, und immer noch liegt Schnee auf ihnen. Ich bin sicher, daß niemand weiß, wo wir sind.

Zu allem Überfluß werde ich noch mit diesem verrückten religiösen Heini in ein Zelt gesteckt. Der Junge kommt von irgendeiner Farm, ist hier, um Geld zu verdienen. Vor dem Schlafengehen legt er sich auf den Zeltboden und fängt mit einem komplizierten Übungsprogramm für die Beine und die Schultern an. Ich bin so todmüde, daß ich mich kaum ausziehen kann. „Was machst du da?“ frage ich ihn. Vielleicht glaubt er, daß gymnastische Übungen die Verspannung lösen.

Darauf sagt er nur: „Der Körper ist der Tempel des Geistes“, und fängt mit Liegestützen an. Nachdem er etwa fünfzig gemacht hat, setzt er sich auf den Rand seines Feldbetts und schlägt eine Bibel auf. Dann zieht er ein Schreibheft aus der Tasche und kritzelt mit einem

schwarzverschmierten Bleistift Notizen hinein, während er liest.

Ich kann meinen Mund nicht halten. „He, nimmst du dieses religiöse Zeug etwa ernst?“

Er hebt den Kopf und starrt mich an, als wäre meine Frage völlig absurd. „Das ist das Wahre Wort.“

Ich schüttle den Kopf. „Du wirst das doch in diesem Camp nicht jeden Tag machen wollen? Hast du die Berge da draußen gesehen? Wir werden jeden Abend so erledigt sein, daß wir uns nicht mehr auf den Beinen halten können.“

„Die Berge sind ein Sinnbild der Größe Gottes.“

„Größe Gottes. Für mich sehen sie mörderisch aus.“

„Möchtest du gern mit mir gemeinsam beten?“ sagt er. „Danach wirst du dich besser fühlen.“

Hastig krieche ich in meinen Schlafsack. Warum muß gerade ich mit diesem Irren in einem Zelt sein? „Heute nicht, danke“, sage ich zur Zeltwand gekehrt. „Ich glaube nicht gerade fest an die Wirksamkeit von Gebeten.“

Aber ich kann meine Neugierde nicht zurückhalten und drehe mich wieder auf die andere Seite, um ihm zuzusehen. Und er kniet doch tatsächlich auf dem Boden, die Hände gefaltet und auf dem Feldbett vor ihm aufgestützt. Sein Kopf ist gebeugt und er murmelt leise vor sich hin, sein Nacken ist unter dem Ansatz der dunklen Locken vom Schrubben ganz rot. „Wenn du schon beim Beten bist“, sage ich, „dann könntest du vielleicht die Bitte einflechten, daß mir dieser widerliche Jerome vom Hals genommen wird.“

Er nickt und murmelt weiter.

Aber als die Gaslampe ihren letzten Zischer gemacht hat und er im Dunkeln mit seinem Schlafsack kämpft, da will ich plötzlich mit ihm sprechen, die Stille dieser

Berge da draußen ist so drückend. „Welcher Religion gehörst du an?“

„Ich bin Mennonit“, antwortet er.

„Mennonit? Was ist das?“

„Wir sind Christen.“

„Protestanten?“

„Ja. Wiedertäufer.“

„Nie davon gehört.“

„Nur wenige Leute wissen davon“, sagt er und spricht das erste Mal nicht in diesem bäuerlichen Dialekt, in diesem Tonfall und dieser Satzmelodie, die sogar im Vergleich zum kanadischen Akzent noch wie ein genuschelter Slang klingen, das eindeutige Kennzeichen von jemandem, der aus einem abgeschiedenen, entlegenen Dorf kommt. Sowas findet man auch mitunter in den ländlichen Gebieten von Yorkshire, winzige Nester von Leuten, die durch jahrelange Inzucht eine so merkwürdige Sprache bekommen haben, daß einem der Klang in den Ohren weh tut.

Himmel, ich wünschte, ich wäre zu Hause. Ich hätte Papas Angebot annehmen sollen, das Flugticket nach England und einen Sommer in Bath. Stattdessen komme ich auf die Idee, daß ich Abenteuer erleben und bei einer richtigen geologischen Expedition in den Norden Kanadas mitmachen will. Wahnsinn. Hier oben gibt es überhaupt nichts. Wir sind mitten in einer gottverlassenen Wildnis, und es könnte ohne weiteres sein, daß wir nie wieder rauskommen.

Und wenn ich Jeromes Assistent bleiben muß, werde ich kein bißchen über Geologie lernen. Ich werde nichts weiter als ein Handlanger sein. Ebensogut hätte ich in Edmonton bleiben können und meine Lehrbücher für das nächste Semester lesen.

Frauen.

Als wir mit der ganzen Ausrüstung hinunter zur Anlegestelle kommen, dachte ich erst, sie wäre nur eine von den Hippies aus Yellowknife, die da immer sitzen. Und sogar als wir mit dem Einladen anfangen und sie uns dabei half, dachte ich mir nichts weiter dabei. Da laufen immer eine Menge Bräute rum, die einen Job suchen oder mit den Piloten reden wollen, ab und zu auch mal mitfliegen dürfen. Aber dann kommt Mackenzie mit der letzten Fuhre und tut ganz so, als würde sie mit uns mitkommen, und in dem Moment dämmert es mir, daß sie unser Koch ist. Und ich hatte gedacht, das Gerede in der Bar war ein Scherz! Und jetzt haben wir's, eine richtige Frau als Koch! Mackenzie tut so, als wäre das völlig normal.

Im Flugzeug sitzt sie neben mir, und nach dem Start sieht sie mich an und grinst. „Was ist denn los?“

„Ich bin ein bißchen durcheinander. Hatte ja keine Ahnung, daß du unser Koch bist.“

Sie lacht. „Ich gewöhne mich langsam an diese Reaktion.“

„Naja, dann werden wir uns jetzt ja wohl öfter sehen.“

Sie macht ein verdutztes Gesicht. „Wahrscheinlich.“

„Ich meine, im Camp. Ich bin zuständig für Versorgung, Funkkontakt, Logistik, alles mögliche. Capital Kane heiße ich.“

„Du bist kein Geologe?“

„Um Gottes willen, nein, hätte mich nie mit dem Ge-

danken anfreunden können, vier Jahre lang an einer Uni zu sitzen, nur damit ich einen Haufen komplizierter Wörter lerne.“

„Du kümmerst dich um das Funkgerät?“

„Stimmt genau. Verantwortlich für die Kommunikation und die allgemeine Organisation im Camp. Deshalb werden wir uns öfter sehen, hab ich gemeint. Ich bereite Felsproben zur Untersuchung vor, mache ein paar Zeichnungen, repariere Sachen, wenn sie kaputt gehen. Einen wie mich brauchen sie immer in einem Camp von dieser Größe. Du hast ja auch einen ganz schönen Job, für neun Mann kochen!“

„Ich dachte, ich bin den ganzen Tag allein“, sagte sie.

Ich lache. „Keine Sorge, ich werde in der Nähe sein und dich vor den Bären beschützen.“

Komisch, sie sieht enttäuscht aus. Ich weiß, ich bin kein Herzensbrecher, aber ein ganz netter Kerl, die Frauen mögen mich nach einer Weile recht gern. Ich muß mir ja ein Grinsen verkneifen. Dieser Mackenzie, nach all den Jahren geht er hin, zack, und stellt eine Frau als Koch an. Er hätte zwar eine nehmen können, die besser aussieht, aber was soll's, Frau ist eine Frau. Ich werde mich nicht beklagen.

Und sie scheint auch ganz angenehm zu sein, redet mit allen und reißt Witze. Auf dem Flug machen wir ein paar Bier auf. Zum Glück sind wir mit Mackenzie in einer Maschine. Jerome würde das Trinken verbieten, er hätte viel zuviel Schiß, daß wir alle einen sitzen haben, wenn wir ankommen. Aber Mackenzie ist ein gemütlicher Typ, nimmt sich selbst auch ein Bier, obwohl er völlig konzentriert über seiner Karte sitzt. Der Himmel weiß, wo wir hinfliegen. Unsere nächste Funkstation dürfte die in Mayo sein. Ich muß so schnell wie möglich einen Anrufplan aufstellen und dafür sorgen, daß sich

dort einer um die Sachen kümmert, die wir brauchen.
Man kann bloß hoffen, daß die Antenne in einem Stück
ankommt.

Verdammt, den ganzen Sommer lang eine Frau im
Camp. Kaum zu fassen.

THOMPSON

Nachdem wir tellerweise Eierkuchen und Rühreier gefrühstückt haben, bleibt Mackenzie sitzen und bohrt eine Zeitlang nachdenklich mit einem Zahnstocher in den Zähnen herum. Endlich sieht er mich an und fragt: „Wo ist das Gewehr, Thompson?“

„In unserem Zelt“, sagt Jerome. „Ich konnte das Ding ja nicht einfach so herumliegen lassen.“

„Kannst du es mal laden und herbringen — ja, Thompson?“

„Was zum Teufel hast du denn jetzt vor?“ sagt Jerome. „Wir haben doch keine Zeit, hier Schießübungen zu veranstalten, wir müssen rauf auf diesen Berg.“

„Der Berg läuft uns nicht davon. Wir müssen erstmal die kleinen Dinge erledigen.“

J.L. spült das Geschirr, aber ich spüre, wie sich ihr Rücken strafft. Ich gehe das Gewehr holen, und Jerome kommt mir nach. Im Zelt nehme ich das Ding in die Hand — eine Enfield 303 — und stecke ein paar Patronen ins Magazin.

„Naja, wenn wir schon mit Waffen herumspielen wollen“, sagt Jerome, wühlt in seinen Sachen und bringt doch tatsächlich einen der gefährlichsten Revolver zum Vorschein, den ich je gesehen habe, eine 44er-Magnum. Ich dachte immer, die wären für Zivilisten verboten.

„Wo hast du den her?“

Er grinst mich arrogant an. „Polizeiwaffe. Dazu braucht man eine besondere Erlaubnis und eine Spezial-

ausbildung. Man kann ja nicht jeden mit sowas herumlaufen lassen.“

„Du bist ja verrückt. Wozu in aller Welt brauchst du denn so ein Ding?“

Er grinst und zuckt die Schultern. „Man kann nie wissen.“

Der Kerl ist wahnsinnig. Kein Wunder, daß seine Frau wie ein verstörtes Kaninchen aussieht. Ich hoffe nur, er kriegt keinen Koller. Ich hab noch nie mit ihm zusammengearbeitet.

Im Kochzelt nimmt Mackenzie das Gewehr prüfend in die Hand, dann fragt er J.L. mit ruhiger Stimme: „Hast du einen Moment Zeit?“

Sie dreht sich um und wischt sich die Hände an einem karierten Geschirrtuch ab. „Wofür?“

„Komm mal mit raus.“

Sie bleibt stehen und trocknet sich immer noch die Hände an dem Tuch, dann wirft sie es über eine Stuhllehne, schiebt sich den Hut aus der Stirn und folgt ihm langsam.

Jerome kommt hinter dem Zelt hervor. „Du wirst doch nicht *ihr* beibringen wollen, wie man schießt?“

Mackenzie sieht ihn nur an.

„Sie muß nicht schießen können. Cap ist ja die ganze Zeit im Camp!“

Mackenzie hebt das Gewehr an die Schulter und legt es an. „Jeder hier lernt schießen. Was passiert, wenn Cap von einem Bären angegriffen wird?“

Jerome spöttelt: „Äußerst unwahrscheinlich.“

Mackenzie reißt ein Stück Pappe von einem Karton ab, der zum Verbrennen daliegt. Mit seinem Filzstift malt er ein großes Gesicht darauf, mit schwarzen Punkten für Nase, Augen und Mund, dann gibt er es mir und deutet in die Gegend. „Geh und mach das da drüben fest!“

J.L. räuspert sich. „Äh, Mackenzie, ich glaube nicht, daß das notwendig ist.“

„J.L.“, sagt er, „in meinem Camp muß jeder schießen können. Das gilt auch für dich.“

Ich stecke die Pappe mit dem Gesicht nach vorn auf einen Pfosten und komme zurück, als er ihr gerade zeigt, wie man das Gewehr hält. Jerome steht daneben und sieht höhnisch zu.

„Hast du schon mal mit sowas geschossen?“

Sie schüttelt den Kopf. Ich sehe genau, wie wenig ihr das Ganze gefällt.

„Na, es ist gar nicht so schwer, aber ein Gewehr ist immer nur so gut wie der, der damit schießt. Du mußt Respekt davor haben. So, jetzt preßt du den Kolben fest an die Schulter, denn in dem Moment, wo du abdrückst, gibt es einen Rückschlag. Dann schiebst du den Hebel hier zurück und drückst ihn wieder nach vorne, siehst du? Damit lädst du das Gewehr durch. Dann visierst du hier, mit Kimme und Korn, und jetzt brauchst du nur noch den Abzug zu drücken.“

Sie hat noch nie im Leben eine Waffe in der Hand gehabt, das merkt man. Das Gewehr ist für sie nicht nur schwer und unhandlich, es ist ihr auch zuwider. Und inzwischen hat sich das gesamte Camp hinter ihr versammelt, sie stehen schweigend da und beobachten sie, Hearne läßt gnadenlos seine Kamera klicken.

„Setz den Hut ab“, sagt Mackenzie. Er nimmt ihn ihr vom Kopf und wirft ihn auf den Boden. „Gut, ziel damit nicht irgendwo nach oben oder unten, halt es einfach ruhig. Jetzt übe erst mal. Richte es auf die Zielscheibe und zieh den Abzug durch. Es ist gesichert, also wird nichts passieren.“

Langsam und mit unbeweglichem Gesicht macht sie alles genauso, wie er es ihr gezeigt hat.

„Gut so“, sagt er, „du machst es schon ganz richtig.“
Sie läßt das Gewehr sinken.

„Du darfst es nie auf deine Füße richten. Auch wenn es gesichert ist, gefährlich ist es trotzdem, damit kannst du dir die Zehen abschießen“, sagt Mackenzie.

„Es ist so schwer.“

„Versuch's nochmal. Liegt es nicht schon besser in der Hand?“

Sie nickt, legt den Kolben wieder an die Schulter, kneift beim Zielen die Augen zusammen und drückt dann den Abzug.

„Du mußt viel fester halten. Sonst versetzt es dir einen fürchterlichen Stoß.“

„Wollen wir doch mal sehen, wie sie damit schießt“, sagt Jerome. Er spielt mit der Magnum herum, als würde er selber ganz gern seine Treffsicherheit unter Beweis stellen.

Mackenzie wirft ihm einen Blick zu, sagt aber nichts, seine Aufmerksamkeit gilt J.L. „Willst du es mal versuchen?“

„Muß ich wirklich? Ich glaube, im Notfall könnte ich damit umgehen.“

„Ja, du mußt.“ Er legt den Sicherheitshebel klickend zurück. „Also, vergiß nicht, du mußt es ruhig halten und auf die Scheibe zielen.“ Er ist so unendlich geduldig, daß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf geht, was für ein guter Vater er sein muß.

J.L. verlagert ihren Stand und zielt. Einen langen Augenblick läßt sie den Finger auf dem Abzug ruhen, dann krümmt sie ihn langsam. Ich sehe, daß sie den Gewehrkolben nicht fest genug an die Schulter preßt, aber Mackenzie sagt nichts. Auf einmal geht das Gewehr mit einem lauten Knall los. Die Kugel wirbelt weit rechts von der Zielscheibe ein Staubwölkchen

auf, und J.L. liegt flach auf dem Rücken auf dem Boden.

Es ist Jerome, der als erster laut auflacht und damit das leisere Gekicher der anderen auslöst, bis sie alle vor Lachen brüllen.

Mackenzie lacht nicht. Er hebt das Gewehr auf und hilft ihr auf die Beine, beachtet die anderen gar nicht. „Schlägt aus wie ein Maultier, was? Du mußt den Kolben ganz fest an die Schulter drücken, sieh mal, so!“

Die Männer albern herum und machen gemeine Bemerkungen. J.L.s Gesicht ist weiß wie ein Laken und vollkommen starr, ihr Körper ist ganz verkrampft von dieser Erniedrigung, so daß ich versucht bin, Mackenzie das Gewehr aus der Hand zu reißen und zu brüllen: ‚Laß sie in Ruhe! Wozu soll sie denn lernen, wie man mit dem Scheißding umgeht?‘ Aber natürlich mache ich das nicht. Man hat sich an die Regeln zu halten, und die Regeln macht der Chef der Gruppe. Stattdessen drehe ich mich zu den anderen um und sehe sie finster an. „Haltet das Maul, ihr Arschlöcher!“ Es wirkt aber nicht.

Mackenzie lädt das Gewehr durch, zielt und feuert auf die Scheibe. Wieder der Knall und das Echo von den Bergen.

„Mal sehen, ob du getroffen hast“, sagt Jerome und stiefelt hinüber zum Ziel. „Ein Auge hast du erwischt“, ruft er zurück, „aber nicht die Nase in der Mitte.“ Er kommt wieder zurückgerannt. „Ich werd euch mal zeigen, wie man das macht.“

Mackenzie sieht ihn nur kurz an. „Besorg dir ein Gürtelhalfter dafür“, sagt er. „Du kannst so einen Revolver doch nicht offen herumschleppen.“

Ich weiß gar nicht, ob Jerome ihn überhaupt gehört hat, so sehr ist er darin versunken, über dem blauschwarzen Lauf dieser lebensgefährlichen Magnum das Ziel an-

zuvisieren. Er fühlt sich dabei großartig. Man merkt es an der Art, wie er sie hält, die Beine gespreizt und die Arme gerade ausgestreckt, Polizeischützen-Stellung und so weiter, und die versammelte Mannschaft als Publikum. Der Mistkerl spielt sich unheimlich auf damit, der verdammte Angeber.

Dann, *wamm!* „Ich hab voll ins Schwarze getroffen. Ich weiß es genau!“ schreit er.

Ich renne mit ihm hinüber zur Zielscheibe. Sie hat jetzt ein zweites Einschußloch, direkt unter dem Mund. „Nicht genau die Mitte“, sage ich.

„Mist“, sagt er verdrießlich. „Das war die Sonne.“

Wir gehen zurück zu den anderen, ein Halbkreis von Männern, die um ein Gewehr herumstehen. „Laßt mich nochmal versuchen“, sagt J.L. ganz ruhig. Sofort wird es totenstill. Neun Augenpaare beobachten, wie sie das Gewehr an die Schulter hebt, den Hebel durchzieht und wieder nach vorn rammt, bedächtig Ziel nimmt und dann vollkommen ruhig und sicher ihren Finger um den Abzug krümmt.

Ich möchte am liebsten die Augen zumachen. Laß sie treffen, laß sie wenigstens die Scheibe treffen, denke ich.

Krach! Der Knall wird von einem Berg zum anderen hin und hergeworfen. Jerome und ich rennen gleichzeitig zu der Zielscheibe aus Pappe, und Jerome steht mit offenem Mund und ausnahmsweise einmal sprachlos vor dem kreisrunden Einschußloch genau in der Mitte der aufgemalten schwarzen Nase.

„Volltreffer!“ brülle ich, aber als ich mich umdrehe, um ihren Triumph zu sehen, hat sie das Gewehr schon an Mackenzie zurückgegeben, klopft den Staub von ihrem Hut, wobei sie die verblüfften Männer um sich herum gar nicht beachtet, und geht wieder ins Kochzelt, um mit dem Abwaschen des Frühstücksgeschirrs weiterzumachen.

MACKENZIE

- A. Claims kontrollieren
- B. Geologische Karten
- C. Aufnahme nach Planquadraten — Analysearbeiten
- D. Radiometrische Untersuchung
- E. Untersuchung des Geländes

Analysen sind durchzuführen an:

- 1. Proben der Flußsedimente
- 2. Wasserproben
- 3. Bodenproben
- 4. Gesteinsproben

VERFAHREN MIT PROBEN

I. Gesteinsproben:

- 1. Beschreibung von Struktur, Homogenität, Mineralbestandteilen, Veränderungen, Äderung
- 2. Radioaktivität
- 3. Fluoreszenz
- 4. Ausfüllen der Versandbenachrichtigungen für verpackte/abgefüllte Proben
- 5. Geochemie des Gesteins — Laboranalyse

6. Auswertung der geochemischen Versuchsergebnisse

II. Boden- und Sedimentproben:

1. Beschreibung der Partikelgrößen
2. Färbung der Probe
3. pH-Wert
4. Radioaktivität
5. Verpackung der Probe/Versandbenachrichtigungen
6. Fluorometrische Analyse auf Urangehalt (im Labor)
7. Atomabsorptions-Analyse (im Labor)
8. Auswertung der Ergebnisse

Ich bringe ihnen einmal die Woche Treibstoff, Verpflegung und die Post mit dem Flugzeug. Jeden Mittwoch. Es ist ein weiter Flug von Mayo, macht aber nichts, es ist eine schöne Strecke. Sie hören mich schon lange bevor ich ankomme. Wenn meine Schwimmer ins Wasser eintauchen, dann stehen sie immer alle am Seeufer und warten. Sie hat einmal zu mir gesagt: „Du bist unsere einzige Verbindung mit der Außenwelt.“ Und hat mich angegrinst und mir eine Reihe ebenmäßiger kleiner Zähne gezeigt. Als wäre es ein Scherz.

Es ist ein sonderbares Camp. Man hat das Gefühl, als würde alles behutsam unter Kontrolle gehalten, als würde hier nie etwas falsch laufen, und wenn doch, dann wird es solange ignoriert, bis es am Ende doch wieder in Ordnung ist. Die Atmosphäre ist gespannt, aber es ist nicht die gleiche Spannung wie in den meisten Camps. In denen mit ausschließlich männlicher Besatzung herrscht ein kaum unterdrückter Wahnsinn, alles arbeitet wie verrückt. Und in Camps mit einer Frau drin gibt es normalerweise dauernd Witzeleien, verstohlene Rippenstöße und Anzüglichkeiten. Wenn eine Frau dabei ist, dann vögelt sie mit mindestens einem der Männer. Aber hier ist das nicht so, das spüre ich. Es scheint fast, als hätten sie Angst vor ihr. An ihr liegt es offenbar nicht, so ein Ekel ist sie gar nicht. Es muß noch etwas anderes sein, sie muß irgendwas mit ihnen gemacht haben, so daß sie alle ihr gegenüber leicht unsicher sind, sie halten einen gewissen Abstand.

Trotzdem ist sie bei allen beliebt, und es wird viel gelacht.

Also, ich blick da nicht durch. Vielleicht hat es auch etwas mit Mackenzie zu tun, der hat viel Erfahrung mit dem Leben hier draußen. Er ist auch nicht gerade leicht einzuschätzen, nach außen hin ein ruhiger, vernünftiger Kerl. Hab ihn erst einmal gesehen, seit ich die Gruppe hergebracht habe. Wenn ich lande, dann ist er meistens irgendwo am Hang, er arbeitet mehr als alle anderen zusammen. Sie und Cap sind immer im Camp, und manchmal auch der Hubschrauberpilot. Letzte Woche bin ich spät nachmittags angekommen, da kamen die Männer gerade einer nach dem anderen zurück, während wir die Verpflegung ausgeladen haben. Sie sind für radiometrische Analysen ausgerüstet, suchen wahrscheinlich nach Uran.

Dann kommt einer von ihnen zu mir rüber und jammert mir die Ohren voll, daß zuviel Alkohol im Camp ist. Er meint, ich wäre verantwortlich, darauf zu achten, daß der Lageraufseher in Mayo keinen Schnaps unter die Fracht schmuggelt. Darauf kann ich nur lachen und sage ihm, daß ich schließlich kein Polizist bin. Der Gruppenchef entscheidet darüber, ob Alkohol verboten oder erlaubt ist, und Mackenzie hat nichts dagegen.

Dann fängt dieser Kerl an, mich wüst zu beschimpfen, als wäre es mein Fehler, daß hier nicht härter gearbeitet wird. Ich sage ihm, er kann mich mal am Arsch lecken, und wie um dem ganzen die Krone aufzusetzen, kommt in dem Moment die Köchin mit einem Zwanzigdollar-schein und bittet mich, das nächste Mal einen guten Scotch mitzubringen, Mackenzie hätte darum gebeten. Der Kerl wird puterrot im Gesicht, hält zwar sein Maul, wirft aber der Köchin einen so bösen Blick zu, daß man meinen könnte, er wolle sie auf der Stelle ermorden.

Also, ich fand's recht lustig.

Trotzdem, sie ist irgendwie merkwürdig. Nicht besonders auffällig, man würde sie wohl kaum bemerken, wenn sie nicht die einzige Frau im Umkreis wäre. Und auch nicht gerade attraktiv, kaum Kurven. Immerhin, eine Frau ist eine Frau, und wenn man am Arsch der Welt ist, kann man nicht wählerisch sein. Also was ist los mit den Männern hier? Sie hat anscheinend auch niemanden, der zu Hause auf sie wartet, das kann nicht der Grund sein. Die einzigen Briefe, die sie schreibt, sind an eine Frau namens Deborah. Ich nehme immer die Post mit und habe mal nachgesehen.

Also, ich bin sicher, daß bis zum Ende des Sommers noch irgendwas passiert. Wir Männer sind schließlich auch nur Menschen.

FRANKLIN

Das Licht einer Kerze, um meine Gedanken zu sammeln.

Da wären wir also, plagen uns Tag für Tag die Berge rauf und runter, sortieren jeden Abend Gesteinsproben und Bodenproben, machen uns Notizen über das Gelände, vervollständigen die große Karte mit kleinen Einzelheiten. Und sie, was denkt sie sich über uns?

Ich schreibe an einer Sammlung von Gedichten über sie, über ihre Art zu kochen, über ihre Art, mit dem Hut auf dem Kopf den Abwasch zu machen, über ihre Art, uns mit ihren Blicken zu durchdringen und dabei in die Ferne zu sehen.

Sie bleibt ein Geheimnis, sie erzählt uns nichts von sich. Warum ist sie hergekommen? Ich habe sie schon gefragt, aber sie lacht nur und zuckt die Achseln, wendet sich ab von mir. Mitunter wirkt sie düster und angespannt, als ob tief drinnen ein dumpfer Kummer an ihr nagen würde. Ich versuche, sie zum Meditieren zu überreden, aber sie rümpft bloß die Nase und sagt, das könne sie nicht brauchen, sie möchte nicht mit dem Denken aufhören. Und trotzdem, sogar ihre Verachtung ist faszinierend.

Oben in den Bergen kann ich am besten meditieren, dort finde ich Worte für meine Gedichte. Hoch oben bei den Adlern, dort ist meine Seele am reinsten. Ich bin froh, daß wir hierher geschickt worden sind, die Berge sind besser für mein Karma als die Tundra. Ich mag Geologie, obwohl ich lieber Dichter oder Philosoph

wäre. Die Arbeit als Geologe gibt einem die Möglichkeit, in die unberührte Wildnis zu gelangen.

Ich könnte es ihr begreiflich machen, wenn sie ihre Zweifel nur für ein paar Minuten beiseite lassen würde. Aber sie ist bitter, hart und bitter. Das einzige Mal, wo ich eine Gelegenheit hatte, ihr von ihrer Aura zu erzählen, und davon, wie die Meditation einem die Fähigkeit gibt, durch die äußere Hülle eines Menschen in seine Seele zu sehen, da hat sie nur kurz und unfreundlich gelacht.

„Du bist ein Romantiker“, meint sie. „Damit löst du doch keine Probleme.“

„Wenn jeder Mensch über sich Bescheid wüßte, dann würden alle Probleme auf dieser Welt von selbst verschwinden.“

Diesmal sieht sie mir direkt in die Augen, und ihre Lippen sind ein bißchen verzerrt. Dann dreht sie sich weg und sagt mit scharfer, unnachgiebiger Stimme: „Das ist eine Ausrede. Die Menschen wissen sehr wohl Bescheid über sich, sie haben einfach keine Lust, sich zu ändern.“

Und wie hell sie leuchtet.

MILTON

Sie kann gut kochen. Sie ist nicht so, wie ein Mädchen sein sollte, aber sie kann gut kochen. Wir bekommen selbstgebackenes Brot und Bananenplätzchen, und Salate und Suppen und Gerichte, von denen ich noch nie gehört habe. Sie macht sogar Haferflocken mit Rosinen zum Frühstück.

Ein Mädchen wie sie habe ich noch nie gesehen. Sie ist hart und leicht aufgebracht, und nicht weich und still und nach innen gekehrt, wie ein Mädchen sein sollte. Die Mädchen bei uns in der Kirche — man kann kaum ihre Bewegungen unter den weiten Baumwollröcken sehen. Wenn man sie berührte, würden sie sich anfühlen wie Kissen aus Daunenfedern. Es ist nicht richtig, an so etwas zu denken — wie sie sich anfühlen würden. Aber sie macht es, sie bringt mich auf diese Gedanken, ich kann nichts dagegen tun, sie besteht überall aus Ellenbogen, aus scharfen Ecken, und sogar ihr Haar ist nicht lang und weich, wie es bei einem Mädchen sein sollte, sondern kurz und borstig wie bei einer rauflustigen Katze.

Unsere Gemeindeältesten würden sagen, daß sie verloren ist. Aber sie kann kochen.

MACKENZIE

Auf meinem ersten Erkundungsgang durchquere ich sämtliche Claims, um mir die ursprüngliche Fundstelle anzusehen und den Erzgehalt zu bestimmen. Die Karte des Prospektors strahlt viel Optimismus aus, er glaubt, es gibt hier in Schichten abgelagertes Uran, aber ich finde lediglich ab und zu eine kleine Ader im Intrusivgestein. P.Q. ist auf ein Märchen reingefallen, aber was kann man anderes erwarten, ein Uranvorkommen ist schwer zu beurteilen. Auf jeden Fall werden wir eine radiometrische Analyse machen. Vielleicht finden wir mehr als erwartet.

Trotz allem ist es ein unbeschreiblich gutes Gefühl, wieder draußen zu sein. Nachdem der Lärm des Helikopters endlich verklungen ist, bleibe ich eine Weile stehen und sehe den Steilhang hinunter ins Tal. Es ist schon lange her, daß ich im Yukon gearbeitet habe, ich hatte fast vergessen, wie es einen packt. Von hier aus, hoch oben auf den spärlich bewachsenen Gebirgshängen, sieht der Sommer schon besser aus. Ich mache meine Jacke auf und strecke die Arme aus, lasse den Wind durch den Stoff blasen. Hier könnte man Ruhe finden, man könnte sich ins Moos legen und den Berg um sich herumwachsen lassen.

Und sogar im Camp geht es besser, als ich dachte. Jerome ruft bei allen eine solche Abneigung hervor, daß er meine Autorität nicht untergraben kann, schon jetzt witzeln sie heimlich über ihn. Ich muß ihn nur auf Trab halten. Eins muß man ihm lassen: er arbeitet hart. Aber

er reagiert immer viel zu aufbrausend auf alles. Ich weiß nicht, ob ich es wagen kann, für eine Weile wegzugehen und ihm das Camp zu überlassen. Wenn ich das tue, dann könnte es ein Blutbad geben, und wenn ich zurückkomme, wäre das Camp wahrscheinlich in Flammen aufgegangen.

Normalerweise gehe ich immer eine Woche lang weg, das ist dann mein ganzer Urlaub. Dann setze ich mich in meinen Ford und fahre los, fahre in der Stadt herum, fahre in der Provinz herum, suche sie. Eines Tages werde ich sie sehen, wie sie zu dritt am Strand oder in einem Park Picknick machen, Janice wird ihr blasses Gesicht in die Sonne recken und nicht weiter auf die Kinder achten, die herumrennen, Fangen spielen, einander mit Erde bewerfen. Auf diesen Moment warte ich, ich suche überall nach ihnen, ich weiß, daß ich sie eines Tages sehen werde, daß ich sie finden werde, und daß ich dann die richtige Gelegenheit haben werde, es ihnen begreiflich zu machen, und alles wird sich geklärt haben.

Aber ich habe etwas vergessen: Sandy ist siebzehn; Stevie ist fünfzehn. Sie werden nicht Fangen spielen. Und wie ich so hier stehe, und der Wind mich beinahe vom Berg hinunterbläst, wird mir plötzlich klar, daß ich diesen Sommer nicht aus dem Camp weggehen werde, ich bleibe hier. Ich werde nicht länger nach ihnen suchen, denn selbst wenn ich sie finden sollte, woran soll ich sie erkennen? Und wie kann ich ihnen etwas erklären, das ich selbst nicht verstehe?

Himmel. Ich kauere mich neben einen Felsblock, lege meine Hand darauf, um einen Halt zu finden. All diese Jahre, und ich verstehe es immer noch nicht.

Halt, halt, Mackenzie, du wirst weich, die Berge haben dich verhext, warum denkst du an deinem ersten Tag auf dem Hang gleich an *sie*? Da, schau hinunter, da

unten im Tal sind Zelte aufgestellt, und du bist hier oben, damit du eine Mine findest. Da unten ist eine Mannschaft und eine Köchin, und irgendwo hier oben ist eine Mine. Du mußt sie nur finden.

J.L. . . . Unglaublich, dieser Ausdruck auf ihrem Gesicht heute morgen. Ich hab geglaubt, jetzt dreht sie sich um und knallt die ganze Mannschaft ab, einen nach dem anderen, eiskalt wie sonstwas. Und stattdessen feuert sie auf die Zielscheibe und trifft voll ins Schwarze.

Und ich muß dabei völlig gleichgültig danebenstehen, darf meine Freude nicht zeigen, sonst würden sie sie alle hassen. Sie muß sich selbst durchsetzen. Trotzdem, das war schon ein Anblick, ihr zusammengekniffener Mund, ihre Augen, die zu schmalen Schlitzen wurden, ihre Wut, die so stark war, daß ich das Gefühl hatte, sie bringt den ganzen Berg zum Beben und läßt ihn über uns zusammenstürzen. Na, das war vielleicht ein Auftakt.

Auftakt. Los, los, Mackenzie, wirf dir den Rucksack über die Schulter, sieh auf deinen Kompaß und mach dich auf den Weg. Der Rest der Mannschaft untersucht die anderen Claims, und du sollst die ursprüngliche Fundstelle kartographieren. Geh los, Mackenzie, geh.

CAP

„Achtung, Achtung, LG zwei-vier ruft Mayo zwölf. LG zwei-vier ruft Mayo zwölf. Könnt ihr mich hören? Kommen.“

„LG zwei-vier, hier Mayo zwölf. Empfang ist gut. Kommen.“

„Könnt ihr das Flugzeug einen Tag früher schicken? Uns geht der Treibstoff für den Hubschrauber aus. Kommen.“

„Wir werden es versuchen, aber ich muß erst nachsehen, ob es für den Tag nicht schon gebraucht wird. Kommen.“

„Gut. Unseren Einkaufszettel von letzter Woche habt ihr vom Piloten gekriegt? Kommen.“

„Ja, wird bearbeitet. Kommen.“

„Dazu noch zehn Pfund Mehl. Und eine Stange Zigaretten, ja? Kommen.“

„Läßt sich machen. Ihr scheint ja da oben recht gutes Essen vorgesetzt zu bekommen. Kommen.“

„Gutes Essen schon, aber das ist auch alles. Kommen.“

„Künstlerpech. Ihr packt die Frau wohl falsch an. Kommen.“

„Kümmere du dich um deinen eigenen Mist, Mayo. Wir hören uns wieder morgen um sechs. Kommen.“

„In Ordnung, Cap. Sonst noch was? Kommen.“

„Nein. Ende.“ Ich stecke das Mikrophon in die Halterung und lege mich wieder aufs Bett. Das war eine gute Idee, das Funkgerät gleich bei mir im Zelt zu installie-

ren. Ich brauche morgens nicht mal aufzustehen. Außer wenn sich alle im Zelt breitmachen, um die Neuigkeiten aus Mayo mitzuhören. Diese verfluchten Tagespläne um sechs Uhr morgens. Vielleicht kann ich sie dazu überreden, uns für sieben einzuteilen, das gäbe noch eine Extrastunde zum Dösen.

Oh Mann, im ganzen Yukon Territory wissen sie schon über sie Bescheid. Kaum zu fassen.

In diesem kurzen Augenblick, als ich mit dem Rücken auf der Erde liege und nach Luft schnappen muß, verliere ich fast die Kontrolle. Ich bin nahe daran aufzuspringen, das Gewehr zu entsichern und auf sie zu richten, als erstes auf Jerome. Und ich hätte getroffen. Wäre Mackenzie nicht gewesen, ich hätte sie ohne Gewissensbisse alle umgelegt. Aber er hat nicht gelacht, nicht mal die Mundwinkel zu einem Lächeln verzogen, er hat sie einfach nicht beachtet und mir aufgeholfen und mit seiner Engelsgeduld noch einmal gezeigt, wie man es macht.

Und dann dieser Angeber Jerome mit seiner lächerlichen Magnum. Dabei wurde mir meine eigene Macht bewußt, daß ich eine Waffe auf sie richten und abdrücken könnte, daß es hier draußen keine Gesetze gibt, keine festgelegten Reaktionen, alles ist neu und ungeregelt, wir sind allein, weit weg von der übrigen Welt. Wir sind hier jeder Kontrolle entzogen.

Es macht mir Angst, und trotzdem weiß ich jetzt, daß ich mich vor ihnen nicht fürchten muß, nicht im geringsten. Hier draußen gilt meine Wut genauso viel wie ihre, kann die gleiche Wirkung haben. Und dann kann ich das Gewehr wieder in die Hand nehmen, ich nehme es und presse es fest an die Schulter, halte den glatten Kolben in meiner Hand. Ich ziehe den Ladehebel zurück und schiebe ihn dann mit aller Kraft vor, balanciere mein Gewicht auf den Fußballen aus und ziele. Weit entfernt, am Ende des Laufs sehe ich die schwarze Nase in dem Pappgesicht. Ohne zu schwanken, ohne die Au-

gen abzuwenden, finde ich mit dem Finger den Abzug, kalt und geschmeidig, und ich drücke ab. *Krach*. Die Berge werfen ein wütendes Echo.

Ich gebe Mackenzie das Gewehr zurück und gehe davon. Ich weiß, daß ich getroffen habe. Und ich weiß, daß sie das nicht vergessen werden.

THOMPSON

Ich kenne ihn schon lange genug, um zu bemerken, daß an diesem ersten Tag etwas mit ihm geschehen sein muß. Als der Hubschrauber ihn wieder herbrachte, hat er fünfzig Pfund Gestein auf den Sperrholzboden des Kochzelts fallengelassen und dann angefangen, sich mit seiner kleinen Lupe einen Stein nach dem anderen anzusehen, das alles auf den Knien. Man könnte meinen, er ganz allein hätte von jedem Planquadrat unserer Claims eine Probe genommen. J.L. kocht irgend etwas mit Tomaten und Gewürzen, das ich schon den ganzen Weg vom Berg hinunter gerochen habe. Sie kümmert sich nicht um Mackenzie, steht nur da und schneidet Sellerie in kleine Scheiben, ein weißes Handtuch über die Jeans gebunden und ihren Hut auf dem Kopf.

„Geh und hol Cap!“ sagt er zu mir, als ich hereinkomme.

Cap nagelt gerade eine Plane über den Holzrahmen des Gestells für die Dusche. Als er den Steinhaufen auf dem Zeltboden sieht, läßt er einen Pfiff los. „He, Mackenzie, willst du den ganzen Berg an einem Tag in die Stadt verfrachten?“

„Hier ist die Liste“, sagt er. „Du machst die Etiketten und bereitest sie zum Wegschicken vor. Die müssen mit dem nächsten Flugzeug zur Analyse raus. Morgen gibt's noch mehr.“

In diesem Moment kommt Jerome ins Zelt getrampelt. „Du lieber Gott!“ sagt er. „Hast du denn nichts kartographiert?“

Mackenzie sieht ihn wortlos an, und ich bin sicher, er hat nicht nur jede einzelne der Proben da auf dem Boden detailliert beschrieben, sondern auch alle Fundstellen in die Karte eingezeichnet.

Er wendet sich wieder an Cap. „Ach ja, und sag ihnen, sie sollen auch Analysen auf Kupfer, Silber und Gold machen. So könnten wir hier vielleicht doch noch was finden.“

Ich hab ihn noch nie so gereizt gesehen. Er läßt es nicht an uns aus, sondern treibt sich selbst an, arbeitet mehr als je zuvor. Und das will was heißen, weil er sowieso immer mehr als alle anderen arbeitet. Er ist der Meinung, der Leiter einer Gruppe muß ein Beispiel für alle sein. Man könnte glauben, er will durch Schwitzen irgendeinen Kummer loswerden, aber ich kann mir absolut nicht vorstellen, was ihm da oben auf dem Berg in den Sinn gekommen sein könnte.

Vielleicht spürt er langsam sein Alter. Er ist einer der ältesten Geologen, die immer noch jeden Sommer losgehen und monatelang im Gelände arbeiten. Und es muß eine Belastung für ihn sein, dieser lange Sommer, der jetzt vor uns liegt. Trotzdem sollte er nicht aufhören, er ist der Beste auf seinem Gebiet. Ich kann ihn mir nicht als einen dieser Büro-Geologen vorstellen, für die Gesteinsformationen und Höhenunterschiede nichts weiter sind als die Linien und Farben auf einer Karte.

Da ist diese Traurigkeit an ihm, die ich schon immer gespürt habe, über die ich ihn aber nie ausfragen wollte. Wir sind Freunde, aber das geht mich nichts an. Er mischt sich ja auch nicht in meine Angelegenheiten. Aber ich muß schon sagen, er macht mir ziemliche Sorgen. So habe ich ihn noch nie gesehen, so schwermütig und düster.

Und außerdem stellt sich für mich dabei die Frage,

was wohl mit mir passieren wird, ob die Berge vielleicht von mir genauso Besitz ergreifen werden wie von ihm. Ich habe versucht, es Katie zu erklären: daß es eine weitere Seite meines Lebens ist, etwas anderes, das nichts mit ihr zu tun hat, aber obwohl ich merke, daß sie es versucht, kann sie doch nicht verstehen, was dieses Leben für mich bedeutet. Sie hat nichts dagegen, daß ich fortgehe. Ich glaube, sie hat es sogar ganz gern, weil sie dann mehr arbeiten kann, aber andererseits macht es mir Angst, denn ich will sie ja nicht gegen die Berge oder die Tundra eintauschen.

Ich kann es immer noch nicht fassen, daß ich sie gefunden habe, kann kaum glauben, daß es jemanden wie sie überhaupt gibt. Sie ist wie Quecksilber, ständig in Bewegung, sie ist selbst ein Tanz. Immer wieder möchte ich J.L. von ihr erzählen, will sie fragen, ob mein Gefühl etwas Wirkliches ist, etwas Dauerhaftes, und ob ich alles richtig mache. Komisch, dabei kennt sie Katie ja nicht einmal, und doch habe ich das Gefühl, daß sie mich verstehen würde.

Aber Mackenzie macht mir Sorgen. Jeden Tag zerrt er aus dem Hubschrauber einen Sack voller Steine, den niemand anders tragen könnte, fünfzig, manchmal sechzig Pfund. Als ob ihn nichts als das Gewicht dieser Steine auf dem Rücken aufrecht halten könnte. Zum Glück haben wir den Hubschrauber, der uns absetzt und später wieder mitnimmt. Wenn wir in einem Camp ohne dieses Hilfsmittel wären, würde er sich zu Tode schleppen. Wie soll ich ihm das beibringen, wir sind schließlich Freunde. Und seit all den Jahren, die ich ihn kenne, denke ich jetzt zum ersten Mal, daß ich nicht so sein will wie er, wenn ich sein Alter erreicht habe.

MACKENZIE

Was wollte sie wirklich? Ich habe sie nie gefragt, aber selbst wenn, hätte sie es mir gesagt? Seit Wochen muß ich dauernd daran denken, habe kaum noch etwas anderes im Kopf. Die Claims hier sind völlig wertlos, sie haben nicht genug Uran, um auch nur einen Knallfrosch anzutreiben, wir verschwenden nur unsere Zeit, und immer wieder muß ich daran denken, daß ich vorher nichts davon gemerkt habe, einfach nichts gemerkt habe.

Was hat sie gewollt? Jahrelang habe ich versucht, sie zu finden, habe darauf gewartet, daß sie zurückkommt, aber ich habe diese Frage noch nie jemand anderem gestellt. Ich kann es nur immer wieder durchdenken, irgendwie werde ich dabei eine Antwort finden.

Am Donnerstag komme ich abends nach Hause, die Woche ist halb vorbei, und übers Wochenende wollen wir zelten gehen. Das Haus ist sonderbar still, es wird nicht gekocht, kein Kinderlärm, der Fernseher ist ausgeschaltet. Janice wird mit den Kindern einkaufen sein und ist im Verkehr steckengeblieben. Ich finde ein Päckchen Hackfleisch in der Küche und fange an, eine Spaghettisoße zu machen. Ich koche gern, wenn Janice nicht da ist und mir zusehen kann, wie ich etwas falsch mache. Sie ist viel schneller als ich, aber die Arbeit in der Küche entspannt mich. Zwiebeln schneiden und das Fleisch anbraten, Tomaten und Knoblauch einrühren, Oregano darüber, dann Basilikum und ein Lorbeerblatt. Dann stelle ich die Flamme klein und lasse es leicht kochen, während ich die Spaghetti ins heiße Wasser lege.

Diesen Sommer werde ich auf eine Expedition in die Northwest Territories gehen, auf verschiedenen arktischen Inseln arbeiten. Die Anträge sind abgegeben, und demnächst werden die Projekte an die einzelnen Gruppen verteilt. Es sieht ganz so aus, als würde ich bekommen, was ich will. Daß ich im vorigen Jahr Meteor Ridge gefunden habe, hat meine Position erheblich verbessert. Das hat ihnen gefallen. In letzter Zeit haben die Expeditionen nicht allzu viel eingebracht. Eine Gehaltserhöhung, mehr Geld, vielleicht werden wir sogar in ein schöneres Haus umziehen.

Ich nehme mir einen Scotch, während ich warte. Damit muß ich aufpassen, Scotch kann einem auf die Dauer über den Kopf wachsen. Ich gehe ins Wohnzimmer, schalte den Fernseher ein und sehe mir die Nachrichten an, dabei sind meine Gedanken immer noch bei meinem Projekt. Die Zeit, nachdem die Anträge eingereicht sind, strengt mich immer sehr an, der Streß, das Warten.

Um acht wache ich von dem Geruch nach verbrannten Tomaten und von dem gekünstelten Gelächter aus dem Fernseher auf. Ich gehe die Treppe hinauf, die Zimmer von Sandy und Steve sind still, ordentlich, die Spielsachen aufgeräumt. Auf einmal fürchte ich mich davor, in unseres zu gehen. Aber als ich die Tür aufstoße, sehe ich, daß es ebenfalls sauber und ordentlich ist, das breite Bett ist gemacht und so glatt und straff gespannt wie immer, die Schranktüren sind geschlossen, das feuchte Handtuch, das ich heute morgen zu Boden fallen gelassen habe, liegt nicht mehr dort.

In Panik reiße ich den Kleiderschrank auf. Ihre Sachen hängen dort in geraden Reihen, Abendkleider in Plastiküberzügen, die Sommer- und Winterkleider sorgfältig voneinander getrennt. Moment, ihr roter Pullover, der helle Wollpullover, der ihr so gut gefällt. Ich wähle

durch die Kleiderbügel, erinnere mich genau daran, daß er heute morgen noch da war, als ich mir ein frisches Hemd genommen habe. Er ist weg, das einzige, was sie mitgenommen hat.

Ruhig, Mackenzie, ganz ruhig. Ich gehe hinunter in die Garage. Sie hat den Volkswagen genommen. Es muß ihr irgend etwas passiert sein — eine Reifenpanne, ein Unfall. Und während ich noch mit der Polizei telefoniere, weiß ich schon, daß ich damit nur den Moment hinausschiebe, in dem ich es einsehen muß. Nein, es hat niemand dieses Namens einen Unfall gemeldet, sobald sich etwas Neues ergibt, werden wir Sie informieren. Eine Vermißtenanzeige? Um als vermißt zu gelten, muß jemand mindestens achtundvierzig Stunden lang verschwunden sein. Regen Sie sich nicht auf, Ihre Familie taucht bestimmt wieder auf.

Den kurzen Brief schickt sie ans Büro, abgestempelt am Donnerstag. „Lieber Earl, es geht uns gut. Es tut mir leid. Ich hoffe, du verstehst mich. Janice.“ Was soll ich verstehen? Ich verstehe gar nichts, zum Teufel. Sie wird zurückkommen, das weiß ich. Ich muß nur lange genug warten, dann wird sie es sich anders überlegen.

Zehn Jahre später verstehe ich es genausowenig wie vorher, ich weiß immer noch nicht, was in sie gefahren ist.

Janice. Dein kirschroter Pullover, und wie du die ganze Nacht nicht schlafen konntest, wenn ich am nächsten Tag zu einer Expedition in den Norden aufgebrochen bin. Manchmal bin ich aufgewacht, und du hast dich eng an mich gepreßt und am ganzen Körper gezittert. Das ist jeden Sommer das gleiche gewesen. Ich mache mir deswegen keine Vorwürfe. Vor unserer Hochzeit hatte ich dir gesagt, daß ich Geologe bin und daß ich jedes Jahr auf eine Expedition gehen würde, und wenn du da-

mit nicht fertig werden könntest, dann sollten wir nicht heiraten. Ich habe dir nichts verschwiegen, du hast gewußt, was dich erwartet.

Tief drinnen weiß ich, daß es nicht an meinem Weggehen lag, es war etwas anderes. Aber was? Und warum hast du nichts gesagt, hast mir keine Chance gegeben, es zu ändern? Du warst mir wichtig. Ich hätte versucht, etwas zu tun. Vielleicht war ich schwer von Begriff, aber ich wollte nicht, daß du unglücklich bist. Ich hätte dich tun lassen, was du wolltest. Aber deine Gedanken konnte ich nicht lesen.

Was wolltest du also wirklich? War es etwas so Unmögliches, daß ich es dir nicht hätte geben können, war es so unmöglich, mich darum zu bitten? Ich hätte alles getan. Ich würde heute noch alles tun, damit du zurückkommst, auch wenn ich dich inzwischen kaum noch kenne.

Und was habe ich falsch gemacht? Ich habe dich kein einziges Mal geschlagen. Ich habe nie herumgeflirtet. Ich habe dir nie vorgeworfen, daß du Geld ausgegeben hast, ich hatte es gern, wenn du etwas für dich selbst gekauft hast anstatt immer nur für die Kinder, für das Haus, für den Garten. Ich weiß, ich war launenhaft und geistesabwesend, ich war unordentlich, ich bin oft gleich nach dem Abendessen eingeschlafen, anstatt noch mit dir zu reden, aber deswegen bist du doch nicht gegangen, oder?

Ich weiß es immer noch nicht. Ich werde morgen früh um vier aufstehen und das Morgengrauen anstarren, das durch den grünen Zeltstoff dringt, und noch einmal meine Liste überprüfen, weil ich glaube, daß ich etwas Wichtiges vergessen habe, oder daß ich es plötzlich verstehen könnte. Jerome wird unbekümmert schnarchen, er sorgt sich nie um seine Frau, hier oben denkt er nicht

an sie, sagt er, schreibt ihr nicht mal ab und zu einen Brief.

Wenn ich hier oben etwas finden würde, dann könnte ich schlafen, könnte sie vergessen. Wenn ich nur eine Mine fände.

IVAN

Jeden Morgen gehe ich hinaus und werfe den Motor an, lasse ihn auf Hochtouren laufen, bis die Propellerblätter zu heulen anfangen. Jet Rangers sind gute Maschinen. Nach dem Anlassen sind sie immer sofort da. Inzwischen hat Mackenzie den Leuten ihre Aufgaben zugeteilt, und ich fliege mit den ersten los. Ich habe im Hubschrauber nur Platz für vier, also mache ich zwei Touren. Das ganze dauert so etwa eine Stunde. Je nachdem, wie weit sie gebracht werden wollen.

Nachdem ich alle abgesetzt habe, brauche ich nur noch zu warten, bis es Zeit ist, sie wieder abzuholen. Manchmal will Mackenzie gegen Mittag an eine andere Stelle gebracht werden, aber abgesehen davon habe ich einen ruhigen Job. Viel Zeit verbringe ich im Hubschrauber damit, beim Warten den „Playboy“ zu lesen. Ich komme immer ein bißchen früher als verabredet am Treffpunkt an. Dafür ist jeder dankbar, besonders wenn es kalt und regnerisch ist. Ansonsten arbeite ich viel an der Maschine. Man muß immer kontrollieren, ob auch alles gut funktioniert, die Probleme beseitigen, bevor sie entstehen. Mein größtes Problem ist es, auf die Mannschaft aufzupassen, wenn der Motor läuft und sie mit dem Kopf in den Propeller kommen könnten.

Auch wenn ich im Camp bin, habe ich nicht viel mit ihr zu tun. Auf dem Ofen steht immer heißer Kaffee, und sie ist auch immer guter Laune, aber sie bemüht sich nicht unbedingt um Gesellschaft. Manchmal spielen wir nachmittags eine Partie Poker. Sie gewinnt immer. Ich

habe noch nie eine Frau gesehen, die so gut spielt. Und immer hat sie irgend etwas auf ihrem Ofen braten oder schmoren oder kochen. Ich begreife überhaupt nicht, wie sie einige von diesen Sachen zustandebringt. Schließlich hat sie nur einen winzigen Propangaskocher. Er hat zwar vier Flammen, aber er ist nur so groß wie für eine Puppenstube. Keine Ahnung, wie sie in dem Ofenrohr Brot backen kann.

Cap bleibt die meiste Zeit im Camp. Er hängt überall herum, benutzt nie ein Taschentuch, kratzt sich dauernd und geht einem ziemlich auf die Nerven. Ich merke, daß er etwas von ihr will, aber er scheint damit nicht viel Erfolg zu haben. Sie ignoriert ihn. Geht an ihm vorbei, als ob er gar nicht da wäre. Rollt den Teig für Pasteten weiter oder schneidet das Gemüse für die Suppe. Er redet nicht besonders viel. Wahrscheinlich denkt er, daß es was bringt, wenn er einfach dasitzt und sie ansieht.

Manchmal, wenn das Wetter schön ist, geht sie einen Nachmittag lang weg. Als ob sie mal allein sein müßte. Als ich einmal losgeflogen bin, um die ersten von der Arbeit abzuholen, da hab ich sie gesehen, weit hinten im Tal am Fuß des Berges. Sie stand gebückt und sah auf die Erde. Dann hat sie sich aufgerichtet und etwas in einen kleinen Beutel getan. Merkwürdig. Sie muß wohl Steine gesammelt haben.

Sie ist das merkwürdigste Mädchen, das ich je getroffen habe. Wir sind jetzt schon zwei Wochen hier draußen, und trotzdem kenne ich sie noch kein bißchen besser als am Anfang. Obwohl ich sie jeden Tag sehe. Und ich glaube beinahe, daß ich sie am Ende des Sommers immer noch nicht besser kennen werde. Sie redet nicht viel. Manchmal macht sie eine witzige Bemerkung. Sie trinkt zwar ab und zu mal einen, aber abends geht sie immer früh schlafen. Sitzt nicht gerne die ganze Nacht

mit den Männern im Kochzelt herum. Da sie um sechs aufstehen muß, kann man ihr das wohl nicht übelnehmen.

Trotzdem, irgendwie habe ich das Bedürfnis, mit ihr zu sprechen. Vielleicht weil es immer so scheint, als würde sie einem gar nicht zuhören. Macht einfach ihre Arbeit weiter und schenkt einem keine Beachtung, schiebt nur hin und wieder den Hut zurück. Komisch, am Anfang hab ich gefunden, daß sie wie ein Junge aussieht. Jetzt kommt sie mir weiblicher vor als die meisten Frauen, die ich kenne. Hier draußen ändern sich solche Einschätzungen ganz beträchtlich.

Eines Morgens, die Sonne scheint, sitze ich im Helikopter und warte auf Mackenzie und Thompson, um sie im nächsten Tal abzusetzen. Die anderen habe ich schon alle weggebracht. Sie arbeiten sich auf der Grundlinie entlang und machen mit dem Geigerzähler eine Vermessung nach Planquadraten. Jerome spielt natürlich den Aufseher. Durch das Plexiglas der Kanzel sehe ich sie neben dem Kochzelt, in der Hand hat sie ein Geschirrtuch. Starrt den Hubschrauber an wie einen seltenen Vogel. So wie sie jetzt dasteht, kommt sie mir vor wie ein enttäushtes Kind. Als Mackenzie einsteigt und sich neben mich setzt, sage ich: „Hast du was dagegen, wenn wir J.L. mal mitnehmen?“

Er sieht mich erstaunt an. „Nein, natürlich nicht. Ist sie denn noch nie in diesem Vehikel mitgeflogen?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„Naja, dann machen wir das.“ Er springt heraus, den Kopf eingezogen, rennt zu ihr hinunter und sagt ihr etwas.

Ihr Gesicht leuchtet auf. Sie wirft ihr Geschirrtuch über eine Zeltschnur. Hält mit der einen Hand den Hut fest und klettert hinein auf den Platz neben Thompson.

Sie grinsen einander an. Dann sind wir schon unterwegs. Der Hubschrauber hebt mit dieser schnellen, beruhigenden Drehung vom Boden ab, als hätte er einfach mehr Willenskraft als die Luft. Manche Piloten nennen solche Maschinen Kaffeemühlen. Ich nenne die hier meinen fliegenden Teppich.

Wir steigen hoch und fliegen eine Kurve, um an einer möglichst niedrigen Stelle über den Berg zu kommen. Unter uns werden die Zelte am Seeufer immer kleiner. Weiter hinten im Tal sehen wir die ersten grünen Bäume.

J.L. macht ganz große Augen und lacht laut. Thompson ist damit beschäftigt, ihr die Orientierungspunkte im Gelände zu zeigen. Und dabei wird mir auf einmal klar, daß sie Kochen und Abwaschen gar nicht so gern tut. Deswegen ist sie nicht hierhergekommen. Sie ist so aufgeregt, daß ich ihr einen kleinen Nervenkitzel verschaffen will. Als wir kurz vor dem Kamm des Berges sind, ziehe ich die Nase des Hubschraubers steil nach oben. Wir verlieren Geschwindigkeit und fliegen immer langsamer. Kaum sind wir über den Grat hinweg, lasse ich die Maschine vornüberkippen und uns mit Vollgas in einem wilden Sturzflug beinahe bis zum Talboden hinuntertragen. Sie schnappt nach Luft, aber es gefällt ihr sehr. Sie hat überhaupt keine Angst.

Weiter weg, am Ende des nächsten Tals, finden wir eine ebene Stelle, wo wir Mackenzie und Thompson rauslassen können. Sie steigen aus und laufen gebückt davon, halten die Hüte und die Rucksäcke fest, damit sie nicht in dem Wind des Propellers davonfliegen. „Komm nach vorne!“ brülle ich zu J.L. Eine Minute später hat sie sich auf dem Sitz neben mir angeschnallt, und wir sind schon wieder in der Luft.

„Kannst du das nochmal machen?“ schreit sie.

Ich gebe ihr ein Zeichen, die Kopfhörer aufzusetzen, so daß wir uns unterhalten können.

„Was?“ Dabei grinse ich. Ich weiß schon, was sie meint.

„So nach oben fliegen und dann vornüber ins Tal stürzen wie vorhin.“

„Ach so, das. Halt dich fest.“

Ich mache einen richtigen Abkipper mit ihr. Dieser Trick versetzt normalerweise jeden in Panik, der noch nie in einem Hubschrauber geflogen ist. Man steigt steil nach oben, bis man kaum noch Fahrt hat, bis die Maschine schon fast durchsackt, und dann reißt man die Nase nach unten und kippt im Sturzflug ab. Ein paar von den Typen, mit denen ich das schon gemacht habe, waren derartig entsetzt, daß sie noch beim Aussteigen ganz weiche Knie hatten. Sie nicht. Sie hält sich zwar fest, aber sie ist ganz begeistert, lacht während des Sturzes wie eine Wahnsinnige. Ich schäme mich ein bißchen, daß ich ihr nicht schon früher angeboten habe, einmal mitzukommen. So oft bin ich schon mittags irgendwohin geflogen und hätte sie dabei jedesmal mitnehmen können. Vor allem, wenn es ihr so gut gefällt.

Auf dem Rückweg mache ich noch ein paar Kunststücke. Nichts Gefährliches. Sie gewöhnt sich schnell daran und weiß bald genau, wann ich die Maschine umlege und in den Sturzflug gehe. „Reicht's für heute?“ frage ich sie schließlich.

Sie lacht. „Es ist phantastisch, aber ich glaube, ich sollte mich wieder an meinen Abwasch machen.“

Ich nehme Kurs auf unser Camp und überquere das Tal, um über den Berg zu kommen. Da sehe ich tief unter uns auf dem grauen Tundraboden einen großen braunen Fleck, der sich zu bewegen scheint. Und tat-

sächlich, er läuft, tritt dahin. Ich zeige ihn J.L.: „Sieh mal, ein Bär.“

Ich lege die Maschine nach vorn, fliege etwas niedriger. Und dann sehe ich es: Es ist ein Grizzly, eine verdammte riesige Grizzlymutter, und hinter ihr rennen zwei Junge, die sich zwar sehr anstrengen, mit ihr Schritt zu halten, aber immer weiter zurückfallen. Sie ist zu schnell. Dieser riesenhafte, schwerfällige Körper bewegt sich graziöser und schneller als ein Rennpferd.

Als wir fast direkt über ihr sind, zieht sie die Bremse und bleibt stehen. Langsam stellt sie sich auf die Hinterbeine und erhebt sich, ungeheuer groß, und streckt die Pfoten nach dem Hubschrauber aus, als wollte sie uns mit ihren scharfen Klauen vom Himmel herabziehen. Ihre beiden Jungen rennen immer noch auf sie zu, wie kleine zimtfarbene Bündel hopsen sie über das Moos.

J.L. neben mir beugt sich angestrengt vor.

„Wir haben die Ruhe in ihrem Tal gestört“, rufe ich.

„Mein Gott“, keucht sie. „Das ist sie. Sie ist unglaublich.“

Ich drehe ab und fliege wieder weg. Hat keinen Sinn, die Bäarin wütend zu machen. „Tja, der möchte ich nicht im Dunkeln begegnen.“

„Wohin wird sie jetzt gehen?“

„Ins nächste Tal.“

„Aber im nächsten Tal, da sind wir!“

„Ich nehme an, das weiß sie. Mit zwei Jungen wird sie sich wahrscheinlich von Menschen fernhalten.“

„Stell dir vor“, sagt J.L. „Stell dir vor! Daß sie so ist! Stell dir vor!“

„Ja, in einer Schlägerei ist das sicher ganz nützlich.“

Sie grinst mich an, als hätte sie einen Moment lang nicht zugehört und einen Witz von mir verpaßt.

Als wir wieder im Camp sind, sagt sie: „Danke. Das war wirklich gut.“

„Jederzeit, wenn im Hubschrauber genügend Platz ist.“

„Danke“, sagt sie noch einmal und lächelt mich an wie ein kleines Mädchen, bevor sie rausspringt und zum Jütlandzelt hinüberrennt.

Den beiden macht das Fliegen soviel Spaß; eigentlich sollten sie und Thompson sich zusammentun.

JEROME

Diese kleine Schlampe kriegt in allem ihren Willen. Cap schleppt für sie Wasser und verbrennt ihren Müll, Ivan fliegt sie im Hubschrauber spazieren. Thompson wäscht ihr sogar das Geschirr, wenn er eigentlich über den Landkarten sitzen sollte. Jeder nimmt ihr die Arbeit ab, und was zum Teufel macht sie den ganzen Tag? Diese Frauen. Bringen nichts als Ärger. Egal wie man sie behandelt, sie wollen immer noch mehr. Man muß ihnen gleich von Anfang an zeigen, wer der Boß ist. Das ist Mackenzies Problem. Er weist sie nie zurecht.

Und dann ihr Essen. Ich weiß nie, was ich gerade vor mir habe. Man braucht praktisch eine Straßenkarte, um sich da durchzufinden. Sie gibt überall Knoblauch rein, sogar meine Pisse riecht schon nach Knoblauch. Sie bäckt ein einigermaßen anständiges Brot, aber wenn das alles ist, was sie kann, dann würde ich sagen, sie ist nicht viel wert.

Und sie gibt sich überhaupt keine Mühe, die Männer kennenzulernen. Redet kaum mit ihnen, geht in ihr Zelt, sobald sie abends mit der Arbeit fertig ist. Manchmal trinkt sie was mit, aber niemals mehr als ein Glas. Kommt sich einfach zu gut für uns vor. Na, irgendwann wird einer der Männer sauer werden und es ihr besorgen. Und ich trage dafür keine Verantwortung. Ich will damit nichts zu tun haben. Außerdem ist es ja auch nicht so, daß sie es nicht verdient hätte.

Dieses dumme Weib. Manchmal ertappe ich sie dabei, wie sie mich mit einem arroganten Grinsen ansieht,

und dann würde ich ihr am liebsten so die Visage polieren, daß sie nie wieder grinsen kann. Warten wir ab, bis Mackenzie seinen Urlaub nimmt. Dann werden wir ja sehen, wer hier der Boß ist.

Und bei ihm dürfte ja auch eine Schraube locker sein. Er arbeitet sich halb tot, sucht die Claims ab, als wenn er Gold oder sowas finden will. Ist nicht zufrieden mit der radiometrischen Analyse, muß sich unbedingt eine Probe von jedem Felsblock runterschlagen und sie zur Untersuchung ins Labor schicken. Wenn man etwas finden will, dann geht das nur mit dem Geigerzähler oder mit einem Spektrometer. Er denkt sich wahrscheinlich, daß er mich vor den anderen runtermachen kann, wenn er jeden Abend fünfzig Pfund Steine aus seinem Rucksack schüttelt. Oh ja, ich weiß, er ist gut, er arbeitet viel. Und daß er Meteor Ridge gefunden hat, das hat seine Position ziemlich verbessert. Es sind ja nicht immer die besten Geologen, die eine Mine finden. Da ist hauptsächlich Glück im Spiel. Er verdient seinen Ruf gar nicht, er ist kein bißchen besser als wir anderen.

MACKENZIE

Radiometrische Analyse:

1. Messung mit Geigerzähler nach Planquadraten — Anzeige auf allgemeine Radioaktivität.
2. Untersuchung mit Spektrometer — Anzeige auf uranführendes Gestein.
3. Elektromagnetische Messung — senkrecht zur Streichrichtung, Prüfung auf leitende Metalle.

Uranvorkommen wahrscheinlich?

THOMPSON

Ich begreife einfach nicht, was sie da draußen tut. Wir plagen uns gerade mit dem Geigerzähler ab, als ich ihren orangenen Regenmantel oben auf dem Kar sehe. Sie geht schnell und leichtfüßig, und als sie an der Stelle angekommen ist, wo der Berg plötzlich wesentlich steiler wird, bleibt sie stehen, läßt sich auf die Knie fallen und fängt an, in der Erde zu graben. Kurze Zeit später kommt sie wieder hoch, geht ein paar Schritte weiter und kniet sich dann wieder hin. Interessant. Was macht sie da oben, wonach gräbt sie? Vielleicht ist sie schon ein bißchen verrückt geworden.

Eigentlich müßte ich verrückt werden. Dieses Vermessen nach Planquadraten ist so furchtbar langweilig. Den Geigerzähler am Boden anlegen und den angezeigten Wert notieren, dann weiter zum nächsten Koordinatenpunkt. Weitermarschieren, die ganze Zeit marschieren, egal ob Regen oder Sonnenschein. Ich will endlich hinaus auf einen Erkundungsgang. Ein paar Felsblöcke in Stücke schlagen. Wenn ich wenigstens ein winziges Piepsen aus diesem Geigerzähler hier rauskitzeln könnte. Wieder fünfzig Meter weiter, und es tut sich nichts.

MILTON

Wie die Wahnsinnigen verstauen wir jeden Tag Erde in Säcke. Ein Loch von fünfzehn Zentimetern Tiefe graben und einen Probesack mit Erde füllen. Fünfzig Meter weiter das gleiche noch einmal. Jedes Loch hat eine Nummer, die Nummer schreibt man auf den Sack, dann werden alle zusammengepackt und mit dem Flugzeug weggeschickt. Was können sie an der Erde nur erkennen? Thompson sagt, das ist für die geochemische Analyse, aber es ist doch nur Erde. Trocken und sandig, nicht wie der Ackerboden zu Hause, der so gut riecht, wenn er kühl und dunkel hinter der Egge aufgeworfen liegt. Und bei der Andacht haben die Männer schwarze Ränder unter den Fingernägeln, und die Gesichter der Frauen sind unter ihren dunklen Kopftüchern ganz rot vom Wind, und sogar die Kirche riecht nach Erde.

Jeden Tag dieses Mädchen. Sie sollte Fern oder Amanda heißen, stattdessen hat sie einen Namen wie ein Mann, J.L. Sie senkt die Augen nicht, wenn man sie anstarrt, sondern starrt einfach zurück.

Abends nach dem Essen mache ich Dauerlauf, ich muß laufen, damit meine Gedanken rein bleiben, ich renne solange über den steinigen Boden, bis es aus mir heraus ist und ich wieder ruhig und gleichmäßig atmen kann. Einmal ist da das Mädchen, das ich immer wieder anstarren muß, und dann noch die anderen Männer. Sie trinken Alkohol, während sie ihre Landkarten zeichnen. Ich höre ihre leisen, gedämpften Stimmen in dem hellen Viereck, das das Zelt ist. Ihr Brummen erinnert mich an

Männer, die nach einem Arbeitstag miteinander essen, nachdem sie zum Beispiel die Ernte von einem von ihnen eingebracht haben, und die Frauen bringen Schweinskoteletts und Apfelmus und Pudding aus der Küche, wo sie mit ihren hohen Stimmen leise schwatzen, und die Mädchen werden rot, wenn sie hereinkommen, um die Teller zusammenzustellen.

Sie haben alle dafür gebetet, daß ich nicht hierher gehe. Sie haben mir gesagt, daß die Männer trinken würden und unreine Worte aussprechen und böse Gedanken haben. Ich war darauf vorbereitet. Aber sie haben auch gesagt, daß es hier oben keine Frauen geben würde. Man darf eine Frau nicht küssen, solange man nicht mit ihr verheiratet ist.

HEARNE

Es ist mir nur ein paar Mal gelungen, sie zu fotografieren. Zwei Bilder sind von dem Tag, als sie mit dem Gewehr schießen gelernt hat, aber sie zeigen nur ihren Rücken, so daß sie genausogut einer der Männer sein könnte. Und einmal bin ich ins Kochzelt reingekommen und habe schnell ein Foto von ihr geschossen, wie sie mit dem Holzlöffel in einem Teig rührt und gerade zur Kamera aufsieht.

Ihr Gesichtsausdruck zeigt keine Überraschung, aber eine gewisse Zurückhaltung. Sie ist in der Bewegung eingefangen, den Kopf erhoben, als würde sie zuhören. Und ihre Augen, grau-grüner Malachit, sehen einen scharf und durchdringend an. Unter der schrägen Hutkrempe tritt dieser Blick richtig aus dem Bild heraus. Als ich die Abzüge aus dem Labor zurückkriegte, hat mich dieses Foto völlig durcheinandergebracht, das unheimliche Wissen in ihren Augen. Ich wollte es ihr geben, aber sie hat kaum einen Blick darauf geworfen.

„Behalt's als Andenken an Fort Chaos“, hat sie gesagt. „So einen guten Koch wie mich wirst du nie wieder kriegen.“

„Du kannst vielleicht angeben“, mischte sich Cap spöttisch ein. „Kochen ist nicht alles.“

Und ich habe das Bild wieder eingesteckt. Ich sehe es mir nur ungern an, aber sie läßt sich nicht fotografieren, hält nie still, wenn ich die Kamera in der Hand habe. Es könnte das einzige Foto sein, das ich überhaupt je von ihr mache.

HUDSON

Dieser religiöse Spinner und Jerome bringen mich bald so weit, daß ich mir eine Kugel in den Schädel jage. Abends falle ich wie ein Stein auf mein Feldbett, und dann träume ich nicht einmal, ich schlafe durch, bis sie um halb sieben damit anfängt, auf das Benzinfäß einzuschlagen. Selbst wenn man wollte, es wäre unmöglich, bei diesem Höllenlärm noch weiterzuschlafen.

Es sind die Berge. Immerhin bringt uns der Hub-schrauber jeden Morgen hinauf, aber bis er uns wieder abholt, müssen wir die ganze Zeit marschieren. Ich muß hinter Jerome hergehen, und er schlägt riesige Brocken aus dem Fels, die er mich dann schleppen läßt. Je mehr Mackenzie von seinen Touren mitbringt, desto mehr glaubt Jerome von seinen mitbringen zu müssen. Nur daß Mackenzie seine Steine selber trägt. Er ist ein netter Kerl, aber ich wünschte, er würde einmal merken, daß mich Jerome langsam aber sicher fertigmacht, und ich traue mich nicht, etwas dagegen zu sagen, sonst wird es nur noch schlimmer.

Und die Geologie hier ist etwas ganz Unwirkliches, alles ist so kompliziert, daß ich manchmal gar nichts kapiere. Die Altersbestimmung der Formationen bringen mich völlig durcheinander. Das Gestein hier hat eine mineralische Zusammensetzung, wie ich sie in England noch nie gesehen habe. Und Jerome erklärt mir nie etwas, fragt mich nur, wozu ich denn meinen Verstand hätte.

Noch nie habe ich mich so weit von der Welt entfernt

geföhlt. Es ist fürchterlich primitiv hier, ich muß schon sagen. Erst dachte ich, daß die Köchin daran vielleicht etwas ändern würde, indem sie einen mildernden Einfluß ausübt, aber sie ist auch so eine Halbwilde wie die anderen. Zwar lacht sie und unterhält sich mit einem, aber sie ist immer sehr zurückhaltend, als wollte sie ihre Deckung nicht aufgeben. Nicht sehr tröstlich. Und außerdem kann sie keinen anständigen Tee kochen, macht immer nur diesen scheußlichen schwarzen Kaffee, der so bitter ist, daß mir die Galle hochkommt.

Diese Berge. Zu Hause würden sie mir das gar nicht glauben. Sie sind so zerklüftet, daß sich einer allein gar nicht hinauftrauen kann, er würde sich sofort den Hals brechen. Keine Spur von Zivilisation, überhaupt nichts. Sogar die Luftpostbriefe aus England sind ganz zerknittert und eingerissen, wenn sie hier ankommen; manchmal kann ich sie kaum entziffern. Wahrscheinlich gibt es in Mayo keinen Menschen, der lesen kann. Ich bin sicher, sie haben da noch nie etwas von Cambridge gehört.

Die Atmosphäre ist so gespannt, daß es einem sofort auffällt. Sie mögen sie alle gern, aber sie bleiben auf Distanz. Es ist eine Art vorsichtiger Respekt. Und das kann ich verstehen. Wenn ich ans Ufer herankomme und sie da so stehen sehe, die Augen fast von ihrem Hut verdeckt, dann bin ich mir auch nicht so ganz sicher. Hinter einem unschuldigen Gesicht kann sich eine böartige Natur verbergen.

Ich reiche nur die Verpflegung und die Post raus. Manchmal bleibe ich auch auf eine Tasse Kaffee, aber eher aus Höflichkeit als deshalb, weil ich mich dabei besonders wohlfühle. Den Männern hier geht es offensichtlich recht gut, sie fallen jedenfalls nicht vom Fleisch. Aber bis jetzt ist noch keiner zu ihr durchgekommen, das ist auch klar. Nicht, daß sie es nicht versuchen würden. Cap sieht sie an wie eine schmelzende Portion Erdbeereis. Sie ignoriert ihn völlig.

Es ist schon zum Lachen. Das letzte Mal haben sie mir eine Schauergeschichte von einem Grizzlybären erzählt. Dieser Affe Jerome fuchtelt dauernd mit einem Revolver herum und gibt mächtig an, was er mit dem Bären machen wird, wenn er ihm begegnet. Ein widerlicher Typ. Und man merkt auf Anhieb, daß er einen echten Haß auf die Köchin hat. Hoffentlich muß ich nicht irgendwann jemanden ins Krankenhaus transportieren. Sie sollte besser gut auf sich aufpassen.

Mackenzie sieht müde und zerstreut aus. Der arme Kerl macht das jetzt schon so lange, daß man meinen

sollte, er kann sich auch einmal ein bißchen schonen, aber er schindet sich noch mehr als sonst. Der Mann muß eine Engelsgeduld haben, wenn er in diesem Camp Ordnung halten will. Die Stimmung unter den Männern wird jede Woche schlechter. Wenn der Sommer vorbei ist, wird man sie alle einweisen können.

Ich hätte es kommen sehen müssen. Aber ich dachte, wenn ich ihn einfach ignoriere, wenn ich so tue, als würde ich ihn nicht bemerken, dann gibt er es nach einer Weile auf. Wie dumm von mir, nach all den Jahren sollte ich ja darauf gefaßt sein. War ich aber nicht. Drei Tage lang kalter Dauerregen, das Zelt tropft vor Nässe, die Männer auch. Frühstück, Abwasch, Brot backen, Abwasch, Abendessen, Abwasch. Mackenzie ist geistesabwesend, Jerome läßt Sticheleien gegen mich los, Franklin will entweder, daß ich seine Gedichte lese, oder erzählt mir von der Farbe meiner Aura, Hearne belästigt mich mit seinem verdammten Fotoapparat, und Milton starrt mich die ganze Zeit an. Der einzige, der noch halbwegs normal ist, ist Thompson. Als dann Cap hereinkommt und sein Sprüchlein aufsagt, als wäre das sehr komisch, bin ich deshalb auch nicht in der Stimmung, eine witzige Antwort zu geben.

„Ich bin scharf auf dich.“

„Aha?“ sage ich und spüle dabei das Besteck.

„Das ist deine Schuld“, sagt er mit einem dümmlichen Grinsen. Cap erinnert mich sehr stark an eine Comic-Figur, er hat alles, was dazugehört, sogar die Sommersprossen und die Schmachlocke fehlen nicht.

„Wenn du nicht hier wärst, dann wäre ich es nicht.“

Typisch Mann, alles auf die Frau zu schieben, sogar seine Hormone. Eigentlich will ich ihn darauf hinweisen, daß Selbstbefriedigung gar keine schlechte Lösung ist, aber stattdessen schüttle ich den Kopf und kratze den

Dreck vom nächsten Teller. „Cap, du bist ja ein netter Junge, aber ich habe kein Interesse an dir.“ Mist, das war nicht sehr gut, ich wollte bestimmt und geradeheraus sein, und stattdessen klang es herablassend, hochmütig.

Und das macht ihn wütend, ich merke es daran, wie seine Stimme drohend wird.

„J.L.!“

Aber das viele Geschirr und der Regen und die ständigen prüfenden Blicke sind einfach zuviel, ich verliere die Geduld. „Mensch, Cap, wenn du so scharf bist, dann such dir doch da draußen einen Grizzlybär.“

Das bringt ihn zum Kochen. Er steht vor mir und beschimpft mich von oben bis unten, nennt mich ein Miststück und eine elende Nutte, die nur die Männer scharfmachen will, er macht immer weiter und hört gar nicht mehr auf, bis ich kurz vor dem Heulen bin, auch wenn ich so tue, als würde ich nichts hören, und angestrengt Geschirr abtrockne, um seine Beschimpfungen nicht zu mir durchdringen zu lassen.

Als er endlich aufhört und wütend hinausgeht, fange ich an zu zittern. Ich lege das Handtuch und den Teller aus der Hand, setze mich langsam auf einen Stuhl, lege den Kopf auf die Arme und weine, erlaube mir das erste Mal zu weinen, seit ich hier bin.

Ich will nach Hause. Ich will weg aus diesem beklemmenden Camp, ich will nach Hause zu Deborah und zu den Männern, deren Reaktionen ich voraussagen kann. Ich habe genug davon, andauernd angestarrt zu werden. Ich habe gedacht, ich könnte hier allein sein. Stattdessen bin ich auf einmal weniger allein als jemals zuvor. Hier bin ich jedermanns Eigentum, ich gehöre jedem einzelnen dieser Männer.

CAP

Irgendwas stimmt nicht mit ihr. Ich habe alles versucht, und ich weiß nicht, was ich falsch mache, aber sie will nichts von mir wissen. Sie sieht mich an, als wenn ich ein Stück Holz wäre oder sowas. Ich schleppe Wasser und verbrenne den Abfall für sie, und sie sagt nicht mal danke, sondern tut eher so, als würde sie es lieber selbst machen. Wenn es nachmittags schön ist, verschwindet sie hinten im Tal, und wenn ich sie mal frage, wo sie denn hingeht, dann zuckt sie nur die Schultern.

Scheiße. Ich hab mir gesagt, mach dir nichts draus, sie steht eben nicht auf Männer, ist wahrscheinlich lesbisch oder so. Aber wenn ich ins Kochzelt reinkomme, wie sie gerade gebückt vor dem Ofen steht, um Apfelkuchen aus dem Backrohr zu holen, sich dann wieder aufrichtet und den Hut aus dem Gesicht schiebt und mich angrinst, dann wird mir gleich wieder ganz anders. Ich begreife einfach nicht warum. Sie ist flach wie ein Waschbrett, ein netter Hintern, aber überhaupt kein Busen, und sie hat hervorstehende Backenknochen und einen zu breiten Mund, sie ist nicht mal besonders sexy, und hübsch schon gar nicht. Auf jeden Fall kann sie es sich nicht leisten, wählerisch zu sein.

Und ich bin gar nicht so übel. Ein bißchen klein, aber ich sehe gut aus, nicht so ein Holzfällertyp wie die anderen. Immerhin komme ich nicht um sechs Uhr abends total verschwitzt hier rein, mit Socken, die von den verfluchten Stiefeln derartig stinken, daß sie schon kurz vorm Schimmeln sind. In diesem Camp komme ich am

ehesten in Frage. Ivan ist zwar auch tagsüber da, aber der Kerl ist ja in seinen Hubschrauber verliebt. Ich dachte mir, ich werde einfach abwarten, früher oder später muß sie sich ja einsam fühlen, aber mittlerweile sind wir schon drei Wochen hier, und sie hat mir nicht die leiseste Hoffnung gemacht.

Also beschließe ich, sie zu fragen. Ist ja nichts Schlimmes dabei. Eines Tages, nachdem alle weg sind, komme ich ins Kochzelt und stelle mich hinter sie, warte darauf, daß sie etwas sagt. Sie ignoriert mich, macht ihren Abwasch mit einer ungestümen Energie, klatscht die Teller in das Seifenwasser und wirft sie dann so heftig in den Eimer mit Spülwasser, daß es spritzt.

„J.L.“

Sie arbeitet weiter. „Was denn?“

„Ich bin scharf auf dich.“

„Aha?“

„Das ist deine Schuld.“

Aber darauf sagt sie nur: „Cap, wenn du so scharf bist, dann such dir doch da draußen einen Grizzlybär.“

Und danach redet sie überhaupt nicht mehr mit mir, schenkt mir gar keine Beachtung, auch als ich ihr sage, daß sie unfair ist, daß es gemein ist, mich so aufzureizen. Trocknet schweigend das Geschirr ab, mit einem Gesichtsausdruck, als wäre sie tausend Kilometer weit weg.

Ich werfe ihr noch ein Schimpfwort an den Kopf und gehe raus. Hat ja keinen Sinn, mit der kleinen Schlampe überhaupt zu reden. Da steh ich doch lieber draußen im Regen und helfe Ivan dabei, an seinem Hubschrauber rumzubasteln.

Aber wenn er es nicht auch gesehen hätte, dann wäre ich mir jetzt nicht sicher, ob ich meinen Augen trauen kann.

Wir sind voll mit der Arbeit beschäftigt und unterhalten uns dabei, als wir auf einmal beide ein Geräusch hören und uns zum Jütlandzelt umdrehen. Der Regen fällt in einem dünnen Schleier, und einen Augenblick lang bin ich fest davon überzeugt, daß ich träume, ich muß die Augen zusammenkneifen, um genau hinsehen zu können. Und dann erstarre ich vollkommen, stehe da wie vom Donner gerührt.

J.L. steht neben dem Kochzelt, ganz ruhig und entspannt, und ein paar Meter vor ihr, hoch auf den Hinterbeinen aufgerichtet, ein riesenhaftes Vieh von einem Grizzlybären. J.L.'s Gesicht ist nach oben gekehrt, und die Bärin hat ihr Gesicht nach unten geneigt, und die beiden sehen einander an, als würden sie sich schon kennen. Und dann nimmt J.L. den Hut vom Kopf und verbeugt sich im selben Moment, als die Bärin eine Bewegung macht, die beinahe wie ein Achselzucken aussieht, und sich wieder auf alle vier Beine fallen läßt. Noch einen Augenblick stehen sie einander gegenüber wie im Gespräch, dann drehen sich beide um. J.L. geht zurück in ihr Kochzelt, und die Bärin trottet ins Tal davon. Zwei kleine Bärenjungen kommen hinter dem Zelt hervor und rennen ihr nach. Sie schenkt uns nicht die geringste Beachtung.

Als sie fast außer Sichtweite ist, drehe ich langsam den Kopf und wage, Ivan anzusehen. Mein Gesicht ist wahrscheinlich genauso weiß wie seins. „Hast du das gesehen?“ flüstere ich.

„Meine Güte, ja.“

„Was zum Teufel . . .“

Er stützt sich mit einer Hand an seinem Hubschrauber ab. „Sie ist eine Hexe“, sagt er heiser.

Wir gehen zusammen rüber zum Kochzelt. Als wir unter der Türklappe hineingehen, ist sie beim Äpfel-

schälen und pfeift leise vor sich hin. Wir bleiben vor ihr stehen und sehen sie an.

Schließlich sagt Ivan langsam: „War es ein Grizzly?“

Sie schnippt ein Stück Schale vom Messer in ihren Mund und lächelt uns an. „Ja. Übrigens, Cap, sie hat mich gebeten, dir auszurichten, daß sie jederzeit für dich da ist, wenn du glaubst, daß du ihr gewachsen bist.“

Ivan sieht abwechselnd von mir zu ihr. Sie schält weiter Äpfel und ich kann sie nur reglos anstarren.

„Alles in Ordnung mit dir?“ fragt er sie nach einer Weile.

„Mir geht's gut“, sagt sie. „Warum?“

Er schüttelt den Kopf.

Sie lacht, grinst uns beide an und sagt dann: „Wollt ihr einen Kaffee? Es steht welcher auf dem Ofen.“

Kaum zu fassen. Überhaupt nicht zu fassen.

IVAN

Was hat dir die Bärenfrau gesagt, J.L.? Weswegen hat sie den weiten Weg über die Berge gemacht? Was hat sie dir ins Ohr geflüstert?

Ich habe sie erkannt. Sie kam in Gestalt der Bärin zu mir. Sie kam und bäumte sich groß und schön und wild und stark vor mir auf und sagte: „Warte noch. Laß dich nicht von ihnen vertreiben.“

Ich ballte die Fäuste. „Ich bin müde, so furchtbar müde.“

„Bleibe trotzdem“, sagt sie.

„Aber einer von ihnen will mich umbringen, einer will mich bumsen, einer will mich fotografieren, und was werden die anderen noch von mir wollen? Ich habe gedacht, hier draußen wird es alles anders sein.“

„Du hast wirklich gedacht, du könntest das alles hinter dir lassen? Es gibt auf der ganzen Welt keinen Ort, wo das nicht so ist. Du kannst zwar versuchen, davor wegzulaufen, aber es ist besser, den Dingen ins Auge zu sehen.“

„Ich bin kurz davor aufzugeben, mit einem nach dem anderen ins Bett zu gehen und sie mit mir machen zu lassen, was sie wollen.“

„Das ist keine Lösung.“

„Wen interessiert das? Was bin ich denn, eine Art Opfer vielleicht?“

„Das sind wir alle“, sagt sie. „Das sind wir alle bereits.“

Und dann geht sie wieder davon und ihre beiden Jungen purzeln quietschend hinter ihr her. Sie läßt mir ihren Duft zurück, und ihren Zauberspruch und die Kraft ihrer langen, gebogenen Klauen.

Als ich sie das erste Mal gesehen habe, hat sie gesungen. Sie trug ein oranges Hemd, ich erinnere mich an diese leuchtende Farbe. Zwischen den Knien hielt sie eine indianische Stammestrommel, und mit den Fingern schlug sie die einzige Begleitung zu ihrem Gesang. Es klang sehr fremd und sehr schön. Ich war mit einem Mann dort, natürlich, irgendein Mann, der am Morgen dieses Tages eine Schweinerei in meiner Küche angerichtet hatte. Ich vergaß ihn völlig. Ich war wie gefesselt, gebannt von ihr. Und ich erinnere mich nicht, daß sie mir dieses erste Mal schön vorkam, ich erinnere mich nur an den wunderbaren Klang ihrer Stimme. Diese Stimme konnte Ordnung aus dem Chaos schaffen, jedes unaussprechliche Geheimnis und jede Eingebung zum Ausdruck bringen. Ich liebte sie. In diesem Augenblick wollte ich nie wieder etwas mit Männern zu tun haben.

Natürlich habe ich diesen Vorsatz nicht eingehalten. Es ist nicht leicht, eine jahrhundertealte Gewohnheit aufzugeben. Und sie hat mich davon abgehalten. Auch sie hatte Männer, brauchte sie genau wie ich. Nur daß es für sie um so vieles schwieriger und komplizierter war. Sie umschwärmten sie zuerst wegen ihrer Schönheit, dann wegen ihrer Stimme, sie verehrten sie, machten ihr Anträge und Geschenke. Und sie wußten doch nicht, wer sie war. Ich habe es sofort gemerkt: die Bewunderer, die sich im Halbkreis um sie drängten und ihre Blicke auf ihr Gesicht hefteten, Männer, die nicht hören konnten. Ich mußte mich zwischen ihnen hindurchzwängen, um zu ihr zu gelangen, mir mit den Ellenbogen meinen Weg durch die Tweedanzüge und die Hemden mit eingesticktem Monogramm bahnen. Immer noch hielt sie die Trommel, als könnte sie sich damit schützen.

Als ich endlich vor ihr stand, war meine Zunge wie gelähmt. Sie sah zu mir auf und lächelte nicht, und in die-

sem Moment konnte ich sehen, wie schön ihr Gesicht war.

„Ich danke dir“, sagte ich. Mehr brachte ich nicht heraus.

Sie gab mir kein Zeichen des Verstehens, außer daß sie ganz kurz die Lippen zusammenpreßte, als ob auch das schon gefährlich wäre, und schon drängten sich die Männer wieder um sie herum.

Ich dachte, das wäre alles gewesen, ich hätte sie gesehen und verloren. Sie jedoch suchte nach mir, sie durchstöberte die ganze Stadt, bis sie mich endlich in einer schmutzigen Mensa der Universität gefunden hatte. Ich erkannte die Frau nicht, die sich da zu mir an den Tisch setzte.

„He, kennst du mich noch?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Also, weißt du!“ Sie öffnet den Mund und singt, nur eine Zeile, einen kurzen Takt, gerade soviel, daß ich mich erinnere.

„Ah ja!“

„Ich hab die ganze Gegend nach dir abgesucht. Es war mir klar, daß du hier auf der Uni sein mußt, aber du versteckst dich anscheinend ganz gut.“

Ich zuckte die Achseln: „Ich finde es nicht so toll hier.“

Sie streckt die Hand aus und berührt meinen Arm. „Ich wollte mich bei dir dafür bedanken, daß du neulich zu mir nach vorne gekommen bist. Das ist mir noch nie passiert. Frauen mögen meine Lieder nicht.“

„Du machst ihnen Angst damit.“

Sie seufzt. „Das ist nicht absichtlich. Ich versuche ja nur, das zu singen, was ich fühle.“

„Das ist eine Sünde. Man erwartet von dir, daß du über unsere Geschichte und unsere Tradition und unsere Gesellschaft singst. Intellektuell, aus dem Kopf.“

„Aber Singen kommt doch aus dem Bauch.“

„Ja, früher mal.“

„Für mich ist es immer noch so“, sagt sie heftig. „Klagelieder oder Freudenfeste, da kommt es doch alles her.“

„Haben sie denn nicht versucht, dich zu einer Opernsängerin zu machen?“

„Oh, ich habe schon bewiesen, daß ich das kann. Alle sind ganz fasziniert von meiner Auflehnung dagegen. Nur will mich leider jeder nur für sich haben.“

Ich lache. „Ja, das habe ich gemerkt.“

Und so wurde ich zum zynischen Begleiter der Sängerin. Ich ging zu jedem ihrer Konzerte, immer mit dem Mann, mit dem ich gerade zusammen war, und beobachtete die anderen Männer, die sich in einer Traube um sie drängten. Wir machten es uns zur Gewohnheit, einander nachher zu treffen und über sie zu reden, über diese Männer. Wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten, mit welcher Bosheit wir sie verspotteten, sie hätten sich sofort ganz bestürzt die modischen schwarzen Jacketts zugeknöpft.

Wir sind gute Freundinnen geworden, wir machen einander Mut, wenn wir verletzt worden sind, und wir feiern gemeinsam unsere Siege. Und was für eine Freundin sie ist. Überall wo sie hinkommt, verbreitet sie Gelächter und verleiht den Dingen Reiz. Schön, aber niemals eitel; das einzige, worauf sie hartnäckig stolz ist, ist ihre Stimme, diese Stimme wie ein weites Tal. Während ihre Musik immer seltsamer wird und sie langsam die Clique ihrer Zuhörer verliert, ändert sich auch mein Leben, ich ziehe mich mehr zurück, sondere mich ab, und will nur noch weg von meinem Telefon, meinem Bett, und von der langen Kette der Männer, die hinter mir raselt und klirrt.

„Warum so viele?“ fragt sie mich eines Tages.

Ich werfe ihr einen scharfen Blick zu. Darüber hat sie bis jetzt noch nie mit mir gesprochen. „Ich suche so lange, bis ich einen finde, der gut ist.“

„Oh, J.L., J.L. Geh doch ein bißchen sparsamer mit dir um.“

„Mit wie vielen hast du es denn versucht?“

„Mit dreien“, antwortet sie ruhig.

Ich lache rauh. „Eine fünfundzwanzigjährige Frau, die erst mit drei Männern geschlafen hat?“

Sie nickt traurig. „Ich kann mich einfach nicht dazu überwinden, wenn sie mir nichts bedeuten.“

„Wenn sie dir etwas bedeuten, dann vernichten sie dich.“

Sie sagt nichts, sitzt nur mit gesenktem Kopf da.

Aber ich spreche weiter, denn mir wird selber klar, was daraus folgt: „Und wenn sie dir nichts bedeuten, dann vernichtest du dich selbst.“

Sie sieht mich mit Tränen in den Augen an, und dann halten wir einander fest, atmen zusammen, ihre harten Kurven drücken sich an meine Knochen.

Oh, Bärenfrau. Sag mir, was ich tun soll.

JEROME

Das Camp wird von Tag zu Tag schlimmer. Jetzt reden sie auf einmal alle über Bären. Nach dem, was Ivan und Cap erzählen, hat die Köchin praktisch eine Grizzlysau geküßt. Ich glaube einfach nicht daran, daß der Bär nur sieben Meter von ihr entfernt gewesen sein soll, die müssen ja völlig verrückt sein. Es ist verdammt unmöglich, daß jemand auf eine Grizzlymutter mit zwei Jungen trifft und nicht von ihr zerfleischt wird. Wahrscheinlich war der Bär meilenweit entfernt und ist gleich wieder umgekehrt, als er das Camp gewittert hat. Diese Viecher haben kein Interesse daran, mit Menschen zusammenzugeraten. Und wenn es diese Bärensau doch will, dann werden wir ja sehen, was sie zu meiner Magnum sagt. Hoffentlich begegne ich ihr mal irgendwo in den Bergen, die mach ich ganz schnell fertig.

J.L. sagt nur: ja, sie hat einen Bären gesehen, und Ivan und Cap sitzen da mit Augen wie Wagenrädern. Sie müssen angesoffen gewesen sein. Oder aber sie haben Gras geraucht. Ich bin sicher, Cap hat irgendwo welches versteckt, und er raucht es, wenn Mackenzie weg ist. Wir müssen es zur Regel machen, daß in diesem Camp hier jeder nüchtern zu bleiben hat. Es geht einfach zu weit. Den ganzen Abend sitzen sie nur herum und saufen und spielen Karten, und am nächsten Morgen sind sie zu nichts zu gebrauchen. Wenn sie jetzt schon so spinnen, wie soll das dann die nächsten zwei Monate weitergehen? Und Mackenzie verbietet ihnen überhaupt nichts.

Er weigert sich übrigens zu glauben, daß das Uranvor-

kommen hier irgendeinen Wert hat. Er verschleudert unser halbes Geld für den Sommer mit Analysen auf andere Metalle. Und er hört nicht auf mich, fragt mich fast nie um meinen Rat. Anstatt sich auf die EM-Untersuchung zu konzentrieren, macht er jetzt schon Pläne, außerhalb der Claims nach Erzen zu suchen. Ich finde ja, wir sollten uns an das ursprüngliche Gelände halten. Zumindest haben wir da etwas, womit man arbeiten kann. Vielleicht kann ich ihn dazu bringen, daß er mir die Arbeit an den Claims überläßt, während er sich um die übrige Erkundung kümmert. Das wäre herrlich — dann würde ich als der Retter des ganzen Projekts dastehen!

THOMPSON

Sie ist dabei, auf dem Wachstuch, das über und über mit Mehl bestreut ist, Brot zu kneten. Ihre Arme heben und senken sich in einem gleichmäßigen Rhythmus, und der Teig bewegt sich unter ihren Fingern, als wäre er lebendig. Ich werfe meinen Rucksack draußen vor dem Zelt auf den Boden und lasse mich in einen der Stühle fallen.

„Du bist aber schon früh zurück“, sagt sie.

„Hab nicht auf den Hubschrauber gewartet. Bin gelaufen.“

„Ganz schön weit.“

„Es geht ja immer bergab. Die einzige schwierige Stelle ist da, wo man um den Steilhang herumkommen muß.“

Inzwischen hat sie den Teig zu schönen runden Laiben geformt und stellt sie in Pfannen auf den Ofen, damit sie aufgehen. Das Zelt ist vom schweren Geruch nach Hefe erfüllt.

Sie spült sich die Hände im Geschirrwasser ab und spricht über die Schulter mit mir: „Willst du ein Bier?“

„Na sicher.“

„Ich hol dir eins.“

Ich bleibe sitzen und nehme den Duft in mich auf, der im Zelt liegt, die Wärme, die sie hier erzeugt hat, und ich weiß genau, daß ich nie wieder Paella oder Curryreis oder Paprikasoße essen oder frisch gebackenes Brot riechen kann, ohne dabei an sie zu denken.

Dann kommt sie mit zwei Flaschen zurück, die vom

Seewasser noch ganz naß sind, grinst mich an und zeigt auf die Bierflasche, die immer noch da oben auf dem Querbalken steht.

„Weißt du, wie oft ich die Flasche da verfluche?“

„Ziemlich oft, kann ich mir vorstellen.“

„Das war eine gute Idee. Neulich war ich kurz davor, mich ins nächste Flugzeug zu setzen und abzuhausen.“

„Cap hat sich also endlich gerührt, stimmt's?“

„Woher weißt du das?“

„Ich hab's kommen sehen. Komisch, normalerweise sind es die Hubschrauberpiloten, die sich an die Frauen ranmachen. Sie haben diesen Hauch von Romantik an sich. Diese schicke Maschine, und außerdem sind sie immer ein bißchen sauberer und nicht so verschwitzt wie wir anderen.“

„Ivan macht mir keine Schwierigkeiten.“

„Nein, er ist in Ordnung. Er steht aufs Fliegen.“

„Aber ist das nicht toll? So über den Gebirgsgipfeln zu schweben. Ich wünschte, ich könnte mit so einem Ding fliegen.“

„Er hat es mich schon mal versuchen lassen, aber das ist viel schwieriger als ein Flugzeug zu fliegen, wirklich schwieriger zu steuern.“

„Ich finde es unheimlich gut“, sagt sie sehnsüchtig.

„Über den Tälern zu schaukeln. Es ist fast, als ob man in einer Wiege liegt, die eine riesige Hand durch den Himmel schiebt.“

„Warum nimmst du eigentlich keine Flugstunden?“

„Wie? Wo soll ich das Geld dafür hernehmen?“

„Wenn der Sommer vorbei ist, hast du doch einen Haufen Geld verdient.“

„Damit will ich ja mein Studium finanzieren.“

Ich sehe sie an. „Bis jetzt ist es mir nicht so vorgekommen, als ob du zurück an die Uni willst.“

Sie zuckt die Achseln. „Ich weiß noch nicht genau. Was gibt es denn für andere Möglichkeiten?“

„Laß dich zur Hubschrauberpilotin ausbilden. Du müßtest zwar wahrscheinlich immer Sandsäcke mitnehmen, damit dein Leichtgewicht ausgeglichen wird, aber warum solltest du es nicht schaffen?“

Jetzt lacht sie. „Du spinnst ja, Thompson. Ich hatte es schon schwer genug, diesen lausigen Job als Koch zu kriegen!“

„Immerhin hast du ihn gekriegt.“

Sie sieht mich an, und ich könnte schwören, daß ihr Gesichtsausdruck sanfter geworden ist. Seit ich sie kenne, hat sie jetzt zum ersten Mal ihre Stachelschwein-Ab-schirmung abgelegt.

„Naja.“ Sie nimmt einen Schluck aus ihrer Flasche. „Ist jedenfalls eine lustige Idee.“

Auf so eine Gelegenheit habe ich schon lange gewartet, in der Hoffnung, daß sie vielleicht versuchen könnte, zu Mackenzie durchzukommen, ihn aus seiner düsteren Stimmung zu reißen.

„Du, J.L.?“

„Was ist?“

Ich zögere. „Glaubst du, daß du mal versuchen könntest, mit Mackenzie zu sprechen?“

Ihr Gesicht wird wieder hart, und ich merke, wie sie sich entfernt. „Ich rede doch andauernd mit ihm.“

„Ich spreche aber nicht von ‚Möchtest du noch Kaffee? Möchtest du Schinkenbrote haben? Möchtest du die Soße über die Kartoffeln?‘ Ich meine, daß du mit ihm über ihn selbst redest.“

„Wozu?“

„J.L., ich habe ihn noch nie in so einem Zustand gesehen. Irgendwas stimmt nicht mit ihm. Er ist unglücklich. So wie jetzt war er noch nie.“

„Das geht mich nichts an.“

„Ich weiß, aber mit dir würde er vielleicht reden.“

„Ich bin doch nicht hier, um den Psychotherapeuten zu spielen. Ich bin hier, um zu kochen.“

„Ich weiß, aber glaub mir, J.L., er spricht mit mir nicht darüber. Ich hab's ja schon versucht.“

Sie zuckt gleichgültig die Achseln. „Er scheint mir ganz in Ordnung zu sein.“

„Ist er aber nicht. Und es liegt nicht nur daran, daß die Scheißclaims hier ein Reinform sind. Es hat irgendwas mit ihm selbst zu tun.“

Sie schüttelt den Kopf. „Tut mir leid, Thompson. Ich werde mich da nicht einmischen. Wie soll ich denn das deiner Meinung nach anfangen? Zu ihm hingehen und sagen: ‚He, Mackenzie, hab gehört, du hast ein Problem. Willst du mit mir darüber reden?‘ Kommt nicht in Frage. Ich kümmere mich um meine eigenen Angelegenheiten.“

Ich seufze und trinke meine Flasche Bier leer. Ich kann nichts weiter sagen. Vielleicht denkt sie noch ein bißchen darüber nach. „J.L.“

„Was denn?“ fragt sie, und ich weiß, daß sie wütend auf mich ist.

Ich stehe auf und drücke ihr ganz schnell einen Kuß auf die Wange, so schnell, daß sie nicht einmal Zeit hat zu protestieren. „Du bist eine gute Köchin.“

„Verschwinde“, sagt sie. „Wenn dir die Hitze zu schaffen macht, dann komm nicht in die Küche.“

IVAN

Ich habe keinen sehr tiefen Schlaf, aber ich habe überhaupt nichts gehört. In dieser Nacht hab ich besser geschlafen als in allen anderen Nächten, die ich hier bin. Ziemlich erschreckend, wenn man es nicht mal merkt, daß eine Katastrophe passiert, daß der Tod knapp an einem vorbeigeht. Aber keiner ist aufgewacht, wir haben alle durchgeschlafen. Ich kriege richtig Angst, wenn ich daran denke, daß niemand von uns etwas gespürt hat.

Ich bin mit dem Hubschrauber geflogen. Über eine endlose Bergkette, bis ich an einen hohen Wasserfall mit einem Regenbogen kam. Ich ging mit dem Helikopter hinunter und hing eine Weile in der Luft, dicht über dem schäumenden Wasser, hielt die Maschine so, daß das Spritzwasser kleine Punkte auf das Plexiglas der Kanzel warf, blieb genau in der Mitte des vollkommenen Prismas aus gebrochenen Farben, das um mich herum entstand. Bis das Prisma zersplitterte und wir abstürzten und der Helikopter mich in einer metallenen Skulptur begrub. Ich habe schon immer davon geträumt, einmal beim Fliegen zu sterben.

Ich spürte den Berg grollen, ich spürte ihn erwachen und war augenblicklich munter, horchte, jeder Muskel meines Körpers angespannt. Stille, vollkommene Stille, schweigend und geduldig. Ich stütze mich auf einen Ellenbogen und halte den Kopf schief, um die Geräusche des Camps besser zu hören. Sie alle irren im tiefen Labyrinth des Schlafes durch ihre Träume. Ich knöpfe mein Hemd zu, schlüpfe in meine Jeans und krieche mit dem Hut in der Hand in die vom Mond hell erleuchtete weite Nacht. Unter meinen nackten Sohlen ist das Moos warm und elastisch. Ich gehe zwischen den Zelten hindurch, ohne Fußspuren zu hinterlassen, ohne ein Geräusch zu machen. Links von mir höre ich ein langes, tiefes Schnarchen, und ich muß lächeln, denn ich weiß, daß es nicht von Mackenzie kommt, sondern von Jerome. Er ist der Typ dafür.

Rechts von mir steht das Jütlandzelt, meine Küche, die jetzt ruht, aber schon auf die Eierkuchen von morgen früh wartet, auf die Suppe und den Salat und das Brathuhn des nächsten Tages. Ich fahre im Vorbeigehen mit der Hand über die Zeltleinwand. In unserer Feuerstelle werfen immer noch ein paar Glutstücke ihr rotes Licht durch die Asche, aber sie sind still, zischen nicht mehr. Das Feuer ist hier zu einem Ritual geworden, diese Männer huldigen der Göttin Phoedima und wissen es nicht einmal. Und jetzt verlasse ich das Camp, gehe ins Tal hinein. Das Kar, auf dem wir lagern, liegt auf der Schulter des Berges, steigt dann an, hebt sich zu einer Kamm-

linie und geht schließlich bis ganz hinauf zum Grat. Unser Berg schwebt über uns, verharrt in der Spannung eines Moments emporgeschleuderter Zeit, die ihn dort oben warten läßt. Wir haben ihm keinen Namen gegeben, obwohl wir ihn im Camp direkt über uns haben, wir schauen immer zu seinem Gipfel auf.

Und ich lege den Kopf zurück und blicke zu der Krone aus zerklüftetem Stein hinauf, die all die Jahrtausende hindurch gewartet hat. Ich suche mein Gleichgewicht, stelle mich so, daß meine Füße fest auf dem Boden stehen, und mache einen tiefen Atemzug. Ich beginne meinen stummen Ruf, die Beschwörung tritt aus mir heraus, aus meiner Trauer, aus dem Innersten meines Fleisches.

Das Camp hinter mir ist in einen Schleier aus schweigendem Dunst gehüllt, getrennt von mir. Dann spüre ich durch meine Fußsohlen hindurch von neuem dieses Zucken der Erde, wie sie sich tief drinnen zusammenballt. Ein Beben durchläuft sie, und weit weg, hoch über mir höre ich das Aufschlagen eines Steinchens auf einem Felsvorsprung.

Das Geräusch scheint erst zu verstummen, dann mischt sich das leise Klicken und Prasseln anderer Steine dazu, ein Rieseln, das allmählich zu einem kleinen Strom wird, der Erde und Schieferplatten und Felsen mit sich reißt, zu singen, zu brausen, zu tosen und schließlich zu brüllen beginnt, ein ungeheures und wildes Donnern, in dem Stücke aus dem Granitkern des Berges mitgenommen werden, große Felsblöcke überschlagen sich in massigem Erstaunen, eine ganze Seite des Berges wird zum reißenden Strom, von dem sie selbst erfaßt wird und nun als schwerer Ausfall seine Flanke hinunterrutscht.

Wie angewurzelt bleibe ich in dem Tosen dieses all-

mächtigen Sturzbaches stehen und höre, wie er immer lauter und grandioser wird, bis ich die graue Wand aus Steinen sogar sehen kann, die da über mir herabrauscht, um sich gegen die sanfte Krümmung des Kars zu werfen. Aber sie hält dort nicht inne, sie wird darüber hinaus direkt auf mich zugetragen, das Donnern zerreißt mir fast das Trommelfell, es ist so nahe, daß ich vor Angst aufschreie, ich halte meine Hände schützend über mich, als sie über mich hinwegbraust und meinen Körper mit Steinen zerkratzt. Dann verhallt das Grollen in der Stille, das lange Echo einer entfesselten Riesengewalt. Keine drei Meter von mir entfernt höre ich einen Stein herabrollen, und in der Stille, die darauf folgt, wage ich es schließlich, meine Augen wieder zu ffnen. Meine Füße stehen immer noch fest im Moos, und der Mond ist immer noch hell und glänzend und von keiner Wolke verdeckt. Aber der Berg. Seine ganze Ostseite ist abgegangen und hinunter in unser Tal gerutscht. Wo vorher ein gleichmäßiger Abhang war, erheben sich jetzt die Ränder einer klaffenden Wunde.

Ich falle auf die Knie, drücke mich an den Boden und flüstere, wiege mich langsam und flüstere leise, bis die Erde und ich still geworden sind, uns beruhigt haben.

Und sie haben nichts davon gehört. Als ich schließlich wieder in mein Zelt schlüpfe, träumen sie immer noch alle. Männer, die nicht hören können, Männer ohne Verbindung mit der Erde.

MACKENZIE

Erdrutsch: das Abrutschen von Erde oder Geröll am Abhang eines Hügels oder Berges. An die Definition erinnere ich mich noch sehr gut, aber es ist mir noch nie passiert, daß sowas praktisch direkt über mich hinweggefegt ist.

Als ich am Morgen hinüber zum Kochzelt gehen will, bleibe ich wie versteinert stehen. Die ganze Seite des Berges ist in unser Tal abgerutscht. Hundert Meter weiter, und wir wären alle von den stürzenden Felsblöcken erschlagen worden. Einer nach dem anderen kommen die Männer heraus und stellen sich neben mich, starren auf die Masse aus Schutt und Geröll. Ivan geht hinüber zu seinem Hubschrauber, dessen gelber Anstrich in der Sonne glänzt. Sogar Jerome ist still, ganz weiß im Gesicht.

Schließlich steckt J.L. den Kopf aus dem Kochzelt. „Was ist mit euch?“ schreit sie. „Wollt ihr heute nichts essen?“

Wir reißen uns los und marschieren nacheinander ins Zelt hinein, in den Duft nach Eierkuchen aus Buchweizenmehl und nach heißem Honig.

„Hat denn niemand etwas gehört?“ frage ich nach einer Weile.

Alle schütteln den Kopf, wie betäubt.

„Ich hab's gehört“, sagt J.L.

„Du?“

„Ja. Ich hab's sogar gesehen.“

„Und da hast du uns nicht aufgeweckt?“

„Es wäre wohl kaum Zeit gewesen, das ganze Camp zu verlegen“, meint sie trocken und wendet einen Eierkuchen in der Luft.

„Wann ist es passiert?“

„So gegen halb drei, drei.“

„Was hast du da draußen gemacht?“ fragt Jerome streitsüchtig.

Sie wirft ihm einen Blick zu. „Ich mußte mal.“

„Na, und wie ist es passiert?“ will Cap wissen.

Sie zuckt die Achseln. „Ich hab einen Krach gehört, und dann ist der ganze Berg runtergekommen.“

„Du hast das Ganze gesehen?“ fragt Thompson ungläubig.

Sie nickt kurz.

Er läßt einen Pfiff los. „Junge, Junge, ich glaube, ich würde lieber weiterschlafen, als zusehen müssen, wie der Berg auf mich zukommt.“

„Auf *mich* ist er ja nicht zugekommen“, sagt sie. „Noch jemand Eierkuchen?“

Ich kann es einfach nicht glauben. In all den Jahren hier oben im Norden ist mir noch nie etwas so Merkwürdiges passiert. Daß alle ruhig weiterschlafen, während keine hundert Meter weiter Tonnen von Felsbrocken niederdonnern! Und dann J.L. Entweder lügt sie uns an oder sie hat Nerven wie Drahtseile. Aber es ist sonderbar. Warum hat sie es gehört und wir nicht?

„Wann verlegen wir das Lager?“ fragt Jerome.

„Warum sollten wir es verlegen?“ frage ich zurück. Ich muß jetzt ruhig bleiben.

„Ja, glaubst du, ich will in meinem Bett plattgequetscht werden?“

„Wieso, es ist doch alles runtergekommen. Weiter kann es nicht mehr abrutschen. Hat gar keinen Sinn, das Camp zu verlegen.“

Er starrt mich wütend an, ein Blick voller Aberglaube und Angst.

„Jetzt hör mal“, sage ich. „Wir haben Glück gehabt. Wir werden hier bleiben und mit unserer Arbeit weitermachen wie geplant.“

Eine halbe Stunde später will ich gerade in den lärmenden Hubschrauber einsteigen, bleibe dann aber plötzlich stehen. „Hab noch was vergessen“, brülle ich und renne zurück ins Kochzelt. J.L. wischt gerade den Tisch ab.

„Sag mal“, frage ich sie, „hast du es wirklich gesehen?“

Sie nickt, dann beißt sie sich auf die Lippen und wendet sich von mir ab.

„Und warum haben *wir* es alle nicht gehört?“

„Ich weiß nicht.“

Ich stehe vor ihr und bin wütend.

„Glaubst du denn, ich hätte keine Angst gehabt?“ sagt sie.

Natürlich. Natürlich. Ein kleines, schwächtiges Mädchen, hinter dem neun Männer fest schlafen und vor dessen Füßen ein halber Berg herunterdonnert. Und dann packe ich sie, packe sie bei den Armen und schüttele sie ein bißchen. „Es tut mir leid. Ich bin blöd gewesen. Du hast ja recht gehabt: Wenn du uns aufgeweckt hättest, dann wären alle in heillosen Panik durcheinandergerannt. Du hast recht gehabt. Entschuldige.“

Und sie weint, steht da und preßt die geballten Fäuste in die Seiten und weint. Und ich, was kann ich machen? Ich wische ihr das Gesicht mit meinem Hemdsärmel ab und hebe ihr Kinn. „Entschuldige bitte.“

Daraufhin bringt sie ein zaghaftes Lächeln zustande, und ich schiebe ihr den Hut über die Augen und renne

zurück zum Hubschrauber, der immer noch auf mich wartet.

Mackenzie, du mußt unbedingt eine Mine finden, oder dieses Camp hier explodiert bald.

CAP

Der Sommer wird immer merkwürdiger. Erst trifft sie mitten ins Schwarze, obwohl sie noch nie im Leben mit einem Gewehr geschossen hat. Und wenn ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, wie sie mit der Bärin gesprochen hat, dann würde ich das nicht glauben können. Aber ich hab's gesehen, und Ivan auch. Es war nicht bloß in meiner Phantasie. Dann sieht sie einen Erdbeben, der nur ganz kurz vor unserem Camp zum Stillstand kommt. Und was noch schlimmer ist, wir anderen hören keinen Ton davon, sondern wir schlafen einfach weiter, und dabei geht tonnenweise Geröll praktisch direkt auf uns nieder. Unglaublich.

Aber wenn ich dann wieder über Funk mit der Station in Mayo spreche, dann kommt es mir vor wie jeden Sommer, wie in jedem anderen Camp, in dem ich gearbeitet habe. Sie macht den Unterschied aus, es liegt an ihr. Ich hätte es nie geglaubt.

Sie ist eine Hexe, ich schwöre es. Ich lasse sie besser von jetzt an in Ruhe; wenn ich nicht aufpasse, verhext sie mich. Trotzdem würde ich sie gerne mal ausziehen. Ich möchte unbedingt wissen, was sich unter ihrem kühlen Äußeren verbirgt. Daß sie so merkwürdig ist, macht sie nur um so interessanter. Wie es wohl ist, wenn sie auf mir kniet und mich mit ihrem kleinen knöchigen Körper bearbeitet?

Wie ist das, wenn man mit einer Hexe vögelt?

Die Männer sind verstört, unsicher, ohne jeden Grund sehen sie sich plötzlich um. Der Erdrutsch hat ihnen Angst eingejagt, und daß sie weitergeschlafen haben und völlig taub gewesen sind, als der Berg auf uns runtergekracht ist. Ich verstehe auch nicht, warum wir nichts davon gehört haben. Ich habe keine Erklärung dafür, daß J.L. es gehört hat. Aber eins weiß ich. Das hier ist der Yukon.

Der Yukon ist ein magischer Ort. Ich weiß es, und Mackenzie weiß es auch. Ein Ort, an dem die Wirklichkeit auf dem Kopf steht, wo sonderbare Vorfälle einfach an der Tagesordnung sind. In diesem Camp ist nichts normal oder wie sonst. Neun Männer und ein Mädchen, die in Zelten hausen, und eine dröhnende Maschine, die uns jeden Morgen auf einem Berghang absetzt, damit wir dort die Felsen nach etwas Wertvollem absuchen können, nach Uran, Silber, Gold. Warum sollten wir also erwarten, daß alles wie gewöhnlich ist?

Und vielleicht ist sie das magische Element, vielleicht hat sie den Berg verzaubert, daß er abgerutscht ist. Andererseits kann es auch sein, daß sie ihn aufgehalten hat, vielleicht hat sie sich ihm mitten in den Weg gestellt, damit er nicht auf uns fallen konnte. Möglich wäre es. Die Magie ist da, in der Art, wie sie einsam und unerschrocken ihre Arbeit erledigt, in ihren unerwarteten Scherzen, in ihrem Gesicht, wenn sich die Flammen vom Lagerfeuer darin spiegeln. Für uns alle ist sie der Mittelpunkt dieses Sommers.

Und sie kocht. Jeden Abend gibt es etwas Ausgefalle-
neres. Ich bin ganz sicher, wir haben noch kein einziges
Gericht zweimal bekommen. Sogar wenn sie Steak oder
Hühnerfleisch macht, ist es jedes Mal auf eine andere Art
zubereitet.

Einmal komme ich gerade herein, als sie vor der Bier-
flasche über der Tür steht, die Hände in die Hüften ge-
stützt, und sie anflucht.

„Du verdammtes Ding“, sagt sie, „du Scheißkerl.“

„Hallo, was sind denn das für schmutzige Ausdrük-
ke?“ sage ich beim Eintreten.

Sie grinst mich an. „Dabei kommen die aus dem sau-
bersten Mund hier im Camp.“

„Was ist eigentlich los?“

„Ach“, sie zuckt die Achseln, „jeder hier behandelt
mich, als ob ich Unglück bringen würde, als ob ich für
diesen Erdrutsch verantwortlich wäre. Was kann ich
denn dafür, wenn ihr wie die Holzklötze schlaft?“

Lachend sage ich: „Du sorgst jedenfalls dafür, daß es
der interessanteste Sommer ist, den wir alle je gehabt ha-
ben.“

Dafür streitet sie ihre Verantwortung nicht ab. „Ich
bin nur der Koch.“

„He“, sage ich. „Es wird sich schon wieder alles beru-
higen. Wird nicht lange dauern und alle geben mächtig
damit an.“

Und das ist die Wahrheit. Das einzige, was wir tun
können, ist weitermachen, weiter die Berge rauf und
runterklettern, weiter auf die Felsen einhämmern, weiter
Gesteinsproben in kleine Tüten stecken. Das Uranvor-
kommen sieht nicht besonders gut aus, wir müssen noch
etwas anderes finden. Jerome ist zwar sicher, daß die La-
boranalysen großartige Ergebnisse bringen werden, aber
Hearne hat gesagt, daß die radiometrische Untersuchung

ziemlich negativ war, wenig Uran, ein paar Stellen mit stärkerer Radioaktivität, aber noch lange nicht genug, um deswegen gleich Luftsprünge zu machen.

Wir müssen noch etwas anderes finden.

ROY

Als ich am Mittwoch mit der Verpflegung in ihr Tal einfliege, erkenne ich die Stelle kaum wieder. Es sieht aus, als hätte jemand den Berg bombardiert. Erst frage ich mich, ob sie überhaupt noch am Leben sind, aber als ich ans Ufer komme, warten sie auf mich wie gewöhnlich.

„Ach so, das“, antwortet Cap lässig auf meine Frage, während er nach dem Postsack greift, „das war ein ganz schönes Schauspiel.“

„Ziemlich haarsträubendes Spiel, findest du nicht?“

Er zuckt die Achseln und grinst. „Ab und zu brauchen wir eben ein bißchen Aufregung.“

Sie müssen schon richtig spinnen. Ist ja auch kein Wunder, die meisten Gruppen machen ein paarmal Urlaub im Sommer, aber die hier scheinen nirgendwohin zu wollen. Und drei volle Monate in den Yukon Mountains würden auch einen Heiligen in den Wahnsinn treiben.

Und es ist wirklich Fort Chaos. Jede Woche kommt mir das Camp weniger sicher vor. Ich kann es nicht richtig beschreiben, es ist eher so ein Gefühl, das ich habe, aber langsam wird es so schlimm, daß ich jedesmal froh bin, wieder wegzukommen, froh darüber, daß meine Schwimmer endlich aus dem Seewasser tauchen und ich Kurs auf Mayo nehmen kann.

Diese Köchin verändert sich überhaupt nicht. Sie ist immer noch so eiskalt, so verschwiegen wie am Anfang. Ich glaube, sie hat die gesamte Mannschaft am Schwanz gepackt und läßt nicht mehr los.

HUDSON

Dieser Ort ist verflucht, dem Untergang geweiht, in der Nacht kann ich kaum noch atmen wegen der Berge da draußen. Jerome treibt mich jeden Tag mehr an, er macht gerade noch zehn Minuten Pause, damit wir uns hinsetzen und etwas essen können, er stürmt immer schneller vor mir her. Im Internat gab es viele solche Typen wie ihn, die müssen immer beweisen, daß sie besser als der andere sind. Schwanzamputierte Rotznasen waren das. Hätte nie gedacht, daß ich irgendwann mal hinter so einem herlaufen würde.

Teufel auch, dieses Land ist vielleicht öde. Ich wage kaum daran zu denken, wie grün England jetzt ist, wie die Landschaft weich und üppig im Sommerregen liegt.

Und dann Milton, jeden Abend betet er inbrünstiger. Ich weiß nicht, wer von uns zuerst durchdrehen wird, er oder ich. Der Junge geht mir nicht einmal mehr auf die Nerven. Er hört mir zu, wenn ich von meinen Schwierigkeiten mit Jerome erzähle, und fühlt mit mir. Und solange ich nicht von der Religion anfangen, läßt er mich auch in Ruhe. Es ist immerhin besser, als mit Jerome in einem Zelt zu wohnen, der würde mir wahrscheinlich vorschreiben, ob ich auf dem Rücken oder auf der Seite zu schlafen habe. Arschloch.

MACKENZIE

Hat sie gedacht, daß sie mir nicht wichtig ist?

Manche Sachen gehen einem immer erst auf, wenn es schon zu spät ist, wenn man sie schon lange hätte begreifen müssen. In all den Jahren habe ich nur trübsinnig daran gedacht, daß sie mich verlassen hat, ohne mir jemals zu überlegen, warum. Wie schwer es für sie gewesen sein muß. Sie muß sich davor gefürchtet haben, schreckliche Angst gehabt haben, da bin ich sicher, dazu hab ich sie gut genug gekannt. Sie konnte zwar die Zähne zusammenbeißen und eine Sache durchstehen, aber vorher hat sie in ihrer Unsicherheit immer erst versucht, sich darum zu drücken. Bis ich dann die Geduld verloren habe und ihr sagte, sie solle es jetzt endlich tun, mit dem Herumgezitter aufhören und es einfach tun.

Und für sie muß es wie ein Erdrutsch gewesen sein, die Plötzlichkeit und die ungeheuren Konsequenzen ihrer Entscheidung. Ein paar kleine Steinchen, die ein halbes Leben mit sich reißen. Ich wette, sie war selbst davon überrascht, daß sie zu diesem Schritt imstande war, zu einem solchen Sprung ins Ungewisse.

Auf mich selbst bin ich dabei nicht sehr stolz. Ich habe alles falsch gemacht. Einen Privatdetektiv angestellt, selber überall nach ihr gesucht und so getan, als wäre sie ein ausgerissener Teenager. Und ich habe weiter in diesem Haus gewohnt, habe den treuen Ehemann gespielt, der so edel ist, auf sie zu warten, falls es ihr einfiel zurückzukommen. Ich war beleidigt, daß sie kein Geld von mir nehmen wollte. Habe ihr nachgespürt,

meinetwegen muß sie wohl an die hundert Male umgezogen sein. Und doch hat sie dabei gewonnen. Es ist mir nie gelungen, sie zu finden.

Immerhin habe ich sie nie verdächtigt, mich wegen eines anderen Mannes verlassen zu haben. Soviel Stolz habe ich ihr zumindest zugestanden. Wenn ich mich damit gerechtfertigt hätte, dann könnte ich mir jetzt nicht mehr in die Augen sehen. Ich verstehe immer noch nicht genau, warum sie weggegangen ist, aber ich sehe es jetzt endlich als etwas, das aus ihr selbst kam, als einen Entschluß, den sie getroffen hat, als einen Schritt, den sie unternommen hat. Das ist das Schwerste für mich, mich mit diesem Erdrutsch ihrer Entschlossenheit abzufinden.

Wenigstens eins habe ich in diesem Sommer begriffen. Sobald ich nach Hause komme, werde ich das Haus verkaufen.

IVAN

Nach dem Erdrutsch wird alles immer schlimmer. Seit einer Woche regnet es ununterbrochen. Ein kalter Regen, der einen bis in die Knochen frieren läßt. Jeder ist deswegen schlecht gelaunt. Wenn ich mit den Männern rausfliege, dann gibt es im Hubschrauber nichts als Flüche und den Geruch nach dampfenden Regenmänteln. Und dann der Nebel. Die Berge sind davon ganz eingehüllt, so daß ich beim Fliegen des öfteren ein Gebet ausstoße.

Abends sind alle naß und verdreckt und gereizt. Es wird mehr getrunken. Morgens kommen sie nicht rechtzeitig aus den Betten. J.L. läßt sich nichts anmerken, aber sie ist wachsam, auf der Hut. Sie weiß genau, daß sie es als erste zu spüren bekommen wird.

Mackenzie gibt nicht auf. Teilt jeden Morgen die Arbeiten aus, als ob er blind sei. Und Jerome strengt sich unheimlich an, auch den harten Burschen zu spielen. Er wird nichts sagen. Nur Thompson macht sich anscheinend Sorgen. Die anderen wagen es nicht, sich zu beschweren, wenn Mackenzie in der Nähe ist, aber Thompson hört alles.

Der Morgen des siebenten Tages ist am allerschlimmsten. Als ich zum Frühstück reinkomme, fuchtelt Hearne gerade mit der Gabel nach Franklin. „Du hast schon wieder im Schlaf geredet, du Mistkerl. Wenn dich deine Meditation so sehr entspannt, warum schreist du dann im Schlaf herum? Jede Nacht wache ich deinetwegen auf!“

Franklin schlürft seinen Kaffee und sagt zu Mackenzie: „Warum hat Cap das Funkgerät in seinem Zelt stehen? Eigentlich sollte er den Tagesplan hier verlesen. Er ist einfach zu faul, seinen Arsch aus dem Bett zu rollen.“

Der kleine Milton sitzt mit hängendem Kopf da und schaufelt sein Rührei derartig hastig in sich hinein, daß er halb erstickt. Hudson hält sich den Kopf, als hätte er einen Kater.

Jerome kommt rein und sagt zu J.L.: „Ich will heute Speck.“

„Gibt keinen“, antwortet sie. „Heute sind Würstchen dran.“

„Ich kann Würstchen aber nicht ausstehen. Ich will Speck!“

„Du kriegst aber keinen“, fährt sie ihn an.

„Du kleine Hure, du kochst gefälligst das, was wir dir sagen!“

Sie ignoriert ihn und sticht ein Würstchen mit der Gabel an.

Jerome geht langsam auf sie zu, aber auf einmal steht Mackenzie auf und sagt mit ruhiger Stimme: „Jetzt seid mal alle still.“

Er bleibt stehen und sieht jeden einzeln an, bis sie ruhig sind. „Sieht fast so aus, als ob wir hier ein bißchen durchdrehen würden“, sagt er dann. „Wir machen heute einen Ruhetag im Camp. Nach dem Frühstück kann jeder von mir aus kalt duschen oder noch einmal schlafen gehen. Hauptsache, ihr seid morgen in einer besseren Laune.“

Und tatsächlich ist die Stimmung am Abend das erste mal seit zwei Wochen wieder besser. Jeder macht sich gründlich sauber, und das Abendessen wird eine richtige kleine Party. Nachher sitzen wir noch um den Tisch herum und trinken und lachen über unsere Witze. Auch als

sie mit dem Abwasch und den Sandwiches für morgen fertig ist, geht J.L. nicht gleich in ihr Zelt. Ausnahmsweise bleibt sie bei uns, legt sich eine Patience.

Jerome erzählt Geschichten über alle Assistenten, mit denen er schon gearbeitet hat. Ich würde für nichts auf der Welt mit diesem Arschloch zusammenarbeiten. Wenn ich doch genau wüßte, daß ich zu einem seiner Witze werde. Armer Hudson. Nur Mackenzie hört anscheinend nicht zu. Er beschäftigt sich mit der großen Karte.

„Wißt ihr“, sagt Jerome, „mein allerbestester Assistent ist einmal zum allergrößten Problem im Camp geworden.“

Hearne gießt sich noch einen Schluck Schnaps ein. „Und was war das für ein Problem?“

„Tja“, sagt Jerome, „das ist eine lange Geschichte.“ Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück und grinst uns an. „Er war ein guter Junge, hat fast alles gemacht. Wenn man ihm gesagt hätte, er soll eine senkrechte Felswand hochklettern, dann hätte er das gemacht. Wenn man ihm gesagt hätte, er soll einen reißenden Bergfluß durchqueren, dann wäre er sofort reingewatet. Hat sich nie beklagt, nie auch nur eine Frage gestellt, und machte immer genau, was man ihm aufgetragen hatte.“

„Er war verrückt“, wirft Thompson ein.

„Nein“, sagt Jerome, „er hatte eben Respekt.“

„Also, was war denn nun mit ihm los?“ fragt Cap.

„Nun ja“, sagt Jerome mit wichtiger Stimme, „er hatte ein Problem.“

„Was denn für eins?“ Cap wird langsam ungeduldig. „He, Franklin, gib doch mal die Flasche rüber.“

„Er hat phantasiert“, sagt Jerome und sieht uns dabei der Reihe nach an. „Er hat phantasiert.“

„Na und?“ sagt Cap. „Wir phantasieren doch alle mal.“

„Naja, er ist dabei aber ein bißchen zu weit gegangen.“
J.L. hebt den Kopf. Sie dreht langsam eine Bierflasche in den Händen.

„Hier draußen geht jeder mal ein bißchen zu weit“, sage ich.

„Nein, bei ihm war es anders. Er war ein guter Assistent, konnte sich gut daran gewöhnen, in einem Camp mit lauter Männern zu sein, kam mit den anderen gut aus.“

„Klingt ja, als sei er ein Heiliger gewesen“, murmelt Hudson.

Jerome beachtet den Einwurf nicht. „Aber er hat phantasiert.“ Er nimmt einen Schluck Bier aus der Flasche, die Thompson hergebracht hat. „Wir waren etwa sechs, die gemeinsam in einem Zelt schlafen mußten. Es war ziemlich eng, aber das hat uns nichts ausgemacht, wir waren alle hart im Nehmen. Gegen zehn haben wir uns immer aufs Ohr gelegt, um fünf ging's wieder los, also waren wir jeden Abend ziemlich müde. In der ersten Nacht, ich war schon fast eingeschlafen, auf einmal höre ich so ein komisches Geräusch, als hätte einer von uns einen Alptraum oder sowas. Naja, nachdem er eine Weile gekeucht und sich hin und hergeworfen hatte, hörte er wieder auf, und ich bin eingeschlafen, ohne mir was dabei zu denken. Aber in der nächsten Nacht war es wieder genau dasselbe, und in der Nacht darauf auch. Nur daß es immer schlimmer wurde, immer lauter und länger, und er stöhnte dabei und steigerte sich rein wie ein Wahnsinniger. Ich wollte mich eigentlich nicht einmischen, also hab ich versucht, das Ganze zu ignorieren, aber schlafen konnte ich dabei natürlich nicht.“

„Klingt so, als sei von dir die Rede, Franklin“, sagt Hearne.

„Ich hab keine Alpträume.“

„Aber du schreist im Schlaf.“

„Also“, fuhr Jerome fort, „jedenfalls das ging eine Woche lang so, bis die anderen schließlich anfangen, sich zu beschweren. Sie sagten, es sei mein Assistent, der diesen Lärm machte. Und in der nächsten Nacht, pünktlich wie die Uhr, fängt er natürlich wieder an mit dem Stöhnen und Keuchen. Diesmal mußte ich etwas unternehmen, also brüllte ich ihn an: ‚Jim, wach auf!‘ Das Geräusch hört einen Moment lang auf. ‚Ich bin doch wach‘, sagt er, und nach etwa dreißig Sekunden fängt er von neuem an. Ich setze mich auf. ‚Jim!‘ Und was macht er? Gibt nur eine Art Ächzen von sich und wälzt sich ungestört weiter auf dem Feldbett herum. Und auf einmal wird mir klar, daß der Kerl onaniert, er holt sich da neben mir mächtig einen runter. Naja, das macht mich ganz furchtbar verlegen, also sage ich nichts und lege mich wieder hin, aber schlafen kann ich natürlich erst, nachdem er fertig ist.“

J.L. beobachtet Jerome, als hätte sie eine gefährliche Schlange vor sich, aber die anderen kichern und machen Bemerkungen. Milton sieht aus, als würde er jeden Augenblick davonrennen. Nur Mackenzie tut so, als würde er nicht zuhören.

„So geht das also jede Nacht weiter, bis die anderen schließlich echt sauer werden. Sie brüllen ihn an, er soll aufhören, sie werfen ihre Stiefel nach ihm, aber er macht einfach weiter. Es scheint über zwei Stunden zu dauern, bis er endlich Schluß macht und einschläft. Und dann wurde es noch schlimmer: er fing an, jede Nacht zwischen zwei und drei aufzuwachen und es nochmal zu machen. Das war dann wirklich der Gipfel. Es ist schon übel genug, daß sich einer einen runterholt, wenn man gerade einschlafen will, aber es ist noch was ganz anderes, mitten in der Nacht von einem

stöhnenden und keuchenden Kerl aus dem Schlaf gerissen zu werden.“

„Und was habt ihr mit ihm gemacht?“ fragt Cap interessiert. Milton sitzt da und ist rot wie eine Tomate.

„Wir mußten ihn aus dem Zelt verbannen“, sagt Jerome. „Wir konnten alle nicht mehr richtig schlafen, also haben wir ihn rausgeschmissen. Von da an mußte er im Freien schlafen.“

„Ich glaube kein Wort von deiner Geschichte“, sagt Thompson.

Jerome zuckt die Achseln. „Ist mir doch egal, ob du sie glaubst. Wir haben ihn den wilden Wichser genannt. Schade, er war ein guter Assistent.“

J.L. steht auf und knallt den Kessel auf den Ofen. „Der arme Junge“, sagt sie.

Jerome wirbelt herum und funkelt sie an. „Siehst du, und deswegen sollten auf Expeditionen keine Frauen dabei sein. Kannst du dir vorstellen, was der Kerl gemacht hätte, wenn in dem Camp ein Mädchen gewesen wäre?“

„Also, hör mal“, sagt Thompson, „jetzt red nicht so einen Quatsch. Vielleicht hätte er es nicht getan, wenn ein Mädchen im Camp gewesen wäre.“

„Vielleicht wäre er auch noch schlimmer gewesen“, sagt Jerome.

„Vielleicht konnte er nicht einschlafen“, sagt J.L.

Jerome zuckt die Achseln. „Sein Pech“, sagt er mit einem spöttischen Lächeln. „Ein Mann muß lernen, sich zu beherrschen. Naja“, er steht auf und streckt sich, „ich geh jetzt schlafen. Und ihr stellt die Flaschen weg und haut euch auch in die Falle. Ihr habt euren freien Tag gehabt, und ich rate euch, morgen früh wieder fit zu sein.“ Er geht hinaus und pfeift auf dem Weg zu seinem Zelt vor sich hin.

Hudson sieht ihm mit einer Grimasse nach. „Kein

Wunder, daß der arme Teufel onaniert hat“, sagt er düster.

Plötzlich dreht sich Mackenzie von seiner Arbeit am Zeichenbrett um. „Macht er dir das Leben schwer?“ Es ist das erste Mal, daß er sich wieder für irgend etwas anderes als die Arbeit interessiert, und wir sind alle ganz erstaunt.

Hudson senkt den Kopf und zuckt die Achseln. „Nein, eigentlich nicht. Er nörgelt viel an mir herum.“

Mackenzie mustert ihn eine Weile. „Na, solange es nur Gerede ist, geht's noch. Wenn er anfängt, dich herumzuschubsen, dann sag es mir.“

Hudson ist verlegen. „Ach, er ist schon in Ordnung. Ich bin die Arbeit in den Bergen einfach nicht gewöhnt.“

„Hmmm“, macht Mackenzie. Er rollt seine Karte ein und sieht die anderen an, als hätte er sie noch nie vorher gesehen. Sein Blick wandert um den ganzen Tisch, bis er zu J.L. kommt, die neben dem Ofen steht. Er sieht sie eine Minute lang an, dann seufzt er und sagt: „Hat jemand einen Scotch für mich? Ich bin völlig ausgetrocknet.“

Männer sind wie kleine Kinder. Ich weiß noch, wie Deborah mir das gesagt hat, aber es ist mir noch nie so klar geworden, nicht so klar wie jetzt. Wenn ich so rund um den Tisch sehe, denke ich mir, wie unreif sie doch sind, wie sie alles mit einer dicken Schicht aus dummen Witzen und Gelächter zudecken.

Bis auf Mackenzie. Thompson hat recht, irgend etwas geht ihm im Kopf herum. Immer wieder preßt er die Finger gegen die Augen, als wären es gar nicht die Karten, die er vor sich sieht. Aber was kann ich dagegen tun, unsere längste Unterhaltung bis jetzt hatten wir in seinem Hotelzimmer, nachdem ich ihm gesagt habe, daß ich ein Mädchen bin. Das einzige, was ich tun kann, ist kochen und braten und umrühren und servieren und abwaschen.

Wenn er nur einmal lachen würde. Ich habe ihn noch kein einziges Mal lachen gesehen, in dem ganzen Monat nicht, den wir schon hier sind. Das beunruhigt mich. Vielleicht könnte ich ihn zum Lachen bringen, ihn an etwas anderes denken lassen als an diese verbissene Idee, die ihn hartnäckig zu verfolgen scheint. Das wäre schön, ich würde gerne zusehen, wie sein Gesicht diesen verschlossenen, geistesabwesenden Ausdruck verliert. Ich würde gerne zusehen, wenn er einmal den Kopf aus seinen ewigen Landkarten heben könnte. Er ist fair zu mir gewesen, hat mir eine Chance gegeben.

Und ich fühle mich ausgezeichnet. Dieser Sommer hat sich zwar nicht so entwickelt, wie ich gedacht hatte, aber

ich werde ihn überleben. Denn so sind wir Frauen ja schließlich. Wir überleben. Dem Himmel sei Dank für die Bärenfrau und für Deborah, ohne sie wäre ich jetzt schon wieder daheim, und Jerome würde aufgeblasen herumstolzieren und sagen: ‚Ich hab’s ja gleich gewußt!‘

Jetzt endlich werden sie alle ganz deutlich für mich. Am Anfang waren sie nichts als eine unförmige Masse, ein Haufen Männer, die mich anstarrten und nach mir hackten, einer genauso wie der andere. Aber jetzt heben sich die Charaktere voneinander ab, und sie werden sie selbst, unterschiedliche Menschen männlichen Geschlechts.

Mackenzie am allermeisten. Sein Bild war für mich schon von Anfang an am deutlichsten. Vielleicht weil ich damals seinen Schwanz gesehen habe, oder weil er mich für einen Jungen gehalten hat. Ich habe das Gefühl, als würde ich ihn jetzt besser kennen als die anderen, beinahe als hätten wir beide ein Geheimnis. Er ist hier so still, aber dabei hat er alles so gut unter Kontrolle, er leitet die Arbeiten, läßt alles ohne Schwierigkeiten ablaufen, und trotzdem treibt er sich selbst mehr an als alle anderen. Großgewachsen, etwas gebeugt, mit braunen Haaren, die ganz kurz davor stehen, grau zu werden. Seine Sachen passen ihm nicht so richtig, er kauft sie sicher selbst. Und dann diese seltsame Verletzlichkeit, die man hinter seiner bedächtigen Konzentration auf die Arbeit merkt. Er liebt seine Arbeit, er liebt Felsen und Landkarten und wie die Erde aus sich entstanden ist. Er ist ein Forscher, ein Entdecker des Überflusses, und er ist auch jemand, der genug weiß, um Ehrfurcht zu verspüren, wenn er etwas findet. Alle anderen geben an, schneiden auf und wiegen sich in dem unbewußten Glauben, daß ihre fünfzehn Zentimeter aus lächerlich herabbaumelndem Fleisch ihnen Stärke und Macht verleihen.

Jerome zum Beispiel. Wenn er etwas weder abknallen noch bumsen kann, dann ist er nicht daran interessiert. Mehr läßt sich über ihn nicht sagen.

Und sogar bei Thompson, so gern ich ihn habe, bemerkt man diesen falschen Glanz, diese Schutzschicht aus Anmaßung, aus unangefochtenem Recht. Vielleicht legt er sie noch ab. Er ist noch am Überlegen, hat sich noch nicht entschieden. Dieser kleine, gedrungene Kerl ist immer für einen Unfug und ein Lachen zu haben. Sinnlichkeit steckt in seinen Bewegungen; manchmal glaube ich, daß ich unter seiner Haut eine elektrische Energie spüren könnte, wenn ich ihn berühren würde. Er ist der einzige von allen, der für mich auch sexuell ein Mann ist, der einzige, bei dem ich mir vorstellen kann, daß ich auf ihn ansprechen würde.

Der arme Cap. Hat sich immer für einen Frauenhelden gehalten. Er kann einfach nicht begreifen, was er falsch macht. Unruhig, ständig beim Überlegen, wie sein nächster schlauer Schachzug aussehen soll. Einem Mann wie ihm darf man nicht den Rücken zukehren, er ist schnell wie eine Ratte, nicht so gefährlich, aber doch eine Ratte. Ich stelle ihn mir mit einem Frettchengesicht vor, mit spitzen Zähnen. Wenn er in die Enge getrieben wäre, würde er wohl beißen.

Ganz anders Ivan, bedächtig, unerschütterlich und sanft, der unter seiner Schirmmütze hervor auf die Menschen schaut und von ihnen verwirrt ist. Ihm sind die ausgeklügelten Mechanismen von Maschinen lieber, die Art, wie Metallteile ineinandergreifen, das ruhige, gleichmäßige Heulen des Motors. Sein einziges Talent ist Hubschrauber fliegen; abgesehen davon ist er absolut durchschnittlich, er denkt nicht viel nach.

Franklin dagegen denkt über alles nach, wieder und wieder. Er nimmt Geräte auseinander, nur um zu sehen,

wie sie funktionieren, und dann kann er sie nicht wieder zusammenbauen. Letzte Woche hat er um ein Haar Caps Funkgerät ruiniert. Er hat sich einen dünnen Bart wachsen lassen, schreibt schlechte Gedichte und meditiert; sein Leben besteht für ihn aus einem langen Weg zur Vollkommenheit. Und auch aus Bekehrungen. Er glaubt fest daran, daß er die Antworten auf alle Fragen hat, daß er den Gang der Wirklichkeit abändern kann, indem er alle zwei Stunden in eine Ecke geht und dort mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten im Schneidersitz erstarrt. Ich kann mir nicht vorstellen, was für einen Geologen er abgibt, er erledigt zwar seine Arbeit, aber er scheint nicht die geringste Beziehung zu den Steinen zu haben, im Gegensatz zu Mackenzie oder Thompson.

Hearne ist besser, obwohl für ihn die Dinge wiederum nur sichtbar werden, wenn er sie für alle Ewigkeit auf einem Foto festhalten kann. Er mag Farben und Strukturen. Ich habe schon gesehen, wie er die allergewöhnlichsten Dinge angefaßt hat, als ob er ihre Oberfläche ertasten würde. Verträumt und geistesabwesend, die dunklen Augen hinter dicken Brillengläsern versteckt, braungebrannt und verschlossen und wortkarg.

Nicht wie Hudson, der ständig auf der Schwelle zur Hysterie steht. Dieser bemitleidenswerte Kerl ist so nervös, daß er kaum eine Tasse in der Hand halten kann, er zappelt herum und macht viel Theater um alles und jedes. Die typische lange Nase, langes Gesicht, lange Zähne. Britische Oberklasse und britische Oberschule, tadellose Aussprache und tadellose Manieren, aber er wird wahnsinnig hier, er hat Angst, daß die Berge ihn fertigmachen. Und wenn es nicht die Berge sind, dann schafft es Jerome ganz sicher.

Aber Hudson hat nur Heimweh, während dieser Mil-

ton hier einen Kulturschock bekommen hat. Jedesmal, wenn einer der Männer das Wort „vögeln“ in den Mund nimmt, läuft er knallrot an, und sobald sie die Spielkarten und die Flaschen auf den Tisch stellen, geht er hinaus. Und wenn ich mir mal den Finger verbrenne und „Scheiße“ sage, dann sieht er mich an, als wäre ich die Hure Babylon. Groß, schlaksig und ungeschickt, hat überhaupt keine Kontrolle über seinen Körper, ich muß ihn dauernd aus meiner Kochecke fernhalten, sonst stößt er mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit irgend etwas um. Er tut mir leid, bis jetzt scheint er so ein Klosterleben geführt zu haben, daß ich mich frage, wie er mit diesem Einsturz seiner bisherigen Wirklichkeit fertig werden wird. Das ist die Zweischneidigkeit der Religion: sie gibt einem etwas, woran man glauben kann, aber sie zwingt einen, diesen Glauben in einen Wettstreit mit der Wirklichkeit zu bringen. Er hat noch nicht viel mit Frauen zu tun gehabt. Er starrt mich die ganze Zeit an, seine Blicke folgen mir überall hin.

Alle sitzen in einem kleinen Kreis um diesen Tisch hier und lauschen Jeromes Erzählungen. Kichern wie kleine Jungen. Wenn ich nicht da wäre, dann könnte das ganze eine typische Herrenrunde sein. Nur Mackenzie hört nicht zu. Mackenzie lacht nicht mit. Er wendet ihnen den Rücken zu, hat seine Karte vor sich auf dem Zeichenbrett ausgebreitet und trägt komplizierte Konturlinien und Gesteinsformationen darin ein.

Dieser widerliche Jerome. Beschwerd sich darüber, daß alle hier trinken, aber selber schluckt er das Bier, das Thompson geholt hat. Erzählt irgendeine primitive, haarsträubend übertriebene Geschichte über einen onanierenden Jungen, obwohl er ganz genau weiß, daß jeder einzelne Mann hier im Camp das auch macht. Und er hat Spaß daran. Dieser dumme Sadist hat sein Vergnü-

gen daran, Milton in Verlegenheit zu bringen und Hudson unter seine Fuchtel zu bekommen, er weiß genau, daß er sich das ungestraft erlauben kann.

Ich würde ihm gerne einmal einen kleinen Dämpfer aufsetzen, er wird mit jedem Tag noch ein bißchen primitiver und frecher und gemeiner. Die anderen Männer mögen ihn auch nicht, sie trauen ihm nicht, ignorieren ihn oder versuchen, ihm auszuweichen.

Und auf einmal muß ich beinahe laut kichern. Mir ist etwas eingefallen.

THOMPSON

Ivan und ich sitzen auf unseren Feldbetten, rauchen noch eine letzte Zigarette und reden übers Fliegen, als wir plötzlich Schritte vor dem Zelt hören und J.L.s Stimme leise sagt: „Poch, poch!“

Ich bin in Unterhosen, also hüpfte ich in meinen Schlafsack, und Ivan sagt: „Komm rein.“

Sie zieht den Reißverschluß auf und schlüpft hinein, tut so, als ob sie das jeden Abend macht. „He, seid ihr schon im Bett? Hört mal zu, ich habe eine tolle Idee, wie wir Jerome einen Streich spielen können!“

Ivan lacht, und ich setze mich im Bett auf.

„Nun warte mal“, sage ich. „Ich weiß ja, wir alle würden den Dreckskerl am liebsten am Galgen hängen sehen, aber es hat doch keinen Sinn, ihn noch mehr auf die Palme zu bringen.“

„Er muß doch einen Scherz verstehen können. Meine Idee ist bloß lustig, nicht gemein.“ Und sie erklärt uns genau, was sie vorhat. Und bevor sie noch zu Ende geredet hat, muß ich unwillkürlich grinsen. Es ist ein großartiger Streich, aber er wird eine Stinkwut davon kriegen.

J.L. sieht mich an und wartet auf meine Zustimmung. „Einverstanden?“

„Ja, warum nicht. Es ist ja ziemlich harmlos“, sage ich.

Sie strahlt. „Gut, morgen früh hole ich euch. Und paßt auf, daß ihr keinen Lärm macht.“

Danach höre ich sie im Dunkeln von Zelt zu Zelt ge-

hen, höre das unterdrückte Lachen der anderen und dann das leise Murmeln ihrer Stimmen, sie weiht das ganze Camp in ihren Streich ein. Sie geht in jedes Zelt außer in das von Mackenzie und Jerome. Wegen Mackenzie mache ich mir keine Sorgen, er wird sofort merken, daß es ein Witz ist, aber Jerome wird uns wohl am liebsten alle umbringen wollen.

Als sie auf dem Rückweg wieder bei unserem Zelt vorbeikommt, steckt sie nochmal den Kopf zu uns rein und flüstert im Dunkeln: „Alles klar. Hudson war nicht allzu begeistert, aber ich hab ihn überredet. Sogar Milton hat versprochen, daß er hinkommt.“ Sie kichert einmal ganz kurz, dann ist sie weg. Ich höre noch den Reißverschluß an ihrem Zelt, danach ist Stille.

„Thompson?“ sagt Ivan.

„Was ist?“

„J.L.“

„Was ist mit ihr?“ Ich merke, daß er etwas Persönliches sagen will.

„Sie . . .“ er zögert, und ich warte ab.

„Ich hab sie gern“, platzt er endlich heraus. „Sie ist sonderbar, aber ich hab sie sehr gern.“

Ich stütze mich auf einen Ellenbogen. „Ivan, ich muß dir was sagen: Sie möchte gern fliegen lernen.“

„Wie?“

„Sie möchte fliegen lernen, aber sie fürchtet sich. Sie glaubt, sie kann es nicht.“

„Mit einem Hubschrauber?“

„Natürlich. Flugzeuge sind doch Kinderspielzeug, wenn man einmal in einem Helikopter gesessen ist.“

„Also, ich weiß nicht“, sagt er unschlüssig.

„Komm schon, Ivan. Warum denn nicht?“

„Sie ist ziemlich leicht. Ich weiß nicht.“

„Wenigstens könnte sie es mal probieren, herausfin-

den, wie es ist. Wenn du ihr sagst, daß es nicht so schwer ist, wenn du mit ihr reden würdest . . .“

„Ja“, sagt er langsam, gedankenversunken.

Danach lege ich mich zurück und starre nach oben in die Dunkelheit des niedrigen Zeltdachs.

Draußen, um mich herum ist ein Raunen im Camp, der Wind hebt eine Plane und läßt sie einmal kurz flattern, dann ist wieder alles still. Sie möchte fliegen, ich spüre genau, wie gern sie es tun möchte. Und dann sehe ich ein Bild vor mir, wie sie im Hubschrauber sitzt, das Gesicht ein wenig dunkel in der Glaskanzel, und in der Hand hält sie den Steuerknüppel. Und wir fliegen, wir fliegen über kahle, graue Berge, und plötzlich verwandelt sich der Flug in einen Tanz von Katie, ihr Körper hängt in der Luft, hat mitten in der Bewegung innegehalten, in einer doppelten Drehung, schwebt frei über dem Boden — fliegt.

JEROME

Sie hämmert derart laut auf den verfluchten Benzin-tank ein, daß ich fast aus dem Bett falle. Es bereitet ihr ein diebisches Vergnügen, ich weiß es. Scheißköche, kommen sich immer als was Besseres vor, nur weil sie früher als die anderen aufstehen. Also ich bleibe nie lange im Bett liegen und warte bis zum letzten Moment, ich bin immer einer der ersten beim Frühstück. Gestern hat sie sich geweigert, mir Speck zu braten, aber heute werden wir ja sehen. Es wird langsam Zeit, daß sie mal jemand in ihre Schranken weist. Sie kann sich ja bald alles erlauben.

Mackenzie ist schon auf, zieht sich gerade die Hosen an. Das ist vielleicht ein mürrischer Sack, morgens redet er kein Wort. Ich ziehe mich schnell an und mache mich auf den Weg zum Kochzelt, aber schon bevor ich da bin, rieche ich den Speck in der Pfanne. Umso mehr Grund habe ich, ihr einzuheizen, schließlich hat sie gestern gesagt, es wäre keiner da. Ich reiße die Türklappe auf, und dann bleibe ich wie angewurzelt stehen.

J.L. ist zwar wirklich beim Frühstückmachen, aber alle Männer sind immer noch genau dort, wo sie gestern abend waren, halb sitzend, halb liegend, alle so sternhagelvoll, daß sie die Augen kaum aufkriegen. Sie sind dermaßen besoffen, daß ihnen nicht mal ihr Grinsen vergeht, als sie mich sehen. Diese Arschlöcher haben die ganze Nacht durchgesoffen. Die Flaschen sind alle leer, Hudson schläft mitten auf dem Tisch, überall liegen Spielkarten in der Gegend verstreut. Unglaublich!

Thompson ist der erste, der mich erkennt. Er rülpst, hält sich die Hand vor den Mund. „Morgen, Chef.“

„Was zum Teufel geht hier vor?“

Hearne verzieht das Gesicht. „Um Himmelswillen, brüll nicht so laut.“

„Was?“ schreie ich los. „Ihr seid alle entlassen! Ihr müßt ja alle den Arsch offen haben, was bildet ihr euch dabei ein, die ganze Nacht aufzubleiben, mit Saufen und Kartenspielen?“

Cap gähnt. „Ist es denn schon Morgen?“

„Allerdings ist es schon Morgen, und du wirst deinen Arsch auf den Berg da draußen in Bewegung setzen, und wenn ich dir reintreten muß!“

„Ich nicht“, sagt Ivan, „mir ist übel.“

„Himmeldonnerwetter, ich hab noch nie eine so unbrauchbare Mannschaft gesehen. Ihr würdet ja nicht mal eine Playboy-Mieze finden, wenn sie unter eurem Bett wäre!“

„Wo denn?“ sagt Cap und sieht unter dem Tisch nach.

In diesem Augenblick kommt Mackenzie ins Zelt. Er sieht sich um, blickt erst auf die anderen, dann auf mich. „Wer wird hier entlassen?“ fragt er ganz ruhig.

„Diese Scheißer hier, einer wie der andere. So einen Mist können sie nicht ungestraft machen!“

Einen Moment lang sieht er die Mannschaft nachdenklich an, dann zucken seine Mundwinkel. „Ist gut, Kinder, es reicht jetzt“, sagt er.

Ich kann es einfach nicht glauben. Er hat nicht vor, etwas dagegen zu unternehmen, er will ihnen das durchgehen lassen!

„Verdammt nochmal, Mackenzie . . .“

Und plötzlich setzen sie sich alle auf und fangen an zu lachen, sogar Mackenzie, sie lachen und lachen, und ich

stürze auf sie los und will dem ersten besten eine reinhauen, aber Mackenzie hält mich am Arm fest. „He, Jerome, beruhige dich wieder, es ist ein Scherz.“

„Scherz?“

„Sie haben uns einen Streich gespielt“, sagt er grinsend.

Diese Dreckskerle, diese verfluchten kleinen Dreckskerle. Ich könnte wetten, sie hat sie dazu angestiftet.

MACKENZIE

Sein Gesichtsausdruck war sehenswert. Als er es endlich begriffen hatte, da dachte ich, gleich verschluckt er seine Zunge. Ich hab mir das Lachen nicht verkneifen können, es war ja so sonnenklar, daß sie sich alle mit viel Mühe gruppiert hatten, um so betrunken und verschlafen wie möglich auszusehen. Sie hatten mir zwar nicht gesagt, daß sie das vorhatten, aber mir war von der ersten Minute an klar, daß das Ganze eine Komödie sein mußte. Geschieht ihm ganz recht, vielleicht hört er jetzt endlich mit seinen Bemerkungen über die Trinkerei auf. Ich weiß allerdings genau, daß er gefährlich nachtragend ist, er wird irgendwie versuchen, es ihnen heimzuzahlen.

Und natürlich gibt er J.L. die Schuld dafür und meint, sie hätte das angestiftet. Sie hat die ganze Zeit wie wild Rührei mit Speck gebraten und sich ein Grinsen verkniffen. Und dann stellt sie mit honigsüßer Miene einen Teller davon vor Jerome, und er kann nichts dagegen sagen, schließlich hat er sich das gestern gewünscht.

Natürlich wütet und tobt er noch eine ganze Weile, beschimpft nicht nur jeden einzeln, sondern auch gleich dessen Familie, bis Thompson schließlich ganz ruhig zu ihm sagt: „Was ist denn bloß los mit dir, Jerome, verstehst du keinen Spaß mehr? Mackenzie hat doch auch gelacht.“

„Das ist gar nicht komisch“, schnappt er zurück, aber er hält danach den Mund, gegen diese Logik kommt er nicht an.

Und die anderen freuen sich wie die Schneekönige

über ihren Streich. Sie räumen die leeren Flaschen weg und essen jeder ein gigantisches Frühstück. Der Regen hat aufgehört, es sieht so aus, als ob es ein schöner Tag wird, die Sonne scheint und es weht ein leichter Wind. Alle fühlen sich großartig, man merkt es daran, wie sie herumtrampeln und sich gegenseitig veralbern. Und Cap, dieser kleine Frechdachs, fragt Jerome beim Rausgehen noch ganz hinterhältig: „Na, Jerome, willst du nicht noch schnell einen zur Brust nehmen, damit der Tag gut anfängt?“ Jerome starrt ihn wütend an und geht ebenfalls aus dem Zelt. Draußen höre ich ihn Ivan anbrüllen, daß er unbedingt als erster abgesetzt werden will.

Ich breite meine Karte auf dem Zeichenbrett aus und sehe mir das Gebiet an, das ich heute untersuchen will. Trotz des Regens haben wir bis jetzt schon eine ganze Menge geschafft. Und ich muß zugeben, Jeromes Idee, daß er sich um die Arbeit an den Claims kümmert, während ich das übrige Gelände erkunde, war gar nicht so schlecht. So sind wir beide zufrieden.

J.L. räumt pfeifend den Tisch ab, stellt die Teller in die Abwaschschüssel. An diesem Ort hier arbeitet sie, als würde sie hierher gehören, als wäre er ein Teil von ihr. Ich drehe mich um und beobachte sie eine Zeitlang, dabei muß ich über mich selbst lächeln. Es ist mir jetzt unverständlich, wie ich sie für einen Jungen halten konnte, und dabei ist sie doch so ganz und gar weiblich, wunderbar graziös und leichtfüßig und flink, sie besitzt das Geheimnis, das nur die Frauen in sich tragen. Denn Frauen sind so rätselhaft, so schwer verständlich und still nach innen gekehrt, sie hören bestimmte Schwingungen ganz genau, die uns vollkommen unbekannt sind. Sie drehen sich in makellosen Kreisen, ihre Bewegungen sind wie von Vasen, die modelliert werden, ständig in Verände-

rung begriffen und doch immer vollkommen. Und selbst J.L., so schwächlich und knochig sie ist, besitzt dieses Fließende in ihren Bewegungen, wie ein tiefer Wasserstrudel.

Jetzt arbeitet sie bis zu den Ellenbogen im Seifenwasser, unterbricht sich nur einmal kurz, um sich den Hut aus der Stirn zu schieben. Sie bemerkt mich nicht, sie geht ganz in ihrer eigenen Welt auf, die von meiner weit entfernt ist. Und auf einmal kommt mir der Gedanke, daß sie es mir erklären könnte, sie könnte mir sagen, was Janice wollte. Ich starre sie an und spüre wieder die kalte Leere des Nicht-Wissens, des Verlusts. Aber wie kann ich sie danach fragen, wie kann ich je meine Lage erklären? Unmöglich.

Sie fühlt, daß ich sie beobachte, denn sie dreht sich um, lächelt mich über die Schulter an. „Wenn du dein Essen suchst, Mackenzie“, sagt sie freundlich, „es liegt da auf dem Regal. Ich hab noch einen Apfel extra dazugetan.“

Und in diesem Augenblick wird mir bewußt, daß sie mehr weiß, als ich bis jetzt dachte, sie trägt ein Wissen in sich, das unendlich ist, furchteinflößend, sie kennt eine Methode, wie man Trauer in Glück verwandelt. Ihr Gesicht schwimmt vor mir, einen Moment lang glaube ich, jetzt wird sie vor meinen Augen zu jemand anderem, aber dann ist es wieder nur J.L. in ihrem Baumwollhemd und den Blue Jeans und den Turnschuhen, die Plastikteller mit einem Schwamm sauber schrubbt.

„J.L.?“

Sie wendet sich um und sieht mich von neuem an, ihre nassen Hände hängen herab. Ihre Augen glänzen wie Sterne, hell und klar und in diesem unbestimmbaren Grün, das so leicht ins Blau oder Grau übergehen kann.

Wie gefesselt bin ich in diesem Moment, und ich bilde mir ein, wenn sie mir nur lange genug in die Augen sehen könnte, dann würde ich verwandelt, von ihrem Wissen verzaubert werden. Aber ich halte nicht stand, ich taumle und entgleite ihrem Blick. Ich muß mich abwenden.

„Du machst deine Arbeit gut“, sage ich knapp und rolle die Landkarte ein, dabei zittern meine Hände fast. „Du bist der beste Koch, den ich je gehabt habe, genau wie du es mir versprochen hast.“

Da lacht sie, ein leises, glückliches Lachen, und kommt zu mir herüber. Als ich mich zu ihr umdrehe, steht sie ganz dicht neben mir. Und sie zögert keinen Moment, schlingt ihre Arme um meine Hüfte und drückt sich an mich, drückt ihren kleinen, knochigen Körper in seiner ganzen Länge gegen mich, und in dieser Umarmung liegt soviel Zuneigung und Güte, daß ich kaum noch etwas sehen kann, als ich aus dem Zelt hinausstolpere.

HEARNE

Sein Gesichtsausdruck war sehenswert. Hätte ich nur ein paar Aufnahmen davon gemacht, es wäre eine wahn-sinnig lustige Fotogeschichte geworden. Und wie er überhaupt nicht mehr aufgehört hat! Es war einfach ur-komisch, darüber werden wir noch tagelang lachen können. Und wie J.L. so getan hat, als sei sie absolut un-schuldig, und dabei war sie es doch, die sich das ganze ausgedacht hat.

Sowas bringt natürlich wieder alle in Stimmung. Und heute ist der erste schöne Tag seit Wochen. In weiter Ferne kann man den Schnee auf den Berggipfeln sehen. Wenn ich heute hoch genug komme, kann ich vielleicht ein paar Fotos machen, es kommt nicht allzu oft vor, daß man hier meilenweit sehen kann. Meine letzten Bilder waren von dem Erdrutsch, und ich bin sicher, daß auf denen alles nur grau und ohne Kontra-ste sein wird. Dieses gewaltige Chaos aus Felsbrocken, die sich jetzt im Tal auftürmen, kommt bestimmt nicht richtig heraus.

Wenn ich nur J.L. dazu überreden könnte, sich von mir fotografieren zu lassen. Ich würde gerne eine Serie mit dem Titel „Zeltköche im hohen Norden“ machen. Der Gegensatz zu all den Männern würde sich sicher gut machen. Aber sie hat nichts dafür übrig, fotografiert zu werden, da ist sie ganz stur. Gerade vor ein paar Tagen hat sie mich angepöfien, weil ich dauernd mit der Kamera um sie herumschleiche.

„Verschwinde und mach Bilder von der Landschaft

da“, hat sie gesagt, „nicht von mir. Ich bin zum Kochen hier, nicht als Motiv für dich.“

Aber wenn ich Gelegenheit hätte, ein paar Aufnahmen von ihr zu machen, wäre das perfekte Foto darunter, das weiß ich, das Foto, dem ich schon jahrelang nachjage.

MILTON

Wir machen jetzt jeden Abend ein Lagerfeuer, wir sammeln Holz und verbrennen es zusammen mit dem Müll. Es ist unheimlich, die Funken gegen die pechschwarze Dunkelheit. Die Berge schweben drohend über uns nach dem Erdbeben, sie liegen nicht friedlich und weit da wie die Prärie daheim in Alberta. Mir fehlt die Prärie, das ausgedehnte Land.

Wenn ich wieder nach Hause komme, dann werde ich dort bleiben, ich gehe nie wieder fort. Die Gegend hier oben bietet einem nichts. Alle sitzen um das Feuer, aber ich kriege ein Gefühl der Einsamkeit, ich vermisse die Kirche, das Treffen der Jungen Gemeinde jeden Mittwoch, den Kirchenchor jeden Freitag, die Regelmäßigkeit, mit der man die anderen wiedersieht.

Ich bin jetzt länger als einen Monat hier. Sie sind lieblich, keine Christen, aber es sind gute Menschen, manche von ihnen jedenfalls. Mackenzie und Thompson hauptsächlich. Die anderen reden viel, blasen sich auf. Hudson fürchtet sich, ich möchte ihm gerne von Jesus erzählen, aber er fürchtet sich und will mir nicht zuhören.

Und dieses Mädchen, diese Köchin. Sie sieht mich an, sie fordert mich heraus. Ich habe noch nie ein Mädchen mit solchen Augen gesehen, die geradezu fordern, daß man etwas zu ihr sagt. Sie macht mich kribbelig, verlegen, so als hätte ich schon dadurch gesündigt, daß ich sie nur angesehen habe. Mädchen, immer sind es die Mädchen. Sie bringen einen dazu, dumme Angebereien aufzuführen, und sie sind es, die einem solche Blicke zuwer-

fen, daß man Verlangen verspürt. Und ihre Gesichter ändern sich so schnell, gerade noch ganz ruhig und im nächsten Augenblick sind sie wütend und dumm. Ich heirate Hanna Friesen. Es wird noch ein paar Jahre dauern, aber sie ist schlank und wiegt sich unter ihrem Kleid, sie sieht sich nicht nach mir um, aber sie weiß es. Und dann, wenn man verheiratet ist, dann darf man. Deshalb muß man warten. In der Kirche vor dem Altar stehen und das Jawort geben, sonst begeht man eine Sünde.

Ich habe noch nie eine Frau geküßt. Man darf eine Frau nicht küssen, solange man nicht mit ihr verheiratet ist.

J.L.

Und jetzt bilden ihre Gesichter im Schatten rund um das Feuer einen vollkommenen Kreis. Sie alle sind mir nun vertraut, sie haben für mich Gestalt angenommen, und doch sind alle Männer, jeder einer der Männer, die ich gekannt habe, gestreichelt habe, gehabt habe. Mich aber hat kein einziger je gehabt, und es gab genug, die es versucht haben.

Ich weiß es, ich gebe es zu, ich gestehe, ich bin nur zu gut geliebt worden, und ich habe mich kaum für meine eigene mangelnde Sinnlichkeit geschämt, wenn mein passiver Körper zwar die Berührungen duldet, sich aber nur für mich selbst bewegt, nicht für den anderen. Oh, ich habe auch Liebe zurückgegeben, aber niemals ganz bis zum Äußersten meiner Möglichkeiten. Ein Rest von Verlangen bleibt immer zurück. Obwohl es kein Wettbewerb sein sollte, stelle ich Vergleiche an. Zwischen ihren Bewegungen, ihren Händen, ihrer Anmaßung, ihren Reaktionen und meinen eigenen.

Ich habe manchmal daran gedacht, eine Liste aller Männer aufzustellen, die mit mir geschlafen haben, die sich über mir abgemüht haben, von vornherein immer mit dem Anspruch, mich so zu erregen, wie es noch keinem vor ihnen gelungen ist. Ich könnte zwar Einzelheiten aufzählen, aber nie alle ihre Gesichter nebeneinander stellen. Kein Gesicht ist mir deutlich im Gedächtnis geblieben, nur Umrisse, die wieder zu Schatten zerfließen, wenn ich genauer hinsehe.

An bestimmte Körperteile erinnere ich mich schon.

Nein, nicht an ihre Schwänze, auch wenn ich sie lange genug angestarrt habe in meinem Versuch, das männliche Zepter zu begreifen. Es sind ihre Füße, die mich immer wieder in Erstaunen versetzen, an ihre Füße erinnere ich mich. Nicht gerade ein Gegenstand von erotischem Interesse, und doch genauso charakteristisch für einen Mann wie seine Unterschrift. Wenn ich einem Mann gegenüber Zärtlichkeit empfinde, dann wegen seiner Füße. Es gibt unendlich viele verschiedene Arten: schmale zierliche Füße, krummgewachsene Spreizfüße, breite tüchtige Füße, schnelle intelligente Füße, ordentliche und peinlich genaue Füße, wütend tretende Füße, mathematisch-nachdenkliche Füße, glatte Füße und Füße mit Zehen, auf denen kleine Flaumhaare wachsen, Kinderschreck-Füße, sorglose lachende Füße, graphische Rechenschieber-Füße, skrupellose Draufgänger-Füße, Papier-und-Bleistift-Füße, Leidendes-Opfer-Füße, Logische-Philosophie-Füße, Telefonbuch-Füße, Chefetagen-Toiletten-Füße, Einwanderer-der-es-weit-gebracht-hat-Füße, stolze anmaßende Füße, Füße in Sandalen und Skistiefeln und derben Tretern und feinen Halbschuhen und Galoschen und Fußballschuhen und Wanderstiefeln.

Manche von ihnen wollten sogar mit mir schlafen, ohne sich vorher die Socken auszuziehen. Wer war es doch gleich, dieser berühmte Indianer, der auf dem Steckbrief als ‚mit kleinen, hübschen Füßen‘ beschrieben wurde? Ah ja, Almighty Voice. Vielleicht war er deswegen als so guter Liebhaber bekannt. Wenn ich mir die Füße eines Mannes ansehe, dann weiß ich schon, wie er im Bett sein wird. Und wenn ein Mann nicht will, daß man seine Füße anfaßt, hat er Angst vor Frauen.

THOMPSON

Es war ihre Idee, daß wir abends ein Feuer anzünden. Wir legen den Müll, der sich tagsüber angesammelt hat, auf einen Haufen und werfen alles Kleinholz und Gestrüpp darüber, das wir finden können, und dann lassen wir es herunterbrennen. Es ist etwas anderes, als drinnen im Kochzelt zu sitzen, hier sind wir ein Kreis gegen die Dunkelheit, gegen die Wölfe, die lautlos um unser Camp schleichen. Es gibt hier Wölfe, weiter unten im Tal, wo schon Bäume wachsen. Einmal habe ich welche gesehen, als ich gerade einen Hang gequert habe, es waren vier, die mir langsam folgten und mich mit einer leidenschaftslosen Neugier beobachteten. Sie sind muskulös und sehr groß, ich kann es mir schon vorstellen, wie sie beim Gähnen mit dem einen Kiefer den Himmel und mit dem anderen die Erde berühren. Die Tiere sind dieses Jahr sonderbar scheu gewesen, haben sich für unser Camp gar nicht interessiert. Abgesehen von J.L.s Unterhaltung mit der Grizzlybärin haben sie uns in Ruhe gelassen, keine Bären, die unseren Müll durchwühlen, keine Mäuse, sogar die Erdhörnchen huschen immer rasch davon. Es ist fast so, als würden sie sofort wegrennen, wenn sie uns sehen, als hätte sie jemand vor uns gewarnt. Vielleicht sind sie durch den Erdbeben argwöhnisch geworden, sie spüren die Gefahr darin.

Der Sommer ist halb vorbei, wir sind jetzt eine richtige Mannschaft, wir kennen die Gewohnheiten und die Gedanken der anderen, wir sind eine Einheit. Die Arbeit geht gut voran. Mackenzie und ich erkunden das Gelän-

de in einiger Entfernung. Jerome wird bald mit der elektromagnetischen Analyse fertig sein; dann ist der gesamte Claim untersucht worden.

Ich sitze auf dem schwammigen Moos, die Flammen huschen über mein Gesicht, und ich spüre wieder diese Stille, in der die Zeit den Atem anhält. Auf der anderen Seite des Feuers die Umrise von J.L.s Hut, einen Augenblick lang leuchtet ihr Gesicht weiß auf und verschwindet dann wieder im Schatten. Nach dem Erdbeben ist sie irgendwie unser Mittelpunkt geworden, wir alle kreisen um sie. Wir haben zwar unsere Arbeit, aber das ist nur das, was wir tun. Unser Leben konzentriert sich auf sie: Und sie steht ruhig in der Mitte, hat keine Angst davor, unsere Gedanken auf uns selbst zurückzulenken.

Wir betrachten sie, als hätte sie die Kraft, uns zu verwandeln. Etwas in ihr löst in einem den Wunsch aus, ihr alles zu sagen, ihr sein Herz auszuschütten. Sie hört scheinbar nie zu, aber sie nimmt alles auf, sie absorbiert uns durch ihre Haut, durch ihre Fingerspitzen. Obwohl sie immer nur kocht und rührt und brät und bäckt.

Jetzt, rund um das Feuer, sind wir alle eine Stimme, die sich hebt und senkt, eine Gruppe von Männern im Einklang mit dem schmalen Schatten einer Frau, die einen Zauberspruch ersinnt. Katie vermisse ich immer noch, aber die Erinnerung an sie ist nicht mehr so deutlich, sie ist eher ein Bild, in dem ich sie in einer ihrer Tanzfiguren festgehalten vor mir sehe. Ich mache ihre Briefe auf und lese die runde, kindliche Handschrift, und obwohl ich Sehnsucht nach ihr habe, ist sie für mich weit entfernt. So geht es mir jeden Sommer. Wenn ich wieder zurückkomme und sie vor mir sehe, bin ich jedesmal erstaunt darüber, wie wirklich sie ist. Ich möchte J.L. von ihr erzählen, möchte wissen, ob ich ihr mehr Gestalt

verleihen kann, wenn ich über sie spreche. Aber ich habe Angst davor; es kommt mir vor, als würde ich sie damit beleidigen.

MACKENZIE

„Sex“, sagt Cap eines Abends. Das sieht ihm ähnlich, dieses Thema zur Sprache zu bringen.

„Was ist mit dem Sex?“ fragt ihn Hearne.

„Er fehlt. Alles andere haben wir hier. Ein prasselndes Feuer, Berge, den Mond, die freie Natur. Alles fürchterlich romantisch, außer daß es keinen Sex gibt.“

„Deswegen kommt man ja auch nicht hierher“, sagt Thompson gedämpft.

„Nun ja“, Franklin verlagert sein Gewicht auf den anderen Ellenbogen, „wenn man anfängt, den Bärinnen nachzupfeifen . . .“

„Erdhörnchen lassen sich leichter einfangen.“

„Dabei fällt mir der Witz mit dem australischen Schafzüchter ein“, sagt Cap. „Der war so einsam, daß er sich schließlich etwas mit einem Schaf angefangen hat — und seine Freunde haben ihn alle ausgelacht, weil er sich nämlich das allerhäßlichste ausgesucht hat.“

Alle kichern, nur J.L. räuspert sich und sagt leise: „Somwas ist schon passiert.“

Augenblicklich verstummen wir und brennen darauf, ihr zuzuhören.

„Das ist nämlich eine uralte Geschichte“, sagt sie. „Du bist gar nicht so originell, Cap.“

Sekundenlang warten wir, gefangen in einer Pause, die den Kreis unseres Feuers zögernd umschließt. Und dann ihre leise Stimme, die Stimme einer Erzählerin.

„Zeus verliebte sich einst in ein sehr schönes junges Mädchen namens Io. Hera, die Frau des Zeus, war je-

doch eifersüchtig wegen seiner vielen Liebschaften und überwachte ihn deshalb genau. Eines Tages, als er gerade mit Io flirtete, spürte seine Frau ihm nach. Um nun den Unschuldigen zu spielen, verwandelte Zeus Io in eine Kuh. Hera aber wußte genau, daß Zeus unmöglich soviel Interesse an einer einfachen Kuh haben konnte, und verlangte, daß er sie ihr zum Geschenk mache. Was sollte Zeus nun tun? Schlug er ihr den Wunsch ab, so würde sie merken, daß ihm diese Kuh etwas bedeutete, und er war also gezwungen, seiner eifersüchtigen Gattin die Geliebte zu überlassen.

Hera aber beauftragte Argus, Io mit seinen hundert Augen zu bewachen, worauf Zeus den Hermes sandte, um Argus schläfrig zu machen und dann zu töten. Darauf schickte Hera eine Fliege, die Io quälen sollte, denn sie wußte, daß dies keine gewöhnliche Kuh war, die ihr Gatte so faszinierend fand.

Arme Io. Stellt euch vor, erst eine schöne junge Frau zu sein und dann plötzlich in eine Kuh verwandelt zu werden, sich auf einmal als behaartes und behuftes und gehörntes Tier zu fühlen, nur wegen der zügellosen Begierde eines Gottes. In ihrer Tiergestalt hat sie wahrscheinlich geklagt, sie hat sicherlich in ihrem Groll gemutet und ausgeschlagen. Und erst als Hera dem Zeus das Versprechen abgenommen hatte, sich in Zukunft nie wieder mit Io abzugeben, konnte sie wieder ihre menschliche Gestalt zurückerlangen. Als das geschehen war, mußte Zeus sein Versprechen halten. Ironischerweise durfte er sie nur lieben, solange sie eine Kuh war.“

„Und dann“, fährt J.L. fort, „gab es diesen Schriftsteller, der eine sehr merkwürdige und schwer zu verstehende Geschichte geschrieben hat, über einen Mann, der ebenfalls in eine Kuh verliebt war.“

Jeromes mißbilligendes Grunzen hört sofort wieder

auf, als hätte ihm jemand einen Ellenbogen in die Rippen gestoßen.

„Er liebte diese Kuh bis zum Wahnsinn, er hatte nur Augen für sie, er folgte ihr überall hin, und schließlich — es war nämlich nicht seine Kuh — stahl er sie. Die Leute glaubten, der Mann sei schwachsinnig, aber wenn er auch nicht ordentlich sprechen konnte, so trug er doch eine ungeheuer große Liebe in sich. Er liebte diese Kuh mehr als alles auf der Welt. Und als er endlich einen Stall für sie gefunden hatte, schlief er mit ihr. Was hätte er sonst tun sollen? Wie hätte er ihr sonst seine Liebe beweisen können? Sie ließ es zu.

Die Schwierigkeiten machten nur die anderen Leute. Sie waren empört oder lachten ihn aus, sie beobachteten ihn und verlangten Eintrittsgeld von jedem, der ihn und seine Kuh sehen wollte. Und um sich selbst und ihren Ruf zu retten, schlachteten sie schließlich die Kuh und gaben dem Mann ein Stück ihres Fleisches zu essen, da sie glaubten, so könnte er von seiner vernunftwidrigen und verhängnisvollen Zuneigung geheilt werden. Einige von ihnen machten natürlich einen ordentlichen Profit bei der ganzen Sache.“

Rund um das Feuer herrscht vollkommene Stille, die Männer sitzen alle etwas vorgebeugt, fühlen sich in einen Zauberkreis hineingezogen, der ihren bisherigen Vorstellungen völlig fremd war. J.L. spricht so, als wären die anderen gar nicht da, als würde sie nur sich selbst eine wohlbekannte Geschichte noch einmal erzählen.

„Und dann gibt es noch die Schriftstellerin, die eine sehr merkwürdige und wunderschöne Geschichte über eine Frau geschrieben hat, die in einen Bären verliebt war. Dieser Bär war zwar gezähmt, aber er war doch ein Bär, ein großes, pelziges Tier. Er liebte die Frau ebenfalls, er leckte sie so gekonnt und so phantastisch, daß er

sie auf eine Weise befriedigte, wie sie von einem Mann noch nie befriedigt worden war. Aber er war natürlich trotz allem ein Tier, und wenn sie das einmal vergaß, erinnerte er sie daran. Sonderbarerweise wurde sie durch ihre Liebe zu ihm rein und gut. Und diese Liebe wurde weder enttäuscht noch von außen zerstört, sondern sie wurde zur rechten Zeit und am rechten Ort erfüllt, während sowohl der Bär als auch die Frau ihr Leben weiterführen konnten.“

Die Männer sind wie hypnotisiert, zu Statuen erstarrt im Widerschein der züngelnden Flammen des Lagerfeuers. Die Stille, die folgt, ist lang und durchdringend.

„Und das ist eine bessere Geschichte als deine über den Schafzüchter“, sagt sie.

„Wow“, Thompson atmet tief. „Wie sind wir eigentlich darauf gekommen?“

„Sex“, sagt Cap. Er hat kein Wort begriffen.

THOMPSON

Danach sind alle still, sie hat sie völlig zum Verstummen gebracht. Das Feuer zischt und knistert, sinkt langsam in die Glut. Einer nach dem anderen macht sich davon, gähnt ausführlich, streckt sich und sagt: „Na, ich werde dann mal schlafen gehen.“ Bis nur noch wir beide am Feuer sitzen, nicht dicht beieinander, zwischen uns ist ein kleiner Mooshügel, aber doch miteinander. Sonst ist sie immer die erste, die in ihr Zelt geht, heute aber starrt sie versonnen in die Flammen, als wäre sie immer noch in der Handlung ihrer Geschichte.

Schließlich seufzt sie und sagt: „Ich hab wohl ein bißchen übertrieben. Sollte nicht versuchen, die Leute zu ändern.“

„Ach was“, sage ich, „es war eine schöne Geschichte. Aber du mußt in Kauf nehmen, daß sie sich ein bißchen vor dir fürchten, du durchschaust sie so leicht.“

„Warum fürchten?“ fragt sie.

„Natürlich fürchten sie sich. Frauen sind so rätselhaft und unerklärlich. Erst kochst du diese phantastischen Gerichte und bist bei allem, was du tust, so ruhig, so beherrscht. Und dann erzählst du so eine Geschichte!“

„Thompson, fürchtest du dich vor mir?“

Ich lache. „Nur ab und zu. He, einen letzten Schluck?“

„Klar. Warum eigentlich nicht.“

Ich rücke näher zu ihr, gebe ihr die Whiskyflasche. Sie kippt sie, nimmt einen Schluck und gibt sie mir zurück.

„Weißt du“, sage ich, „du bist für uns sehr gut gewe-

sen. Ich war schon einmal in einem Camp mit einer Frau, aber die war Geologin und hatte sich fest in den Kopf gesetzt, uns zu beweisen, daß sie ebenso wie ein Mann arbeiten konnte, dabei ist sie aber dann zu weit gegangen.“

J.L. murr. „Jaja, wie wir es auch machen, es ist immer falsch.“

„Ich weiß ja, es muß sehr schwer für sie gewesen sein. Aber sie war verkrampft, konnte sich nie entspannen. Sie war so darauf bedacht, uns ihre Tüchtigkeit zu zeigen, daß sie gar nicht richtig menschlich gewirkt hat.“

„Und was ist mit meiner Tüchtigkeit?“

„Hat sich denn irgend jemand über dein Essen beschwert?“

„Nur Jerome.“

„Der zählt nicht. Wenn die anderen sich nicht beschweren, dann sind sie zufrieden. Du kriegst den Job als Koch im nächsten Sommer wahrscheinlich wieder.“

„Glaubst du, Mackenzie wird weitermachen?“ fragt sie.

„Mit der Arbeit im Gelände? Natürlich. Das ist doch sein Leben.“ Ich sehe ihr ins Gesicht. „Warum fragst du?“

„Ich weiß nicht. Ich habe so ein Gefühl.“

„Er scheint jetzt zuversichtlicher zu sein. Am Anfang des Sommers war er unglücklich, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er mit der Geologie aufhört.“

„Weswegen macht ihr das eigentlich?“

Ich lasse mir mit meiner Antwort Zeit. „Die Einöde. In Gegenden zu gehen, wo noch nie ein Mensch gewesen ist. Die Chance, eine Mine zu finden.“ Ich zeige auf das Lagerfeuer. „Und das hier.“

„Ist das genug?“

Ich zuckte zusammen, sie hat etwas berührt, vor dem

ich mich immer gedrückt habe, die Felsen und die Berge und Katie und mein eigenes Leben alles in einem, und dann, ganz plötzlich, lehne ich mich zu ihr herüber und erzähle alles: Katie, wie sie tanzt, Katie, die mich braucht, Katie, Katie, Katie, und daß ich die Berge und die Felsen behalten will, aber Angst davor habe, daß ich Katie verliere, oder daß ich zwischen ihr und meiner Arbeit wählen muß, sollte ich sie heiraten, sollte ich versuchen, sie mitzunehmen, sollte ich darauf gefaßt sein, sie einmal zu verlieren? Irgendwann in meinem Gestammel hat sie einen Arm um meine Schultern gelegt, sie hält mich und hört mir ruhig zu, ihr regungsloses Gesicht spiegelt das letzte Aufflackern des Feuers wider.

Als ich aufgehört habe, fühle ich, daß ich etwas losgeworden bin, all die hoffnungslos ineinander verknoteten Widersprüche der Dinge, die ich will.

„Wie lange seid ihr schon zusammen?“ J.L.s Stimme ist dicht an meinem Ohr.

„Ich hab sie vor sieben Jahren getroffen. In den letzten fünf Jahren haben wir die meiste Zeit zusammengelebt.“

Sie nickt. „Und wenn du im Herbst wieder nach Hause gehst, versuchst du dann, die Wildnis hier mitzunehmen?“

„Wie meinst du das?“

„Na, versuchst du, den Berg in deiner Packtasche unterzubringen?“

Ich lache. „Meinst du das wörtlich? Natürlich nicht. Ich nehme zwar genügend Gesteinsproben mit, aber den ganzen Berg werde ich ja wohl kaum einpacken können.“

„Weil es nämlich nicht geht, stimmt's? Und ebenso wenig kannst du deine Freundin hierher in den Norden mitnehmen.“

„Aber wenn ich mir nur sicher sein könnte, daß sie bei mir bleibt. Ich habe sie immer wieder gefragt, aber sie will nicht heiraten.“

„Würdest du dich denn dann besser fühlen?“

„Ja, sicher. Wenigstens wüßte ich dann, daß sie mir gehört.“

Sie sagt lange Zeit gar nichts. Hinter ihr kann ich die scharfen Kanten und die übereinander getürmten Umrisse der Felsbrocken vom Erdrutsch erkennen. Dann endlich läßt sie einen Seufzer los und sagt: „Thompson, ich weiß, du wirst mir nicht glauben, aber du könntest sie hundertmal heiraten und sie würde dir doch niemals gehören.“

„Aber wenn ich nur wüßte, daß sie . . .“

„Warum mußt du das so genau wissen? Hast du denn von dem Erdrutsch im voraus gewußt? Und bist du daran gestorben?“

Ich weiß nicht, worauf sie hinaus will. „Nein.“

„Etwas zu wissen, macht überhaupt keinen Unterschied, denn man weiß etwas nur in der allerersten Sekunde, in der einem klar wird, daß man es weiß, und danach ist das Wissen nur noch eine Erinnerung an das Wissen. Die Dinge ändern sich. Sei glücklich mit ihr, wenn du mit ihr zusammen bist, und sei glücklich mit den Bergen, wenn du hier bist.“

Etwas hämmert in meinem Kopf, als hätte sie mir genau die Antwort gegeben, der ich immer ausgewichen bin. „Aber wie kann ich damit leben, von einem Tag zum anderen nicht zu wissen, ob sie noch da sein wird, wenn ich zurückkomme?“

„Frag Mackenzie“, sagt sie.

„Was?“

„Den hat seine Frau verlassen. Er hat alle Eigenschaften eines Mannes, der immer geglaubt hat, seine Frau

würde da sein, wenn er zurückkommt. Und eines Tages war sie es nicht.“

„Woher weißt du das?“

Sie zuckt die Achseln. „Er hat Lehrgeld zahlen müssen. Wenn du nicht von vornherein erwartest, daß du Katie behalten kannst, dann wirst du immer glücklich sein, wenn sie bei dir bleibt.“

Ich setze mich auf und starre sie an. „Also genauso weitermachen wie bisher?“

Sie sieht mir direkt in die Augen, ich erkenne die Umrisse ihres blassen Gesichts. „Warum nicht?“

„Liebst du jemanden?“ frage ich sie noch.

Sie lacht und steht auf, beugt und streckt ihre Beine, die vom langen Sitzen ganz steif geworden sind. „Ich liebe jemanden, der wunderschön singt“, sagt sie, schraubt den Verschuß auf die Whiskyflasche und reicht sie dann mir. „Hier. Zeit zum Schlafengehen.“

Und wenn sie dann weg sind, lasse ich mir eine Wanne mit heißem Wasser vollaufen, so heiß wie es nur geht, und streife ihre Spuren von mir ab, spüle den Schweiß, den Speichel von mir herunter, den sie mir in die Haut gerieben haben. Nur ihr Geruch haftet mir immer noch an. Auch wenn ich mich einweiche und abseife, kann ich sie manchmal noch drei Tage später riechen, diesen schweren, klebrigen Geruch ihres geflüsterten Geschlechtsverkehrs, den sie bei mir zurücklassen.

Darin sind sie Meister, sie liegen auf mir und lassen ihre Lügen in mein Ohr strömen, die nur Vorwand für das Rein-raus-rein-raus ihrer Schwänze sind. Und wenn ich mich einmal dazu überwinde, in ein Gesicht zu sehen, sie wirklich einmal anzublicken, dann bin ich nur entsetzt und angewidert von der Leere, von der Abwesenheit, die ich darin lesen muß. Sie spüren mich nicht, denken gar nicht an mich, wenn sie sich über mir abmühen. Ich bin irgendeine Frau oder jede Frau, die sie da umarmen, ihr Gesichtsausdruck ist so abwesend und nach innen gekehrt, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden. In diesen Augenblicken möchte ich sie aus ihrer Selbstzufriedenheit aufschrecken, ihre Blindheit und ihre Anmaßung auslöschen, sie in den Boden schlagen.

Und schließlich bestätigen die Ausnahmen doch wieder die Regel. Es gab ein oder zwei Männer, die mich, J.L., den Menschen in meinem Körper gesehen haben; und an sie versuche ich mich auch zu erinnern, an die, die mich auf der Schwelle zwischen Licht und Schatten

in ihren Armen gehalten haben, mit denen ich über diesem schaurig schönen Abgrund zwischen zwei Bewegungen schweben konnte. Für sie konnte ich kommen und kommen. Bei diesen Männern war ich erregt, weil sie mich als eine eigene Persönlichkeit anerkannt haben, weil sie Furchtlosigkeit zeigten. Aber auch sie waren vorübergehend, verschwanden nur allzu rasch. Namenlos jetzt, in der Unzahl der anderen.

MILTON

Ich habe gesagt, ich würde nie ein Mädchen küssen, es sei denn . . . Ich habe gesagt, ich würde es nicht tun. Mädchen lachen immer, und beim Gehen drückt ihnen der Wind den Rock gegen den Körper. Und sie reden, ihre Stimmen heben und senken sich, mal ein kaum hörbares Flüstern, mal wieder ganz schrill. Ihre Haut, wenn man sie anfassen könnte, ist wie Gras, sie rutscht unter den Fingern weg.

Versteckspielen zwischen den Heuschobern, in der wirbelnden Weizenspreu, Rascheln im Dunkeln und davonrennende Schritte.

„Achtzehn, neunzehn, zwanzig . . . ich komme.“

Wenn man nach oben auf den hellen Spalt im Dach sieht, ist die Dunkelheit nicht mehr so schwarz. Ich bücke mich, um zu sehen, ob sie sich unter dem Heuwagen versteckt haben, da bemerke ich aus dem rechten Augenwinkel etwas schimmern, und sofort renne ich ihr nach, den Zöpfen und Röcken und Ellenbogen und aufgeschrammten Knien, die vor mir herfliegen. Eine Sekunde lang fühle ich den gestärkten Stoff ihres Kleides mit den Fingerspitzen, und dann schlägt sie mit der Faust an das Scheunentor und schreit: „Erlöst!“ Und dreht sich keuchend zu mir um, ihre Lippen ein wenig über den glänzenden weißen Zähnen geschürzt. Ich will sie schlagen, Mädchen dürfen eigentlich nicht rennen, deswegen tragen sie ja Röcke. Sie schummelt, sie rafft sie zusammen und rollt sie unter der Hüfte ein, wenn ich es ihrer Mutter erzählen würde, dann bekäme sie die Rute

zu spüren. Aber ich weiß nicht recht, wie ich über Röcke reden soll.

Auf einmal möchte ich sie küssen, ich möchte mein verschwitztes Gesicht an ihres pressen, ich möchte ihre Zähne unter meinen feuchten Lippen fühlen. Ich starre auf diese Zähne, feucht und geöffnet, ihre Zunge dahinter, bis sie zu lachen anfängt und ein letztes Mal mit der flachen Hand an das Scheunentor klatscht, an mir vorbeischlüpft. „Erlöst.“

Damals wußte ich, daß ich eine Sünde begangen hatte, indem ich es wollte. Und am nächsten Sonntag, als wir auf dem Boden knieten, die Ellenbogen auf die Kirchenbank gestützt, habe ich deswegen darum gebetet, daß ich vom Übel erlöst werde, und ich habe das Gelübde abgelegt, kein Mädchen mehr zu küssen, ich würde nie ein Mädchen küssen, es sei denn, ich meinte es wirklich ernst.

IVAN

Neuerdings fliegt sie oft bei mir mit. Fast jeden Tag. Wenn ich im Hubschrauber genug Platz habe, sage ich ihr Bescheid. Von selbst würde sie mich nie fragen. Aber ich muß nur sagen: „Willst du mitfliegen?“ und ihr Gesicht leuchtet auf, sie läßt alles stehen und liegen und ist in einer Sekunde startbereit. Auf dem Flug stellt sie die ganze Zeit Fragen. Wie ein Hubschrauber funktioniert. Was er kann. Sie fängt an, die Instrumententafel zu lernen, und bald weiß sie genau, was man wofür braucht. Aber als ich sie frage, ob sie selbst mal den Steuerknüppel übernehmen will, schüttelt sie den Kopf. „Nein.“

Manchmal redet sie auch nichts, sitzt nur neben mir, während wir über den Bergen auf und nieder schweben. Sie legt eine Kassette ein, und dann dröhnt und kracht die Musik in unseren Ohren und übertönt die leiseren Vibrationen der Maschine. Das gefällt ihr unheimlich gut. Sie schließt dabei immer die Augen, hört nur zu und fliegt durch die Luft.

Die Mannschaft hat es gern, wenn sie mitfliegt. Sie hat immer irgendwas Gutes in den Taschen. Äpfel, Rosinen, Nüsse. Oder sie hat einen Scherz auf Lager. Ich glaube, sie denkt sie sich selbst aus, diese Geschichten. Aber den Männern gefällt's. Einmal hat sie eine verrückte umgedichtete Version von der Prinzessin auf der Erbse erzählt, an der sich Thompson und Mackenzie auf der Rückbank beinahe totgelacht haben. Jerome zog nur ein saures Gesicht.

Sie arbeiten jetzt in einiger Entfernung vom Camp. Es

sind nur noch etwa sechs Wochen, und ich glaube, sie haben noch nicht viel gefunden bis jetzt. Mackenzie meint, das Uranvorkommen hier lohnt sich nicht, und daß er mit Leichtigkeit etwas Besseres finden könnte. Jerome ist der Ansicht, daß in dem Vorkommen noch ungeahnte Möglichkeiten stecken und daß Mackenzie nie im Leben etwas Besseres finden würde.

Ich habe sie gern mit dabei. Ich fühle mich dann sicherer. Sie bringt Glück. Wenn sie mit mir in der Maschine sitzt, dann kriege ich nie das Gefühl von Panik, bekomme nie diese Angst, daß die ganze Maschine mir plötzlich explodieren könnte. Denn genau das bringen sie einem in der Pilotenschule eben nicht bei: Wie man lernt, die Angst vor dem verhängnisvollen Fehler zu verlieren, den man eines Tages bestimmt machen wird.

MACKENZIE

Eines Tages finden wir etwas. Thompson und ich bemerken die kleinen Einschüsse aus Arsenopyrit in den Quarzadern zur selben Zeit. Wir sagen nichts, aber wir schlagen jeden Felsen mit dem Hammer auseinander und nehmen genügend Proben mit, um jede Möglichkeit eines Irrtums auszuschließen. Das Gestein hat einen grau-metallischen Glanz, und wenn ich es mit Speichel befeuchte, dann reflektiert es die Sonnenstrahlen.

Es wird für uns ein langer Tag voller sorgfältiger Arbeit, wir klettern Stück für Stück den Abhang hoch. Keiner von uns spricht viel. Am besten sagt man gar nichts, bis man absolute Gewißheit hat. Mehr als die Proben zur Analyse einschicken können wir ja nicht machen, einpacken und mit Etiketten versehen und auf die Ergebnisse warten. Früher bin ich beim Warten ungeduldig geworden, wenn ich genau wußte, daß ich einen guten Fund gemacht hatte. Diesmal aber denke ich mir, daß es uns schon nicht davonlaufen wird.

Thompson ist allerdings sehr aufgeregt. „Und was meinst du dazu?“ fragt er mich, während wir darauf warten, daß uns der Hubschrauber abholt.

Ich zucke die Achseln. „Bei so feinkörnigem Gestein kann man das nicht so genau sagen.“

„Es sieht ganz gut aus“, sagt er zögernd.

„Ist mir schon oft passiert, daß etwas ganz gut ausgesehen hat, und dann hat sich herausgestellt, daß es gar nicht so gut war. Wie zum Beispiel das Uranvorkommen

hier. Sicher, da gibt es wirklich Uran im Gestein. Aber nicht genug und nicht hochwertig genug.“

„Aber Mackenzie, was wäre, wenn . . .“

„Abwarten, abwarten. Greif den Dingen nicht vor.“

Er starrt ins Tal hinunter, die Augen zum Schutz gegen die Sonne zusammengekniffen. Ich kann beinahe schon sehen, welche Phantasiegedanken in seinem Kopf herumspuken.

„He, haben wir eigentlich ein paar gute, scharfe Äxte? Du kannst dir ja mal ein paar von den Männern nehmen und mit ihnen Pfosten zurechtmachen.“ Das ist zwar die einzige Genugtuung, die ich ihm vorerst geben werde, aber es reicht, um ihn vor Freude strahlen zu lassen. Es gibt eben doch nichts Aufregenderes als die Hektik beim Abstecken eines Claims.

Sogar ich bekomme immer noch dieses Kribbeln, wenn ich ein Gelände, von dem ich genau weiß, daß es enorm vielversprechend ist, mit Claimpfosten abstecke, wenn ich die Markierungsetiketten an die beiden Pfosten nagle, so daß jeder erkennen kann, daß es meins ist, daß ich's geschafft habe.

Ein kleines Vorkommen wäre jetzt gar nicht so schlecht.

Jerome wird in die Luft gehen. Er hat sich darauf versteift, die Arbeit am ursprünglichen Claim unbedingt weiterzumachen; und er ist immer noch davon überzeugt, daß die Suche nach Uran hier die besten Erfolgsaussichten hat. Und damit könnte er ja auch recht haben. Es gibt hier schließlich Uran. Und er steckt auch genügend Arbeit hinein.

Wie ich hier so warte, mit dem Rücken gegen einen Felsen gelehnt, damit ich meine Schultern von dem schweren Rucksack voller Steine entlaste, fühle ich plötzlich, daß noch eine andere Last von mir abfällt, als wäre

ein Siegel aufgebrochen, das in letzter Zeit über meinem Leben gelegen hat. Ich kann wieder glücklich sein. Der Himmel, die Felsen, die Berge, vielleicht sogar eine Mine. Janice ist weg. Die Frage nach dem Warum stelle ich mir zwar immer noch, aber ihr Fortgehen ist endlich abgeschlossen.

Dann nähert sich der Hubschrauber, ein leises Dröhnen in der Ferne, das anschwillt, als die Maschine über dem Kamm hinter uns auftaucht und langsam niedersinkt, um in der Nähe auf einer ebenen Stelle des Bodens aufzusetzen. Thompson und ich halten unsere Hüte fest, wir rennen geduckt zum Hubschrauber hinüber. J.L. sitzt vorne auf dem Sitz neben Ivan.

„Hallo“, sagt sie über unsere Kopfhörer, als wir wieder in der Luft sind, „ihr habt wohl eine Goldmine oder so was Ähnliches gefunden, was?“

Wir blicken einander fragend an.

„Wie kommst du denn darauf?“ fragt Thompson.

„Na, weil ihr alle beide strahlt wie die Honigkuchenpferde.“

„Ach Quatsch, das bildest du dir bloß ein.“ Und er zieht ihr den Hut über die Augen.

THOMPSON

Seitdem ich ihr alles über Katie und mich erzählt habe, fühle ich mich sonderbar erleichtert und entspannt. Sie behandelt mich nicht anders als vorher, erwähnt die Geschichte auch nicht mehr. Ich mag sie jeden Tag lieber. Sie ist so ein Mensch, den man gern beobachtet, sie bewegt sich zwischen uns wie ein silberner Fisch, und wir Männer folgen ihr alle in ihrem Kielwasser.

Jeder von uns ist guter Laune, bis auf Jerome. Er ist noch verbissener und entschlossener als am Anfang, aber was er im Schilde führt, weiß ich nicht. Der Mann ist mir einfach ein Rätsel. Er will anscheinend immer alles anders machen als der Rest der Mannschaft, es muß unbedingt immer genau das Gegenteil sein. Vielleicht liegt es an den Claims, aber er hat eine Laune wie eine gereizte Schlange. Ich warte nur darauf, daß er völlig überschnappt, er kann jeden Tag vor Wut explodieren. Armer Hudson. Hoffentlich läßt er es nicht an ihm aus.

Demnächst müßten die großen Bosse auf ihrer alljährlichen Inspektionstour hier durchkommen. Ich hoffe nur, Jerome hat für diese Gelegenheit nicht irgendeine Gemeinheit auf Lager. Obwohl ich glaube, daß Mackenzie auch damit fertig wird, er ist schon so lange bei der Firma, daß er vor den Bonzen keine Angst hat. Hoffentlich können wir ihnen auch etwas vorweisen — wenn nur die Analyse unserer Proben ein gutes Ergebnis bringt. Gold. Ich wage das Wort kaum zu flüstern.

Komisch, daß J.L. gleich das Richtige vermutet hat. Jeden Abend gehe ich jetzt vor dem Schlafengehen bei

ihrem Zelt vorbei und unterhalte mich eine Weile mit ihr, setze mich auf ihr Feldbett, und wir trinken noch einen letzten Whisky, um den Tag würdig abzuschließen. Erst habe ich es gar nicht bemerkt, aber auf dem Boden ihres Zelts liegt überall Moos zum Trocknen ausgebreitet.

„Ein rollender Stein bist du also nicht“, sage ich.

„Wieso?“

Ich zeige auf den Boden. „Na, du kennst doch die Redensart: Ein rollender Stein setzt kein Moos an.“

„Ach so“, lacht sie, „ich mag den Geruch davon sehr gern. Stechend und süß. Ganz anders als alles, was ich je gerochen habe. Schon das Tundramoos war es wert, daß ich diesen Sommer hier oben verbracht habe.“

„Die Männer nicht?“ sage ich scherzhaft.

„Na ja, ein paar von ihnen. Den Erdrutsch fand ich auch gut. Und die Bärin. Und dann finde ich es noch gut, im Jet Ranger über die Berge zu fliegen.“ Sie steht auf und gibt mir die Flasche zurück. „Geh jetzt ins Bett, Thompson. Ich muß morgen früh um sechs auf der Rolle sein und Toast mit Rührei für alle machen.“

CAP

Es ist unmöglich, sie zu begreifen. Sie ist genauso freundlich zu mir wie immer, aber sie gibt mir trotzdem nicht die geringste Chance. Ivan fliegt sie fast jeden Tag mit dem Hubschrauber in der Gegend rum. Ich möchte wissen, ob sie irgendwo landen, um es da miteinander zu treiben. Aber warum sollten sie sich diese Mühe machen, wenn es doch in einem bequemen Schlafsack genausogut geht? Außerdem hat Ivan anscheinend überhaupt kein Interesse an ihr. Ich könnte schwören, daß er in seinen Jet Ranger verliebt ist, so wie er den andauernd hegt und pflegt.

Neulich waren hundert Flugstunden vorbei, und es wurde Zeit für eine gründliche Durchuntersuchung der Maschine. Ivan hat sich standhaft geweigert, auch nur eine Minute länger zu fliegen. Keine Widerrede. Zwei Tage lang mußte die gesamte Mannschaft entweder laufen oder im Camp bleiben, weil er seinen Hubschrauber völlig auseinandernehmen mußte. Hat mich wegen allem möglichen in Mayo anrufen lassen. Naja, nicht mehr lange, und der Sommer geht langsam zu Ende. Dann kann ich zurück in die Zivilisation und dann: Frauen, Frauen und noch mal Frauen. Wenn ich das erste Mal abends ausgehe, dann suche ich mir eine mit rotblonden Haaren und langen, langen Beinen. Wer will denn schon eine blöde Camp-Köchin? Aufgepaßt, hier kommt Cap!

FRANKLIN

Der Kern ihres Wesens zeigt sich in der Farbe ihrer Aura.

Ich versuche immer noch, sie dazu zu bringen, daß sie mir zuhört. Wenn sie mich nur eine halbe Stunde lang mit ihr sprechen lassen würde, dann könnte ich sie überzeugen. Ich habe eine ganze Reihe von Gedichten für sie verfaßt, aber sie gibt mir keine Gelegenheit, sie ihr vorzulesen. Dabei weiß ich genau, daß wir etwas gemeinsam haben, etwas Unergründliches, Geistiges, und wenn ich sie nur überreden könnte, einmal mit mir zu meditieren, würde sie das auch sehen. Sie ist wie eine tragende Säule in der Mitte unseres Camps. Wir alle umkreisen sie mit schwerfälligem Gang wie unter einem Zauber. Aber sie weigert sich, uns zuzuhören, sie entwindet sich uns und nimmt nichts von uns an.

Und doch inspiriert sie mich. Wenn ich mich einmal wirklich konzentrieren will, dann ist es ihr Bild, das vor meinen geschlossenen Augen schwebt, die Umrisse ihres Gesichts und ihrer knöchigen Gestalt. Geheimnisvolle J.L.

HUDSON

Ich stehe kurz vor dem Zusammenbruch. Jerome hat eine Stinkwut im Bauch, er wird jeden Tag niederträglicher. Er erinnert mich an den alten Rasky in der Grundschule, der hat uns immer mit dem Rohrstock verprügelt, einfach weil er sich dabei gut fühlte. Natürlich hat Jerome mir die Schuld an diesem Schabernack zugeschoben. Ich hab ihm ins Gesicht gesagt, daß ich das nicht angezettelt habe, aber daß ich mitmachen mußte, sonst hätten mich die anderen einen Spielverderber genannt. Trotzdem ist er ganz schön sauer auf mich.

Und er ist verdammt beleidigend. Einmal hat mich der Mistkerl sogar getreten. War wohl der Meinung, daß ich nicht schnell genug gehe. Da konnte ich mich kaum noch beherrschen, ich war kurz davor, ihm eine reinzuhauen, aber das hätte die Sache ja nur noch schlimmer gemacht. Dafür hätte er mich wahrscheinlich rauswerfen lassen.

Mann, und die Zeit vergeht so langsam. Es ist nur noch ungefähr ein Monat, aber es kommt mir vor wie eine Ewigkeit, ich weiß nicht, ob ich es noch lange aushalte. England ist für mich so weit weg, als wäre ich dort in einem anderen Leben gewesen. Dieses Jahr fahre ich zu Weihnachten nach Hause, Papa wird mir den Flug zahlen.

Eines Nachts komme ich gerade von der Latrine zurück, als ich die Gaslampe in ihrem Zelt noch brennen sehe. Ohne auch nur zu überlegen, bleibe ich plötzlich vor ihrem Zelteingang stehen.

„J.L.?“

Sie zieht den Reißverschluß hoch. „Was ist denn?“

„Kann ich mal mit dir reden?“

Sie sieht mich einen Augenblick lang an, dann macht sie mir Platz. „Ja, sicherlich. Komm rein.“

Als ich drin bin, setze ich mich etwas unbeholfen auf den äußersten Rand ihres Bettes. Verglichen mit unserem Zelt ist ihres leer und ordentlich. Diese Sturmzelte haben für zwei kaum genug Platz, und bei uns liegen überall Stiefel und dreckige Socken und Hemden durcheinander. Milton mag ja vielleicht an Gott glauben, und an die Notwendigkeit, seinen Körper in Form zu halten, aber mit der Sauberkeit hat er's jedenfalls nicht. Er hat noch niemals seine Sachen gewaschen, er trägt sie einfach immer wieder. Hier drin riecht es entfernt nach irgendeinem Gewürz, es liegt ein Geruch in der Luft, der mir manchmal um die Nase weht, wenn ich in den Bergen bin und Jerome hinterhertrotte, aber natürlich habe ich nie Zeit dafür, einmal anzuhalten und herauszufinden, was das ist, von welcher Pflanze oder Blume dieser Duft kommt.

„Was ist los?“ sagt sie.

Sie sitzt auf dem anderen Ende des Feldbettes und näht etwas, sie näht winzigkleine Vierecke aus scharlachrotem Stoff aneinander. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, was das werden soll, aber wie ich sie so dasitzen sehe, den Kopf gebeugt und auf die Nadel in ihrer Hand konzentriert, nimmt sie für mich eine andere Gestalt an, ihr Bild ändert sich.

Ich wollte mich nur mal mit ihr unterhalten, vielleicht fühlt sie sich ja auch manchmal einsam, aber stattdessen benehme ich mich wie ein Idiot und stoße hervor: „Ach, wenn dieser Sommer nur bald vorbei wäre!“

Sie sieht nicht von ihrer Näharbeit auf. „Weswegen?“

„Wegen allem. Wegen Jerome.“ Und dann kriege ich gar nichts mehr heraus. Meine Worte bleiben mir im Hals stecken, ich halte mir den Kopf mit den Händen fest und versuche, nicht in Schluchzen auszubrechen.

„Ja“, sagt sie leise, „das stimmt, der ist wirklich ein übler Bursche. Zum Glück trifft man Typen wie ihn nicht allzu oft, sonst könnte man gleich den Glauben an die ganze Menschheit verlieren.“

„Was soll ich machen?“

„Du mußt es aushalten.“

„Er macht mich fertig. Es ist einfach furchtbar.“ Ich zupfe an den Haaren und stöhne.

„Irgendwann wird er aufhören.“

„Aber wann? Wann? Mir ist alles egal, ich will einfach weg von ihm und nach Hause fahren.“

„Heimweh macht es nicht besser, oder?“

„Hast du denn kein Heimweh?“

Sie lächelt. „Nein. Für mich war dieser Sommer sehr schön. Natürlich, ein paar Menschen fehlen mir schon sehr, aber die werde ich ja wiedersehen.“

Sie ist so ruhig, so ausgeglichen und natürlich, daß ich sie in diesem Moment am liebsten am Kragen packen und schütteln würde, damit sie auch einmal Ärger zeigt.

Aber sie spricht, die Worte fallen in die friedliche Stille ihres Zelts. „Er kann dir doch nichts tun. Er kann dich hart arbeiten lassen, aber sonst kann er dir nicht viel mehr anhaben, außer du läßt es selbst zu.“

Und da wird es mir klar, es schiebt die Nebelschwaden in meinem Kopf auseinander. Sie hat natürlich recht. Ich habe ihm erlaubt zu denken, daß ich keinen Widerstand leisten würde. Ich brauche gar nichts zu tun, ich muß ihm nur zu verstehen geben, daß ich Widerstand leisten würde. Und auch da hat sie recht, er kann mir nicht viel anhaben, außer daß er mir dieses Gefühl der

Erbärmlichkeit geben kann. Und da ich es ja bin, der sich da erbärmlich fühlt, kann ich auch etwas dagegen tun. Blitzartig verstehe ich. Ich begreife, daß der Sommer irgendwann vorbei sein wird, und wenn ich dann weggehe, werde ich gesiegt haben, werde ich ihn überdauert haben.

Sie sagt noch etwas, fast wie ein persönliches Nachwort: „Und Heimweh ist außerdem eine sehr wandelbare Empfindung. Wenn du erstmal von hier weg bist, dann wirst du vielleicht auf einmal Heimweh nach diesem Ort hier haben.“

„Ja, möglicherweise.“

Dann schweigen wir beide lange, nur ihre Nadel fiekelt immer wieder in den hell schimmernden Stoff.

„J.L.? Hast du eigentlich nie Angst?“

Sie legt das Stück Stoff beiseite und runzelt die Stirn. „Wieso sollte ich Angst haben?“ Ihre Augen sind grün und unermesslich tief, unergründlich. Dann steht sie auf, entläßt mich, zieht den Reißverschluß auf und blickt zum Himmel. „Es ist wolkenlos. Schlaf dich gut aus.“

Und das mache ich auch, ich liege ausgestreckt auf meinem durchhängenden Feldbett und schlafe einen ganz traumlosen, tiefen Schlaf.

J.L.

Ach Deborah, jetzt fängt es an. Einer nach dem anderen kommt zu mir und bläst mir seinen Pesthauch in die Ohren, versucht das Gift loszuwerden. Ich kann es ihnen nicht verübeln; die Göttin weiß, sie müssen es einfach irgend jemandem erzählen, aber wie schwer diese Worte sind. Sie zerren an mir wie Treibsand, und doch muß ich sie mir anhören, denn ich weiß, wenn ich sie abweise, dann sprechen sie sich vielleicht nie wieder aus und werden ihre einzige Gelegenheit verpaßt haben, Männer zu werden.

Arme Kinder. Ich hatte gedacht, wir Frauen müßten schwere Bündel tragen. Aber ihre sind noch um vieles schwerer, weil sie einfach nicht zugeben können, daß sie überhaupt welche zu tragen haben. Und dann kommen sie zu einer Frau und legen ihre Bündel vor sie hin, legen sie mir vor die Füße und erwarten von mir, daß ich die Reisigzweige darin ordne, das ganze Bündel schön ordentlich mache und wieder festbinde, damit sie weitermachen können mit ihrer vorherbestimmten Welt.

Männer. Ein Paradoxon, ein ganz verzwicktes Dilemma, ganze Jahrhunderte von Schlangen und Leitern. Ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Und doch gehört ihnen alles, sie haben es auf so großartige Weise geschafft, die bessere Hälfte der Welt für sich zu beanspruchen und uns ihre Arbeit zu überlassen. Dreistigkeit, damit werden sie schon geboren, sie tragen eine blinde Anmaßung in sich, die vor nichts haltmacht. Schließlich ist sie ihnen ja verliehen worden.

Und nur ein Mann kann die Dreistigkeit besitzen, sich als eine Art höheres Wesen zu betrachten, indem er einem seiner Körperteile geradezu Gottesverehrung entgegenbringt. Die Stirn des Mannes ist der Sitz seiner Klugheit und seines Wesens, das Zentrum des Denkens. Wie viele haben wir schon so in Pose gesehen, den Kopf demonstrativ auf eine Faust gestützt? Für sie ist ihr Kopf ein Tempel, sie verehren sich selbst so sehr wie wir arme Frauen es niemals gewagt haben. Verehren ihre Intelligenz, die doch um kein bißchen höher ist als die unsere (wenn sie nur endlich aufhörten, das als Gefahr zu empfinden).

Und wir Frauen, wir haben keine Tempel. Sie sind dem Erdboden gleichgemacht worden, die Bildnisse unserer Göttinnen entstellt und verstümmelt, so daß sie jetzt wie Männer aussehen. Selbst Pallas Athene haben sie vernichtet. Wo sollen wir beten, wenn man unsere Tempel gestohlen, unsere Statuen zerbrochen und zerstört hat, und wenn uns nur noch ein dumpfes Drücken ganz hinten in unseren Köpfen daran erinnert, daß auch wir einst eine Kultstätte besessen haben? Verloren und führerlos, ohne Mütter und ohne Schwestern, so wandern wir nun ziellos über die Erde, auf der Suche nach etwas, von dem wir keine Erinnerung haben können.

Liebe Deborah, entschuldige meine Nörgelei. Ich weiß, es ist letzten Endes am wichtigsten, wie wir überleben. Aber ich ertappe mich manchmal dabei, daß ich in Zorn gerate und voller Wut auf die Zeit des Friedens warte, die uns versprochen wurde. Mehr und mehr glaube ich, daß sie vielleicht nie kommen wird, wenn wir nicht selbst etwas dazu tun. Die Zeit ist für uns gekommen, den Hammer in die Hand zu nehmen und die Zeltplöcke in die Stirnen der Schläfer zu treiben. Nur so können wir jemals Frieden bekommen.

Du fehlst mir sehr, und ich hoffe, deine Lieder sind schön wie eh und je.

Bevor einer von uns richtig aufgewacht ist, passiert es schon. Wir sitzen im Kochzelt und planen die Arbeit für den Tag, als Jerome plötzlich draußen herumbrüllt. Schon beim Frühstück hat er ein ziemlich finsternes Gesicht gemacht, aber das ist ja nichts Besonderes, so ist es immer. Jetzt läßt er gleich eine ganze Serie von wüsten Beschimpfungen los, und der drohende Unterton in seiner Stimme läßt Böses ahnen. Mackenzie ist sofort draußen, und ich bin ihm dicht auf den Fersen. Da kniet Hudson am Boden, bindet sich seine Stiefel und gibt sich größte Mühe, Jerome nicht zu beachten.

„Was ist denn los hier?“ fragt Mackenzie.

„Du hältst dich da raus“, schreit ihn Jerome an. „Also, was hast du dazu zu sagen, du Dreckskerl?“

Hudson läuft rot an. „Ich weiß überhaupt nicht, was du . . .“

„Du weißt ganz genau, was ich meine. Lüg mich doch nicht an, ich hab dich genau gesehen, ich hab gesehen, wie du um ein Uhr morgens aus dem Zelt dieser kleinen Hure gekommen bist. Und was glaubst du, werdet ihr wohl da drin gemacht haben? Karten gespielt vielleicht?“

„Einen Moment mal“, sagt Mackenzie.

Aber Jerome läßt sich durch nichts aufhalten. „Vielleicht kann in diesem Scheißcamp jeder machen, was er will, mein Assistent jedenfalls nicht. Und wenn er die Köchin vögelt, dann darf auch jeder andere in diesem

Camp hier die Köchin mal vögeln. Hier wird niemand bevorzugt, klar?“

Inzwischen sind alle anderen rausgekommen und sehen der Szene mit feindseligen Mienen zu. Hinter Jerome bildet das Geröll vom Erdrutsch eine bedrohliche, graue Kulisse.

„Ich habe mich ja nur mit ihr unterhalten“, sagt Hudson.

„Kann ich mir vorstellen“, sagt Cap voller Neid.

„Du Schwein!“ sagt Jerome boshaft. „Kein Wunder, daß du tagsüber bei der Arbeit nichts zustandebringst, du bist ja die ganze Nacht mit dem Rammeln beschäftigt.“

Hudsons Gesicht ist jetzt ganz weiß, er steht etwas links da, läßt die geballten Fäuste herabhängen. „Frag sie doch.“

„Sie fragen?“ kreischt Jerome höhnisch. „Du erwartest doch nicht von mir, daß ich ihr glaube! Ich hab dich genau gesehen. Du bist da heimlich rausgeschlichen und hast dir mit der einen Hand die Hose zugehalten.“

Und da schlägt Hudson zu. Er macht einen Schritt vorwärts und läßt seinen langen Arm hervorschießen und trifft in einer sekundenschnellen, eleganten, zermalmenden Bewegung Jerome mitten auf die Zähne. Jerome stolpert in seiner Überraschung ein paar Schritte zurück, aber dann läuft er feuerrot an und geht auf Hudson los. Hudson weicht nicht zurück, er steckt den Schlag ein, dann verpaßt er ihm noch eine, diesmal aufs Auge. Jerome ist blind vor Wut, schlägt wild mit den Fäusten auf ihn ein, aber Hudson bleibt unbeweglich stehen. Er schlägt nicht zurück, sondern läßt die schlecht gezielten Schläge an sich abprallen. Davon wird Jerome nur noch wütender, und er versetzt Hudson einen Schwinger in den Magen. Der taumelt ein Stück rück-

wärts, findet dann sein Gleichgewicht wieder und landet eine perfekt gestochene Gerade auf Jeromes Nase. Er muß irgendwo boxen gelernt haben.

Bis Mackenzie schließlich sagt: „Auseinander!“ und dabei schwingt in seiner Stimme eine unverkennbare Autorität mit.

„Er ist auf mich losgegangen!“ schreit Jerome. „Wir müssen die Sache zu Ende bringen!“ Sein Gesicht schwillt schon langsam an, und seine Nase blutet.

„Ich hätte es genauso gemacht“, sagt Mackenzie. „Hör jetzt auf damit!“

„Das kann er mit mir nicht machen. Ich schlag ihn zusammen!“ Und er geht wieder auf Hudson los.

Mackenzie hält ihn fest. „Hör jetzt auf!“

„Gut, dann fliegt er eben raus“, keucht Jerome.

„Niemand fliegt hier raus. Du hast soeben deinen Assistenten verloren. Wenn einer dauernd auf seinem Assistenten herumhackt, dann hat er ihn nicht verdient.“

„Du Drecksau, dieser kleine Scheißer kann doch nicht einfach machen, was er will!“

„Das reicht jetzt, Jerome!“ Diesen schneidenden Sarkasmus in Mackenzies Stimme habe ich noch nie gehört. „Bis jetzt hab ich ja immer gedacht, du hättest ein bißchen Hirn im Kopf. Es geht dich doch einen Dreck an, aus wessen Zelt er gekommen ist und was er da gemacht hat.“

„Er hat sich mit mir nur unterhalten“, sagt J.L. Und fügt noch etwas hinzu, in einem Tonfall, der alle die Augen niederschlagen und unruhig mit den Füßen scharren läßt: „Und außerdem habe ich kein Interesse daran, irgend jemanden zu vögeln, schon gar nicht das ganze Camp.“

Jerome faucht sie an: „Du machst nichts als Ärger, du kleine Schlampe. Du glaubst, du kannst dir hier alles erlauben — na warte, wart's nur ab, du Hure!“

„Ich sagte, das reicht“, brüllt Mackenzie ihn an, und endlich hält Jerome den Mund.

Sie steht einfach da und sieht ihn an, und wenn er auch nur einen Funken Verstand im Kopf hätte, dann würde er sie von nun an in Ruhe lassen und jedesmal einen großen Bogen um sie machen, denn wenn er ihr ein einziges Mal zu nahe kommt, wird sie darauf vorbereitet sein.

„Thompson! Nimm dir Jerome und tauch seinen Kopf in kaltes Wasser“, sagt Mackenzie barsch. „Und wenn ich hier noch eine einzige Schlägerei sehe, dann wird in diesem Camp den ganzen Rest des Sommers zwanzig Stunden täglich gearbeitet! Eine Rauferei um die Frage, wer aus wessen Zelt gekommen ist, das ist ja wirklich das allerletzte, was wir brauchen können. Ihr werdet jetzt alle euer Zeug zusammensuchen und ab in die Berge verschwinden, und kommt ja nicht zurück, bevor ihr nicht den ganzen Tag lang ordentlich gearbeitet habt!“

Wenn Jerome jemals geglaubt hat, er könnte Mackenzies Autorität in Frage stellen, ist er heute vom Gegenteil überzeugt worden. Aber es wird noch Ärger geben deswegen, ich glaube kaum, daß die Sache damit erledigt ist.

HEARNE

Er hat mich wirklich erstaunt. Von diesen mageren Engländern erwartet man einfach nicht, daß sie einen kräftigen Schlag haben. Aber Junge, Junge, der hat es Jerome ganz schön besorgt, als würde er ihn mehr als alles andere auf der Welt hassen. Das war vielleicht ein Schauspiel! Jeromes Gesicht dürfte eine Zeitlang wie ein lila Nadelkissen aussehen.

Er ist also in J.L.s Zelt gewesen. Wir waren ja eigentlich nicht auf seiner Seite, bis er es Jerome gegeben hat. Das ganze ist so schnell gegangen, daß ich gerade noch zwei Fotos machen konnte. Ich hoffe, sie sind was geworden, ein paar gute Aufnahmen von einem Faustkampf hätte ich für mein Leben gern.

Und jetzt wird Hudson mit mir zusammenarbeiten. Ob das wohl einen Unterschied macht, Franklin oder Hudson? Franklin bleibt andauernd hinter irgendeinem Felsblock stehen und leiert seinen Singsang herunter, oder aber er kritzelt etwas in sein Notizbuch. Ich könnte schwören, daß seine Arbeitsnotizen mehr Gedichte enthalten als Beschreibungen von Gesteinsformationen. Hudson kann nicht viel schlimmer sein. Und außerdem habe ich mit ihm ein neues Motiv für meine Fotos. Immerhin eine ziemliche Umstellung, von Franklin, einem strubbeligen Kerl, der ständig über den Sinn des Lebens philosophiert, auf einen glattrasierten Typen aus England, der kaum mal ein Wort fallen läßt. Woher in aller Welt nimmt der bloß die Energie, sich jeden Tag zu rasieren?

MILTON

Sie fangen an, sich zu prügeln, und sie verwenden Ausdrücke, die ich noch nie gehört habe. Es hat irgendwas mit der Köchin zu tun, soviel verstehe ich noch, aber warum prügeln sie sich, wenn sie letzten Endes doch beide dasselbe wollen?

In ihr ist genug Zorn, um einen Menschen völlig zu verbrennen. Nachdem Mackenzie die beiden getrennt hat, wird Hudson sehr schnell wieder ruhig, und Jerome ist immer noch genauso wild wie vorher. Aber sie ist diejenige, die voller Zorn ist, sie kocht beinahe über vor wütendem Stolz. Mädchen tun das überall, wo sie sind, sie bringen Männer dazu, ihre Beherrschung zu verlieren, so daß sie wild werden und dieses schreckliche Verlangen in ihnen aufsteigt. Sie bringt auch mich soweit, obwohl ich weiß, daß sie nicht die richtige Sorte Mädchen für mich ist, sie wäre keine gute Ehefrau für einen Mann. Sie singt nicht bei der Arbeit, sie pfeift. Und sie ist trotzig, sie glaubt, sie wäre genauso gut wie ein Mann. Wenn Mädchen so sind, dann sind sie nichts zum Heiraten.

JEROME

Das ist jetzt wirklich der Gipfel, verdammt noch mal! Sobald ich es einrichten kann, nehme ich mir meine Woche Urlaub, und dann werde ich mal ins Büro gehen und einige Fragen stellen. Wenn der Leiter einer Expedition nichts dagegen hat, daß seine Mannschaft alle möglichen Streiche aufführt, und wenn er sie solange saufen und Gras rauchen läßt, bis sie nur noch Scheiße im Hirn haben, dann ist das kein Projekt mehr, sondern ein Irrenhaus. Was soll ich machen? Ich bin einfach dazu gezwungen, ihn in der Firma anzuschwärzen. Er ist vollkommen übergeschnappt. Es ist ja auch gar kein Wunder, daß sein Projekt ein Reinform geworden ist, er hat sich überhaupt nicht um die Claims gekümmert, das hat er mir überlassen. Er spaziert immer nur in der Gegend westlich von hier herum. Als letzte Neuigkeit hat er neulich verkündet, er hätte ein sensationelles Vorkommen gefunden, vielleicht Gold. Ich hab mir die Proben mal angesehen, und für mich sieht das Zeug sehr nach Pyrit aus. Katzensgold für einen Dummkopf, der daran glaubt.

Und dann geht dieser Dreckskerl Hudson auf mich los. Ich glaube, er hat ungefähr soviel einstecken müssen wie er ausgeteilt hat. Ich konnte ja nicht tatenlos zusehen, wie er auf mich einprügelt. Der Typ ist geistesgestört, kann keine Befehle befolgen, macht keinen Finger krumm und nörgelt die ganze Zeit herum. Und wagt es, mich zu schlagen, nur weil ich ihm klarmache, wenn er mit der Köchin schlafen will, dann muß er sie mit der

übrigen Mannschaft teilen. Und Mackenzie setzt der Frechheit noch die Krone auf, indem er für ihn eintritt. Ich weiß schon warum. Er schützt die Köchin. Ich habe beobachtet, wie er sie ansieht. Trotzdem, von einem vierzigjährigen Mann hätte ich nie erwartet, daß er sich wie ein Teenager in so eine Schlampe verknallen könnte. Und sie ist total skrupellos, erst stellt sie sich im ganzen Camp zur Schau, und dann kreischt sie: „Nicht anfassen!“, wenn man auch nur in ihre Nähe kommt. Blödes Weib. Sie glaubt, daß die Regeln für sie nicht gelten, daß sie hier alle gegeneinander ausspielen und ungestraft davonkommen kann. Na, sie wird schon noch sehen. Ich warte ja nur darauf, daß einer der Männer sie packt und auf die Erde wirft und solange würgt, bis sie aufgibt und sich nicht mehr wehrt. Ich warte. Und wenn es passiert, werde ich keinen Finger rühren, ich werde noch Beifall klatschen dabei. Sie hat es so verdient. Wenn man einer Frau erlaubt, sich derart aufzuführen und die Männer scharfzumachen, erweist man der Welt damit einen schlechten Dienst. Denn sie wird es ihr ganzes Leben lang immer wieder versuchen.

Sie gehört ein paarmal auseinandergenommen. Das ist das einzige, was man mit so einer Hure machen kann. Sie hat die Männer hier unter der Fuchtel wie die Schafe, macht einen dummen Witz und wartet dann mit ihrer hinterhältigen Miene darauf, daß sie darüber lachen. Ich weiß genau, sie hat diese kleine Komödie eingefädelt, als die ganze Mannschaft sich morgens betrunken gestellt hat. Sie hat es sich ausgedacht und die anderen dazu überredet, damit ich nachher als der Dumme dastehe. Sie denkt, sie kann sich solche Scherze leisten. Wir werden ja sehen, ob sie noch in einem Stück ist, wenn ich zurückkomme. Die Männer werden schon ziemlich unruhig.

Ich würde ja nicht weggehen, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß ich das Projekt hier retten muß. Mackenzie hat gesagt, er nimmt sich diesen Sommer keinen Urlaub, aber das ist mir ganz egal. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um wieder Ordnung in dieses Camp zu bringen.

HUDSON

Ich war selbst überrascht. Als er anfängt, mit mir herumzubrüllen, kann ich es erst gar nicht glauben. Dieser Idiot meint doch tatsächlich, er hätte ein Recht dazu, mir vorzuschreiben, was ich tun darf und was nicht. Er hat mich aus J.L.s Zelt kommen sehen, und natürlich ist in seinem Hirn nur Platz für einen einzigen Gedanken. Also schlägt er in aller Öffentlichkeit Radau. Es ist weniger das, was er sagt, als die Art, wie er es sagt; eine derartig unflätige Szene habe ich noch nie miterlebt.

Ich versuche, ruhig zu bleiben, nicht die Beherrschung zu verlieren, es hat ja keinen Sinn, sich deswegen zu schlagen. Sie würden mich nur rauswerfen, wenn ich ihn verprügle. Aber er hat so etwas Vulgäres in seinem Gesichtsausdruck, als er behauptet, ich hätte mich heimlich aus ihrem Zelt geschlichen, daß ich nicht mehr weiß, was ich tue. Ich schmettere ihm einfach meine Faust ins Gesicht, und dann noch ein zweites Mal, fühle das Krachen von Zähnen und Kiefern unter meinen Knöcheln, ohne irgend etwas anderes als ein rotes Tuch vor den Augen wahrzunehmen.

Es ist schon eine ganze Weile her, daß ich mich mit jemandem geschlagen habe. Das war vor ein paar Jahren, und er hat mich untergekriegt, hat mich vollkommen fertiggemacht auf dem Spielfeld damals. Ich war nicht weniger wütend als er, aber er war doppelt so schwer wie ich, und deshalb hatte ich keine Chance. Von mir hat er immerhin ein geschwollenes Gesicht bekommen, und ein Auge konnte er danach nicht mehr richtig aufma-

chen, aber das war alles. Ich konnte eine Woche lang kaum kriechen.

Als Mackenzie Jerome festhält, höre ich auf und warte darauf, daß er mich zur Schnecke macht, weil ich meinen Vorgesetzten geschlagen habe. Aber stattdessen zieht er über Jerome her und schickt ihn mit Thompson zum Waschen. Ich betaste mein Gesicht und entdecke zu meinem Erstaunen, daß er mich fast überhaupt nicht getroffen hat; jeder kleine Bubi könnte besser boxen als er. Mackenzie rüttelt mich an der Schulter.

„Alles in Ordnung?“ fragt er.

„Jawohl.“

„Hör auf mit dem untertänigen Getue“, sagt er. „Und keine Schlägereien mehr. Ist ja bekannt, daß Jerome dauernd schlechte Laune hat, aber deswegen braucht man sich nicht gleich zu prügeln.“

Hinter mir sagt J.L. irgend etwas zu ihm.

„Ich weiß schon“, sagt er ungeduldig, „aber das ist sowieso egal. Es geht ihn ja überhaupt nichts an. Also“, wendet er sich an mich, „du hast von jetzt an nichts mehr mit ihm zu schaffen. Du wirst mit Hearne zusammenarbeiten. Ich lasse Franklin mit Jerome gehen.“

Ich nicke wie betäubt. Ich muß nicht einmal mehr mit dem Ekel arbeiten. Ich gehe zurück zu meinem Zelt, um meinen Rucksack zu holen, und da steht die versammelte Mannschaft und sieht mich an. Mir ist das ganze sehr peinlich, ich weiß nicht, wo ich hinschauen soll, aber sie kommen wortlos zu mir, schütteln mir die Hand und klopfen mir auf die Schulter, und da wird mir klar, daß jeder von ihnen ihm schon irgendwann einmal in diesem Sommer einen Denkkettel verpassen wollte, und jetzt habe ich es für sie getan.

MACKENZIE

M-79-308: Beschreibung Gesteinsprobe

Quarzgänge mit mineralischen Bestandteilen.

Sichtbare Hexaeder aus Arsenopyrit und feinkörnige Einsprengungen, Pyrit und Arsenopyrit.

Frische Bruchstelle grau, Oberfläche verwittert ins Braune.

Nebengestein auf weite Flächen umgewandelt.

Anzeichen für umfassende hydrothermale Umwandlung des Gesteins: Vorliegen von Seidenglimmer, Verkieselung — außerdem Verdacht auf starke Imprägnation mit Pyrit und Arsenopyrit.

** ad notam: Erinnert an die Goldvorkommen von Nevada

IVAN

Ich merke ganz deutlich, wie aufgereggt sie ist. Die beiden Männer konnten ihren Ärger loswerden, indem sie sich geschlagen haben, aber davon hat sie ja nichts gehabt. Sie ist beunruhigt. Das wäre ich wohl auch, wenn ich wüßte, daß Jerome etwas gegen mich im Schilde führt. Für sie ist das Ganze sehr schwer. Egal wie sie es anstellt, irgendwas macht sie falsch. Also kocht sie einfach weiter wie eine Wahnsinnige. Hört den Gesprächen zu, sagt aber kaum etwas.

Am Tag nach der Schlägerei muß ich Mackenzie und Thompson gegen Mittag woanders hinfliegen. Ich frage sie, ob sie mitkommen will, weil ich mir denke, daß sie dadurch vielleicht auf andere Gedanken kommt. Sie setzt sich nicht mal die Kopfhörer auf, um mit mir zu reden, sitzt einfach da und sieht hinunter auf die vorbeiziehenden Berge und Täler, in denen silberne Bäche wie Federn zusammenlaufen. Brütet vor sich hin.

Ich stoße sie an, will sie ein bißchen aufheitern, aber sie schüttelt bloß den Kopf. Schließlich reiße ich ihr den Hut runter und schiebe ihr die Kopfhörer über die Ohren. Ich kann es einfach nicht sehen, daß sie so unglücklich ist.

„He, was ist denn eigentlich los?“

„Ich bringe nur Schwierigkeiten“, sagt sie.

„Warum?“

„Es war doch meine Schuld, oder?“

„Wieso, daß Jerome ein widerlicher Kerl ist und daß

Hudson ihm das auch einmal gezeigt hat? Das war doch schon die längste Zeit fällig.“

„Aber trotzdem, ohne mich als Vorwand wäre das Ganze nicht passiert.“

„Wenn du nicht da wärst, dann hätte sich Jerome eben einen anderen Vorwand gesucht.“

„Glaubst du?“ fragt sie zweifelnd.

„Jetzt hör mir mal zu, wir haben ein ganz gutes Camp, und das ist auch dein Verdienst gewesen. Jerome schnappt ab und zu über, ein paar von den Männern werden ein bißchen scharf, aber was soll's, das ist doch normal. Sowas passiert andauernd.“

„Aber ich hab doch gar nichts gemacht, wir haben uns nur unterhalten!“

„Ich glaub dir ja! Außerdem ist es sowieso egal.“

Jetzt grinst sie. „Na, immerhin kann ich gut kochen.“

„Also komm schon, jetzt vergiß das Ganze.“

Als wir bei Thompson und Mackenzie ankommen, hüpfen die beiden herum wie zwei aufgeregte Elstern. „Du, sieh mal, was wir gefunden haben!“ Sie halten J.L. einen Felsbrocken hin.

„Was ist das?“

„Quarz, mit einem Haufen Gold drin.“

„Wo soll denn da Gold sein?“ fragt J.L. mißtrauisch.

„Es liegt in ganz feinen Körnern vor, mit dem bloßen Auge schwer zu erkennen. Aber es ist da!“

„Seid ihr sicher?“

Mackenzie lacht. „Wir werden mit jedem Tag sicherer. Warte nur ab, bis die Ergebnisse der Analysen zurückkommen.“

Wir setzen sie an einer anderen Stelle im Tal wieder ab und machen uns dann wieder auf den Heimflug. Sie grinst immer noch, die Erregung der beiden hat sie angesteckt.

„Ivan“, sagt sie und macht es sich im Sitz bequem, „ich fliege furchtbar gerne.“

Und da fällt mir Thompson wieder ein, der mir genau das gleiche gesagt hat und wollte, daß ich sie dazu überrede, richtige Flugstunden zu nehmen. Ein paar Minuten lang ist das Dröhnen der Motoren das einzige Geräusch. „Hast du je daran gedacht, selber fliegen zu lernen?“

Sie wirft mir einen argwöhnischen Blick zu. „Du hast wohl mit Thompson über mich geredet.“

Ich sehe starr geradeaus und streite es ab. „Nein. Aber dir macht das Fliegen doch Spaß. Und es gibt gar keinen Grund, warum du nicht einen Beruf daraus machen solltest, wenn es dir solchen Spaß macht.“

„Meinst du wirklich, daß ich das könnte?“

„Wieso denn nicht?“

„Das ist eine Geldfrage.“

„Klar, das kostet Geld. Du kannst ja einen Kredit aufnehmen. So hab ich's gemacht.“

Sie denkt eine Weile nach, dann lacht sie laut auf. „Stell dir das mal vor. Wenn ich schon jetzt als Köchin Ärger bekomme, dann hätte ich wahrscheinlich zehnmal soviel Ärger als Hubschrauberpilotin.“

„Ich weiß nicht so recht. Die Leute haben einen ziemlichen Respekt vor einem, wenn man mit einer derartig komplizierten Maschine zurechtkommt.“

Sie lacht nochmal. „Stimmt. Aber sag mir eins, Ivan, der Job muß doch auch irgendwelche Schattenseiten haben, sogar wenn man dadurch diese Zauberflügel bekommt.“

Ich nicke. „Richtig. Man darf nie nachlässig dabei werden. Wenn die Maschine fünfzig Flugstunden drauf hat, dann darf man keine einzige Stunde länger fliegen, bevor man sie nicht genau durchgesehen hat, und nach

hundert Stunden überprüft man alles noch einmal so genau. Am besten ist man gleich sein eigener Mechaniker.“

Sie sieht mich scharf an, ich spüre ihren prüfenden Blick auf meinem Gesicht. „Hast du niemals Angst?“

Ich sehe auf den Höhenmesser. „Ich denk nicht darüber nach.“

„Aber Angst hast du.“

Ich nicke widerwillig, ich ärgere mich, daß sie diese Frage gestellt hat, aber ich kann nicht anders, als ihr die Wahrheit zu sagen.

„Wovor?“ fragt sie.

Ich habe noch nie mit jemandem darüber gesprochen, ich habe es nur manchmal aus den Augenwinkeln gesehen, wie es sich an mich herangeschlichen hat. Ich weiß schon, Angst ist gar nicht gut. Sie kann einen wahnsinnig machen, so daß man den Kopf verliert, die Kontrolle verliert. Menschliches Versagen, so nennen sie das dann.

Ich will ihr keine Antwort geben. Nachdem ich sie eben noch dazu überreden wollte, Flugunterricht zu nehmen, kommt mir das vor, als würde ich damit einen Rückzieher machen.

„Wovor hast du Angst?“ fragt sie ein zweites Mal.

Ich habe immer geglaubt, daß sie mir Glück bringt, daß nichts passieren kann, wenn sie mit mir im Jet Ranger sitzt. Trotzdem spreche ich ungern darüber, solange wir noch in der Luft sind, es macht mich ganz nervös, man redet es damit herbei, beschwört das Unheil herab.

Aber sie besteht darauf, erbarmungslos stellt sie ihre Frage noch einmal, bis ich endlich nicht mehr anders kann, und vor ihr spreche ich das aus, was ich mir selbst noch nie eingestehen wollte.

„Vor dem Abstürzen. Davor, mit dem Hubschrauber abzustürzen und zu sterben. Gegen irgendein Hindernis

zu krachen, so daß sich die Propellerblätter in die Kanzel bohren und mich aufschlitzen. Davor, im Helikopter zu verbrennen, nicht mehr rauszukönnen. Davor, daß irgendein Idiot in den hinteren Propeller reinläuft und davon geköpft wird. Und dieses Wissen, jeden Tag genau zu wissen, daß es irgendwann passieren muß, wegen eines Fehlers von mir, wegen des einen Fehlers, den ich ganz bestimmt eines Tages machen werde.“

Meine Worte schockieren sogar mich, ich bin wie blind, dieses Krachen in meinem Hinterkopf, nur meine Hand auf dem Steuerknüppel erinnert mich wieder daran, daß ich nicht nur träume. „Ja, zum Teufel, ich habe Angst. Ich habe Angst vorm Sterben, genau wie jeder andere Mensch. Und meine Aussichten darauf sind besser als bei irgend jemand anderem. Aber wenn das das einzige wäre, woran ich denke, dann würde ich nie wieder fliegen und nur mehr den halben Spaß im Leben haben.“

In diesem Augenblick fühle ich, wie sich ihre Hand kühl über meine Hand auf dem Steuerknüppel legt. Eine Sekunde lang verschwimmt alles vor mir, bevor ich wieder klar sehen kann. Wir fliegen immer noch mit Kurs auf das Camp, die Maschine umgibt uns mit einem gleichmäßigen Dröhnen.

„Ivan“, sagt sie leise, und ihre Stimme aus den Kopfhörern kommt aus einem fernen Land, „du wirst nicht beim Fliegen umkommen. Du wirst im Bett sterben. Das verspreche ich dir.“

Und ich glaube ihr. Es mag vielleicht unsinnig sein, aber ich glaube ihr.

ROY

Als ich das nächste Mal hinfliege, wen kriege ich da wohl als Fracht für den Rückflug: niemand anderen als Jerome. Dürfte sich wohl Urlaub nehmen. Ich komme vormittags an, und die ganze Mannschaft ist noch im Camp, legt wahrscheinlich einen Tag Pause ein. Kommt mir aber eher so vor, als wenn sie Jeromes Weggehen feiern würden. Er drängt dauernd und will sofort wieder los, also lasse ich mir viel Zeit beim Abladen des Treibstoffs und der Vorräte, und inzwischen ist es Mittag geworden, und ich schlage ihre Einladung zum Essen nicht ab.

Junge, Junge, das ist vielleicht ein sonderbares Camp. Die Männer arbeiten und klettern herum, als wäre nichts passiert, sie ignorieren den Erdrutsch völlig, der sie beinahe ausradiert hätte. Sie sind alle mächtig guter Laune. Ich weiß nicht genau, ob es deswegen ist, weil Jerome für eine Woche verschwindet, oder ob sie sich einfach so freuen. Und was auch immer sonst mit diesem Mädchen los ist, kochen kann sie jedenfalls. Ich könnte zwar nicht genau sagen, was wir da zum Mittagessen gekriegt haben, aber es hat großartig geschmeckt. Sie bäckt sogar das Brot selbst. Die Männer hier machen sich einfach über das Essen her und nehmen alles, was sie tut, als selbstverständlich.

Als ich ihr sage, daß sie eine gute Köchin ist, lacht Thompson laut los.

„Natürlich ist J.L. eine gute Köchin“, sagt er. „Was hast denn du gedacht? Schließlich kriegt sie ihre Rezepte von den Bären.“

J.L. droht ihm mit der Suppenkelle, aber man merkt, daß sie die Männer alle gern hat.

Nach dem Essen sitzen sie herum und lesen ihre Post. Ich bemerke, daß Mackenzie den dicken Umschlag mit Analyseergebnissen, den er bekommen hat, nicht sofort öffnet. Die meisten Geologen reißen die Dinger gleich als allererstes auf. Als ich ihn frage, ob die Ergebnisse wohl gut sind, zuckt er nur die Achseln. „Ich werd sie mir schon noch früh genug ansehen.“ Da können sie hier ja nicht allzu viel gefunden haben.

„Will denn diesen Sommer niemand sonst mit mir auf Urlaub fliegen?“ frage ich.

Mackenzie schüttelt grinsend den Kopf. „Nein, nein, uns gefällt es hier draußen viel zu gut.“

Also fliege ich mit Jerome zurück nach Mayo, und dieser Kerl beschwert sich doch tatsächlich den ganzen Weg ununterbrochen bei mir. Nörgelt am Camp herum und an der Mannschaft, an Mackenzie und an Thompson und an dem ganzen Projekt, und als er endlich fertig ist, könnte man doch glatt meinen, er hätte mit einer Horde Verbrecher in Sibirien gearbeitet. Ganz zu schweigen von dem, was er über J.L. zu sagen hat. Ich hab noch nie einen Mann gesehen, der eine Frau so sehr gehaßt hat. Ich würde gern wissen, ob das irgendwie mit dem blauen Auge zusammenhängt, mit dem er herumläuft, aber ich glaube nicht, daß es eine gute Idee wäre, ihn danach zu fragen.

Aber eins ist sicher. Wenn einer so loslegt wie er, dann ist klar, daß es nicht halb so schlimm sein kann, wie er es darstellt. Als wir in Mayo ankommen, bin ich zu der Ansicht gelangt, daß es wohl ein ziemlich gutes Camp sein muß. Ich wette, sie freuen sich wie die Schneekönige, daß er weg ist.

Mackenzie ist mit uns zum See runtergegangen, hat

uns die Hände geschüttelt und gesagt: „Mach dir eine schöne Woche Urlaub, Jerome.“ Und dieser Widerling hat nur gefaucht und irgendwas vor sich hingemurmelt. Ein Ausbund an Höflichkeit. Na, ich hab vielleicht ein Glück: Nächste Woche darf ich ihn wieder hinfliegen.

Es ist kaum zu glauben, was es für einen Unterschied macht, wenn er nicht da ist. Es war mir gar nicht bewußt, wie sehr ich ihn immer beachtet habe, wie ich es nie gewagt habe, ihm den Rücken zuzukehren, wie ich ständig den Augenblick vorausgeahnt habe, in dem er versuchen würde, mich allein zu erwischen und in die Enge zu treiben. Jetzt kann ich mich eine Woche lang ausruhen. Ich muß nur den Männern das Essen machen und sie bei guter Laune halten, das Geschirr abwaschen und den Müll verbrennen und Wasser holen und Gemüse putzen und Essen kochen. Ich muß nicht jeden meiner Schritte bedenken, dauernd auf der Hut sein, jeden seiner Schritte vorausahnen.

Männer können gar nicht wissen, kennen das nicht, ständig im Bewußtsein zu leben, daß man verwundbar ist, jedem Angriff wehrlos ausgeliefert; jeden Moment kann einer kommen, der größer und stärker und wütender ist, und sich uns aufdrängen. Das einzige, was sich dabei ändert, ist der Zeitpunkt: wann passiert es?

Es passiert jeder von uns früher oder später. Schließlich haben sie ja die perfekte Ausrede. Wir sind schuld daran. Wir waren zur falschen Zeit am falschen Ort, wir waren falsch angezogen, wir haben die Aufmerksamkeit auf uns gezogen. Und dir, Deborah, dir ist es so oft passiert, einfach nur deshalb, weil du schön bist. Als hätten wir eine Wahl gehabt, als die Menschen ihr Aussehen zugeteilt bekamen. Wir sind ja nie zufrieden. Trotzdem würde ich lieber aussehen wie du, und du sagst, wenn du

wählen könntest, würdest du trotzdem lieber aussehen wie ich. Vielleicht nennen sie uns deswegen die siamesischen Freundinnen. Die eine trägt das Kostüm der anderen, wir sind für immer und unwiderruflich aneinander gefesselt.

Nun, ich werde wohl damit rechnen müssen, daß Jerome seinen Fehler berichtigen will, wenn er wieder zurückkommt. Er muß einfach noch irgendeine Gemeinheit versuchen, bevor der Sommer vorbei ist. Und Hudson hat ihm inzwischen klargemacht, daß *er* sich von ihm nichts mehr gefallen läßt. Ich wünschte nur, ich könnte ihm auch so ins Gesicht schlagen. Die Knochen unter der Faust zu spüren, muß einem eine unheimliche Befriedigung geben.

Ich weiß ja, wir sollten sie eigentlich auf gewaltlosem Weg ändern, wir sollten es ihnen durch unser Beispiel zeigen, ihnen heimlich die andere Wange hinhalten, bis ihnen die Kräfte ausgehen. Das ist die langsame Methode. Ich kann mir aber ein paar Methoden vorstellen, die den Frieden schneller herstellen könnten. Alles, was wir brauchen, ist der Mut, die Kühnheit. Natürlich, man wird uns dafür verurteilen, daß wir gehandelt haben, wir werden für alle Ewigkeit Verräterinnen und Huren sein, alle Regeln der Gastfreundschaft gebrochen haben, aber wir werden unser Ziel erreicht haben. Frieden. Zum Teufel mit den Geschichtsforschern und den Psychologen. Die entscheiden sowieso immer gegen uns.

Ja, ich weiß alles über die Ausnahmen von der Regel. Dieses Camp hier ist voll davon. Nette Männer, die es gut meinen. Sie würden nie absichtlich jemanden verletzen. Und doch sind sie ihr Leben lang damit durchtränkt worden, haben all die Jahrhunderte voller göttlichem Recht aufgesogen. Dieser Sommer hat mir ein paar Dinge ganz klar gemacht. Daß es besser ist, nicht mit ihnen

zu schlafen. Wenn ich daran denke, wieviel ich den Männern gegeben habe, mit denen ich ins Bett gegangen bin, und wie wenig ich zurückbekommen habe, dann weiß ich, daß es besser ist, es nicht mehr zu tun.

Wenn nur die wirklichen Ausnahmen leichter zu erkennen wären. Wie Mackenzie. Er ist der einzige hier, der mit sich kämpft, und bei ihm würde man es am allerwenigsten vermuten. Ich habe zugesehen, wie er den ganzen Sommer lang sein Inneres mehr und mehr enthüllt hat, sich zu einer Erkenntnis durchringt, die er nicht begreift, die er wahrscheinlich auch dann nicht begreifen wird, wenn er sie gewonnen hat, und doch kämpft er darum, gegen alle seine Instinkte und bei verschwindend geringen Aussichten auf Erfolg. Auch wenn dieses Wissen schmerzlich sein wird, auch wenn es alles zum Einsturz bringen kann, woraus sein Leben bis jetzt bestanden hat.

Ich habe Achtung vor ihm. So einen Mann könnte ich lieben, bei ihm könnte ich mich vielleicht genügend entspannen, um ihm die Chance zu geben, mich zu lieben. Das ist das allerschwerste. Ihnen vertrauen zu können.

Schick mir den Text für dein neues Lied. Ich kann es dann leise summen, wenn ich Karotten schneide.

Ich sitze gerade im Kochzelt und mache eine Liste aller Bodenproben, die ich eingepackt habe, als sie reinkommt und sich an ihren Platz am Tisch setzt.

„Cap“, sagt sie, „ich möchte gern mal duschen. Kannst du mir das Wasser eingießen?“

„Sicher“, sag ich. „Ist es schon heiß?“ Sonst bittet sie immer Ivan darum, ihr das Wasser einzugießen, als würde sie mir nicht trauen oder so, aber Ivan ist weg und holt Thompson irgendwo ab. In letzter Zeit ist sie nicht mehr so kratzbürstig zu mir. Vielleicht mag sie mich inzwischen doch ganz gern.

Die Dusche ist eine geniale Erfindung, aber man muß sich ein bißchen anstrengen dabei. Es ist nur eine kleine Kabine aus einem Holzrahmen, um die rundherum eine Gummiplane genagelt ist, und oben drauf steht eine umgedrehte Öltonne mit lauter Löchern im Boden. Wenn man darin duschen will, braucht man immer noch einen anderen, der heißes Wasser von oben in die Tonne gießt und mit kaltem Wasser vermischt, bis die Temperatur einigermaßen richtig ist.

Ich schleppe kaltes Wasser vom See rauf und gieße heißes dazu, bis es genau richtig warm ist, dann gieße ich alles in die Tonne. Dabei spüre ich die ganze Zeit, wie sie nackt und zitternd in der Kabine hinter der Plane steht, den Kopf nach hinten gebogen, und das Wasser läuft ihre Schultern runter, über ihren Rücken und ihren Hintern. Ich stehe draußen vor der Dusche und lausche. Ich kann die Bewegungen ihres nassen Körpers hören, sie

dreht sich langsam unter dem herabrinnenden Wasser, dreht sich und streckt sich seiner Wärme entgegen. Neben der Dusche liegen ihre Kleider auf einem Haufen auf der Erde. Ich hebe ihr T-Shirt auf, reibe mein Gesicht daran, es riecht nach Kochen und Abwaschen und Müllverbrennen und nach ihrem Schweiß, und außerdem ist da noch ein ganz, ganz schwacher Duft dabei, ihr eigener Geruch, der entfernt an Zitronen erinnert. Und dann geht alles ganz schnell: ich ziehe mich auch aus und lege meine Sachen auf einen Haufen neben die ihren. Was soll's, wenn Hudson um ein Uhr morgens aus ihrem Zelt rauskommen kann, warum soll ich denn dann nicht mal mit ihr duschen?

Ich ziehe die Plane beiseite, und sie sieht mich an. „Es wird kalt“, sagt sie. „Komm rein.“

Ihr Körper ist weiß und zerbrechlich, fast wie der eines Kindes, aber ihr langer Rücken, ihre Beine, ihre Brustwarzen, die sich unter dem Wasser aufgestellt haben, das alles ist soviel schöner, als ich sie mir bisher vorgestellt habe, mir bleibt beinahe die Luft weg. Wie ich so neben ihr stehe, fühle ich mich wie ein dummer Klotz, so plump und ohne jede Grazie. Sie wendet sich mir zu und lächelt mich an, dann öffnet sie ihre Arme. Ich stolpere in ihre Umarmung hinein, drücke sie gegen mich, fühle ihre warme Haut wie flüssige Perlen an mir. Das Wasser tröpfelt über uns herab, ihr Gesicht liegt an meiner Brust, und ihre Hand streichelt mit sanften Bewegungen meinen Rücken. Einen Augenblick lang vergesse ich alles, bis auf das seidige Gefühl ihres Körpers, das in meiner Schläfe hämmert, und dann lege ich meinen Kopf an ihren und weine. Meine Tränen vermischen sich mit dem Wasser, und ich kann nur dastehen und sie festhalten, und meine Tränen in ihr feuchtes, borstiges Haar tropfen lassen. Sie hält mich fest und beruhigt mich, als

wäre ich eine Art Riesenbaby. Als das Wasser alle ist, löst sie sich sachte von mir und fängt an, sich abzutrocknen. Mich trocknet sie auch ab, ohne dabei ein Wort zu sagen, reibt mich einfach mit dem Handtuch ab, während ich mir mit der Faust übers Gesicht wische. Dann tritt sie aus der Dusche hinaus aufs Moos, und dort, im prallen Sonnenschein, zieht sie sich ihr T-Shirt und ihre Jeans über, bindet ihre Schuhe fest und setzt sich den Hut auf den Kopf, dann wendet sie sich noch einmal zu mir um und lächelt mich an, während ich gerade versuche, in meine Unterhosen reinzukommen.

Ich kann ihr nicht ins Gesicht sehen. Nach allem, was gerade passiert ist, ich komme zu ihr in die Dusche, und dann liege ich ihr nur in den Armen und weine, denke nicht einmal mehr an Sex, kriege nicht einmal einen Ständer. Heule nur wie ein kleines Baby.

Und dann macht sie etwas ganz Merkwürdiges. Ich bücke mich gerade, schäme mich furchtbar, und will meine Hose aufheben, da legt sie ihre Hand auf meinen Kopf, als würde sie mich segnen. Ich weiß noch, wie das der Pfarrer getan hat, als ich klein war. Sie läßt einfach ihre Hand auf meinem Kopf ruhen und sagt gar nichts, schenkt mir einen so warmen, sanften Blick, daß ich mich auf einmal beruhige, mich ganz rein und vollkommen fühle. Das ist alles. Sie dreht sich um und geht davon, und als ich sie das nächste Mal sehe, schneidet sie Tomaten und witzelt mit Milton und Hearne.

Und sie erwähnt das Ganze mit keinem Wort mehr, nur manchmal lächelt sie mich an, und dann kriege ich gleich wieder dieses reine Gefühl. Ich weiß genau, wenn ich will, dann kann ich zu ihr gehen und sie umarmen, und sie wird meinen Rücken mit dieser kreisenden Handbewegung reiben und dabei murmeln, aber ich werde nie mit ihr schlafen. So ist das. Kaum zu fassen.

THOMPSON

Die Ergebnisse aus den Analysen sind unglaublich. Bis zu drei Unzen Gold pro Tonne. Natürlich tritt es sporadisch auf, und im Nebengestein ist der Gehalt auch etwas geringer, aber die Quarzgänge haben bis zu fünf Unzen pro Tonne.

Unglaublich. Als Mackenzie sich die Ergebnisse ansieht, verzieht er nicht einmal das Gesicht, nickt nur und reicht sie mir weiter. Jetzt verstehe ich auch, warum er es aufgeschoben hat, mit dem Aufmachen solange gewartet hat, bis Jerome abgeflogen war. Nichts hätte Jerome wütender gemacht als das; er war ja davon überzeugt, wir hätten nur einen Haufen Pyrit gefunden. Ich muß laut lachen. Ich kann es kaum glauben. Wir haben doch tatsächlich eine Goldmine entdeckt, ganz einfach so.

Jetzt ist aber noch eine Menge zu tun. Wir müssen das Gebiet schnell abstecken, ohne daß jemand was davon erfährt, sonst landen die Flugzeuge hier gleich scharenweise. Ein Goldrausch mit lauter Leuten, die sich Claims abstecken wollen, das wäre wirklich das letzte, was wir brauchen können. Die Mannschaft hat schon ein paar Pfosten zurechtgehackt, aber sie werden weder hinten noch vorne reichen. Wir werden soviel Claims abstecken, wie wir können. Im Yukon liegen die Bestimmungen so, daß pro Person nur acht Claims abgesteckt werden dürfen, also werden wir jeden einzelnen von uns mit rausnehmen müssen.

Und wenn erst Katie davon erfährt. Ich traue mich nicht, ihr jetzt schon davon zu schreiben, falls irgend je-

mand den Brief in die Finger bekommt, aber bald kann ich es ihr ja selbst erzählen. Das ist wirklich der aufregendste Sommer, den ich je hatte, zum ersten Mal finde ich etwas, das einen echten Wert hat. Eigentlich war es ja Mackenzie, der die Mine gefunden hat, der auf die Idee gekommen ist, daß da unter Umständen Gold im Boden sein könnte. Aber er ist enorm großzügig, überläßt mir ohne weiteres die Hälfte des Verdienstes, denkt nicht eine Sekunde lang nach dabei. In Wirklichkeit habe ich ja gar nichts gemacht, ich bin nur hinter ihm hergetrottet.

Ist denn das die Möglichkeit? Erst haben wir ein völlig wertloses Uranvorkommen, und dann finden wir da eine Goldmine. Das nenne ich Steine zu Gold machen. Ich bin sicher, daß es irgend etwas mit J.L. zu tun hat. Sie hat uns Glück gebracht.

MACKENZIE

Auswertung des Vorkommens:

1. Abzusteckendes Gebiet genau untersuchen.
2. Beschreibung der Gesteinsstruktur und der Formationen in diesem Gebiet.
3. Auf der Basis der Auswertung die Claims abstecken (Stellen mit höherer und niedriger Priorität).
4. Kein Wort darüber.

THOMPSON

Wir fliegen hinaus zu der Stelle, um das Gelände auszuwerten und um zu überlegen, wieviel Gebiet wir abstecken sollen, als Mackenzie plötzlich auf ein Tal unter uns zeigt, das wir noch überhaupt nicht erforscht haben, „Kannst du uns da mal absetzen?“

„Ja, klar.“ Ivan geht langsam tiefer.

„He, das ist aber nicht unsere Stelle“, sage ich.

„Ich weiß.“ Mackenzie grinst mich an.

Zuerst hat Ivan Schwierigkeiten, hier einen günstigen Landeplatz zu finden, das Tal liegt schon unterhalb der Baumgrenze. Aber dann findet er eine freie Fläche, die etwa so groß wie ein Geldstück ist, und schafft es, den Helikopter genau dort aufzusetzen. Ich habe noch nie jemanden mit solchen Nerven erlebt.

„Komm in zwei Stunden wieder hierher zurück“, sagt ihm Mackenzie beim Hinausklettern.

Und dann sind wir allein, der Wirbelwind der Propeller und der Lärm der Maschine entfernen sich. Es ist so still hier, die Luft ist dick und heiß, gar nicht der Yukon, an den ich mich gewöhnt habe. Erstaunlich, was ein paar Meilen tiefer im Tal für einen Unterschied ausmachen können. Hier unten gibt es Bäume, ein raschelndes Leben, das auf den Bergen fehlt, dort oben ist die Landschaft so steinig und kahl, daß man nach einer Weile glaubt, es wäre überall so. Auch wenn man weit unten im Tal Bäume erkennen kann, man glaubt einfach nicht, daß sie Wirklichkeit sind, erst wenn man tatsächlich unter ihnen steht.

So wie hier. Ein durchdringendes Summen, und dann ein Stechen. „He, Mackenzie, hier gibt's Moskitos. Was wollen wir denn überhaupt hier?“

„Uns umsehen.“

„Ach Quatsch. Uns stechen lassen.“

„Komm mal mit“, sagt er, „ich will dir was zeigen.“

Das sieht ihm wieder ähnlich, er hat die Gegend bis hierher erkundet. Ich gehe durch das Gestrüpp hinter ihm her, weiche Zweigen aus und fluche über die Insekten.

Nachdem wir ungefähr eine halbe Meile gegangen sind, bleibt er stehen und hebt die Hand. „Hörst du das?“

„Was?“

„Mach die Ohren auf.“

Ich höre nichts als das Rauschen der Bäume.

„Komm weiter“, sagt er.

Aber hundert Meter weiter höre ich es auch, ein langgezogenes, entferntes Donnern, das immer lauter wird, während wir darauf zugehen, lauter und mächtiger, bis es die Geräusche des Waldes völlig übertönt und verwischt.

Und dann, ohne jede Vorwarnung, stehen wir plötzlich am Rand einer engen Schlucht, die sich tief in den Fels hineingegraben hat. Über den Abgrund rauscht ein Gebirgsfluß, der im Sturz wie entfesselt ist, zu glitzern dem Leben erwacht.

Mackenzie dreht sich zu mir um und grinst. „Na, was sagst du dazu?“

Ich schüttle den Kopf und wage mich etwas näher an den Rand der Schlucht heran. „Wie hast du das gefunden?“

Er zuckt die Achseln. „Einfach so beim Herumgehen. Um ein Haar wäre ich da runtergefallen.“

Ich lache. Ein kühler Nebel vom Wasserfall legt sich auf mein Gesicht.

„Schön, nicht?“ sagt er. „Ich hab mir gedacht, du würdest dir das ganz gerne ansehen. Bringt uns Glück beim Goldsuchen.“

In all den Jahren, die wir jetzt zusammenarbeiten, hat er noch nie so etwas zu mir gesagt, und ich bin sprachlos, es überwältigt mich fast.

Er lacht von neuem. „Komm, wir probieren mal, den Felsen da über den Rand zu rollen. Das gibt bestimmt einen Riesenklatscher.“

Und obwohl der Felsblock fest eingezwängt ist, schaffen wir es, ihn zu lockern, an den Abgrund zu schieben und dann den Wasserfall hinunterzuwerfen. Er stürzt mit wuchtiger, massiger Eleganz in die Schlucht, beim Aufprall verspritzt er ein wildes Chaos aus Licht und Farben, um dann krachend zwischen den Steinen im Flußbett zur Ruhe zu kommen.

„He“, sage ich, „da ist noch so einer.“

Wir heben ihn aus der Erde und rollen ihn über den Rand des glitzernden Wasserfalls, wo er hinuntertrudelt und durch einen Regenbogen aus Wassertröpfchen abwärts rast, bis er mit einer derartigen Wucht unten aufschlägt, daß die Spritzer fast bis zu uns nach oben zu kommen scheinen.

Und auf einmal sind wir vollkommen ausgelassen, rollen Felsblöcke über den Abgrund wie die Wahnsinnigen, eine wilde Bowlingpartie, in der die erzielten Punkte in Nebelwolken und Wasserspritzern und grollendem Donner angezeigt werden und deren Ziel der flüssige Vorhang ist, der sich vor dem klaffenden Spalt im Felsen spannt und immer nur sekundenlang aufreißt.

Felsblock um Felsblock schicken wir auf die ungestüme Fahrt in die bodenlose Tiefe, in den offenen Schlund

dieser herrlichen Klamm. Bis wir schließlich völlig erschöpft und erledigt sind, das letzte Krachen von Stein an Stein ist verklungen, und der Fluß entsinnt sich und nimmt seinen gleichmäßig donnernden Lauf wieder auf.

Durchnäßt und schweißgebadet lassen wir uns zu Boden fallen, um wieder zu Atem zu kommen, wir liegen beide kraftlos da und empfinden ein unverbrüchliches Band zwischen uns, das stärker ist als wir.

Nach einer Weile seufzt Mackenzie. „Gehen wir lieber wieder zurück“, sagt er. „Ivan zerschnitzelt vor Ungeduld wahrscheinlich schon die Bäume mit seinem Propeller.“

Er bleibt noch einen Augenblick sitzen, dann gibt er sich einen Ruck und geht davon, dreht sich aber doch noch einmal um.

„Warte noch“, sagt er. „J.L.“

Ich bleibe stehen und warte ab, was jetzt kommt.

Er geht noch einmal zurück zum Wasserfall und blickt einen Moment lang hinunter, dann geht er langsam wieder den Abhang hinauf.

„Auf diese Weise“, sagt er zu niemandem im besonderen, „weiß sie wenigstens, daß wir an sie gedacht haben.“

MILTON

Jeden Tag gehen wir jetzt tiefer ins Tal hinunter, um dort Bäume zu fällen und Pfosten daraus zu machen. Sogar Cap ist mit seiner Axt draußen dabei. Ich hätte nicht gedacht, daß ich hier noch eine Axt schwingen würde.

Sie müssen irgendwas gefunden haben. Sie wollen zwar nicht so recht sagen, was es ist, aber sie sprechen davon, daß wir in zwei Tagen Claims abstecken sollen, und wir arbeiten wie die Verrückten. Am Abend bin ich so geschafft, daß ich kaum etwas essen kann, manchmal ist es schon nach neun Uhr, wenn wir endlich ins Camp zurückkommen. Wenn ich schlafen gehe, dann sitzen Mackenzie und Thompson und Hearne und Franklin noch im Kochzelt und sind in ihre Karten vertieft, und wenn ich wieder aufstehe, sind sie schon wieder da, als wären sie überhaupt nicht im Bett gewesen. Mackenzie zeichnet Diagramme, macht eine grobe Skizze von der Lage der Claims. Er sagt, er braucht noch einen Tag für eine letzte Überprüfung des Geländes, bevor wir mit dem Abstecken beginnen können.

Obwohl wir wie die Tiere arbeiten, sind alle guter Laune. Jerome ist nicht mehr da, keiner spricht von ihm, J.L. macht immer frischen Kaffee, hält das Abendessen warm. Während sie auf uns wartet, daß wir zurückkommen, näht sie winzige Vierecke aus rotem Stoff zusammen. Keine Ahnung, was sie damit machen will, aber ich glaube nicht, daß sie der Typ ist, der kleine Deckchen sticken kann. Ich warte auf eine Gelegenheit, um sie danach zu fragen, wie man ein Mädchen richtig küßt. Sie könnte mir das sagen.

MACKENZIE

Ich brauche noch einen letzten Tag, um das Gebiet auszuwerten, bevor wir die Claims abstecken können. Wir müssen es unbedingt hinter uns bringen, je länger wir damit warten, desto unruhiger werde ich. Wenn wir diese Gelegenheit verpassen, dann würde ich es mir nie verzeihen können. Das hier übertrifft Meteor Ridge noch bei weitem.

Thompson und ich werden morgen hinfliegen und alles noch einmal überprüfen, damit wir ganz sicher gehen können, daß wir auch an den richtigen Stellen abstecken. Wir müssen das gesamte Gebiet des Hauptvorkommens erfassen. Es wird ein langer Tag für uns werden, deshalb bitte ich J.L., mir ein großes Eßpaket fertigzumachen. In den letzten Tagen ist sie geduldig gewesen, hat das Abendessen stundenlang warmgehalten, hat Sandwiches und Thermosflaschen voll heißem Kaffee für uns eingepackt. Sie ist genauso aufgeregt wie wir.

Und da wird mir bewußt, daß sie kein einziges Mal mit draußen gewesen ist. Sie würde die Stelle bestimmt auch gern mal sehen. Wahrscheinlich muß auch sie ein paar Claims abstecken, ohne sie haben wir nicht genügend Leute. Es ist also nur gerecht, wenn wir ihr auch mal zeigen, was wir entdeckt haben. Außerdem könnte sie einen freien Tag gebrauchen. Die anderen werden morgen im Camp bleiben und alles für das Abstecken vorbereiten. Sie werden schon einen Tag lang selbst für sich sorgen können.

„Du, J.L.?“

Sie streicht gerade Brote. „Ja?“

„Willst du morgen mit mir in die Berge kommen und das Gelände mal sehen?“

Sie grinst erst, aber dann zögert sie. „Ich weiß nicht recht, ob ich mit deinen langen Beinen Schritt halten kann.“

„Wir werden den ganzen Tag den Hubschrauber dabei haben. Ich will nur alles ein letztes Mal überprüfen. Wenn du müde wirst, kann dich Ivan ja schnell wieder zurückbringen.“

„In Ordnung. Wenn ich euch nicht im Weg bin.“

„Willst du denn nicht mal die Stelle sehen, wo wir es gefunden haben?“

„Doch, sicher.“ Und dann lächelt sie mich breit an, und ich merke, wie sehr sie sich freut.

Am nächsten Morgen achte ich darauf, daß sie warm genug angezogen ist und Regenzeug mithat, bevor wir uns auf den Weg machen, Ivan und Thompson und J.L. und ich. Thompson nimmt sich den Osthang vor, und ich nehme den Westhang. Ivan setzt J.L. und mich ab und rauscht mit Thompson weiter.

Sie tritt auf dem steilen Hang hinter mir her, ihr Kopf ist unter der Kapuze der gelben Regenjacke kaum zu sehen, aber sie ist so gut gelaunt wie selten. Als ich mit dem Hammer eine dünne Quarzschicht offenlege und ihr das Gold in der frischen Bruchstelle zeige, wird sie ganz aufgeregt.

„Du hast uns wohl nicht geglaubt?“ sage ich lachend.

„Doch, schon, aber es ist ganz anders, wenn man es mit eigenen Augen sieht“, sagt sie zu ihrer Verteidigung. „Es ist irgendwie viel wirklicher.“

„Das kannst du sagen, daß das hier wirklich ist. Es ist besser als alles, was die Firma in den letzten Jahren gefunden hat.“

„Aber du hast es doch gefunden?“

„Alles, was ich finde, gehört der Firma. Dafür bezahlen sie mich ja.“

Sie dreht den Felsbrocken in ihrer Hand hin und her. „Man kann schon verstehen, warum die Alchimisten sich so viel Mühe gegeben haben, wertloses Metall in Gold zu verwandeln“, sagt sie verträumt. „Es scheint ganz einfach zu sein, wenn man sieht, wie es hier in diesem Gestein verborgen ist. Kennst du die Geschichte von dem alten Mann, der ein Fläschchen flüssiges Gold getrunken hat und damit ewige Jugend erlangte?“

Ich lache. „Das sollte ich vielleicht auch machen.“

Unter dem tropfenden Rand ihrer Kapuze sieht sie zu mir hoch. „Weshalb?“

„Naja, das hier wird wohl meine letzte Entdeckung sein.“

„Wieso, du willst doch nicht etwa aufhören?“

„Ich werde langsam alt. Zu alt, um noch lange draußen im Gelände zu arbeiten. Und es ist immer gut, mit einem großen Paukenschlag von der Szene abzutreten. Wenn das hier eine Goldmine wird, dann habe ich ausgesorgt.“

Sie wendet immer noch den Felsklumpen in der Hand, als könnte sie in seiner Bruchstelle etwas erkennen. „Was wirst du dann machen?“

„Viel Geld verdienen. Mit irgendwas anderem wahrscheinlich. Als Sachverständiger.“

Sie wirft mir nur einen stummen Blick zu, durchbohrt meine eigenen Fragen mit ihren Augen.

Aber da kommt Ivan zurück, um uns woanders hinzubringen, und ich prüfe erst noch eine andere Stelle, bevor ich mich zu dem Gedanken überwinden kann, sie einmal zu fragen. Sie steht dicht neben mir und betrachtet wieder eine Gesteinsprobe, die ich in der Hand halte.

Unsere Kapuzen stoßen zusammen, und halten so den peitschenden Regen ein bißchen ab, da legt sie plötzlich den Kopf zurück und sieht zu mir auf, direkt in mein Gesicht. Wieder einmal merke ich, wie gefesselt ich bin, ihr Blick hält mich fest und zieht mich in den Bann, zwingt mich dazu, mich zu öffnen. Und dieses Mal kann ich mich nicht wieder losreißen, ich merke, wie ich ihrer Aufforderung nachgebe, hinter ihren Pupillen wartet sie, um mir die Beichte abzunehmen. Ich habe ihr gegenüber Janice noch nie auch nur mit einem Wort erwähnt, aber trotzdem muß ich ihr überhaupt nichts erklären. Sie weiß es.

Ich zögere, stocke und suche nach den richtigen Worten. „Warum? Was hat sie gewollt?“

J.L. schlägt die Augen nieder, reibt mit dem Daumen über die rauhe Bruchstelle des Felsbrockens. „Weißt du das nicht?“

Ich schüttele stumm den Kopf.

„Glaubst du, sie hat dich verlassen, weil du sie schlecht behandelt hast?“

„Nein.“

„Glaubst du, sie hat dich verlassen, weil du sie gut behandelt hast?“

„Nein.“

„Wie lange hast du gebraucht, bis du dir die Frage nach dem Warum gestellt hast?“

Ich senke den Kopf, weil ich es nur widerwillig zugeben will. „Zehn Jahre.“

Das macht sie nachdenklich. „Sieh mal“, sagt sie, „dieser Stein hier ist solange nichts wert, bis man weiß, woraus er besteht. Es war gar kein Gold, bis du es entdeckt hast, es war überhaupt nicht da, bis du gekommen bist und es gefunden hast.“ Sie dreht sich um und wirft den Stein weg. Er kollert mit einem hellen Ton den Ab-

hang hinunter. Dann sieht sie mir wieder in die Augen und ergreift meinen Arm. „Sie ist gegangen, um sich selbst zu finden. Du warst ein guter Mann, aber das konntest du ihr nicht geben, es hatte nichts mehr mit dir zu tun. Sich selbst hat sie gesucht, und ihre einzige Möglichkeit, sich zu finden, war es, dich zu verlassen.“

„Aber“, stammle ich, „ich hätte sie doch nicht daran gehindert, das zu tun, was sie wollte.“

„Genau das ist es doch. Überhaupt der Gedanke, daß du es ihr erlauben oder sie daran hindern könntest. Deswegen ist sie weggegangen.“

Ich bin wie gelähmt, es hat mir die Sprache verschlagen, dann aber glaube ich, mich verteidigen zu müssen: „Kannst du mir glauben, daß ich es nicht gewollt habe?“

„Natürlich“, antwortet sie. „Die ganze Erziehung, der ganze Druck von außen. Nicht dein Fehler. Aber dann gib auch nicht ihr die Schuld dafür, daß sie diesen drastischen Ausweg gewählt hat.“

Was da in meiner Schläfe hämmert, ist das Pochen meiner eigenen Anmaßung. Ich packe den Stiel meines Hammers und versuche mit aller Kraft, dem Gedanken an meine Hybris zu entfliehen, diese frevelhafte Überheblichkeit, die ich begangen habe, in der ich mich in dem Glauben gewiegt habe, daß das Leben eines anderen Menschen zu meiner Verfügung stünde, daß ich irgendein Recht besäße, das zu wollen. Und das schwindelerregende Gefühl der Schwärze, das ich jetzt empfinde, ist Scham, nichts anderes als Scham.

Und dann klärt sich das Dunkel wieder auf, der Regen fällt immer noch wie ein kühler Schleier auf mein Gesicht. Ich stehe hoch oben auf einem Berg neben einer kleinen Frau, die mit beiden Händen eine meiner Hände hält.

„Immerhin“, sagt sie, und ihre Finger schließen sich warm und beruhigend um meine, „immerhin hast du

deinen Fehler wiedergutmacht, indem du selbst zu dieser unangenehmen Erkenntnis gelangt bist. Die meisten Männer wollen die Wahrheit gar nicht wissen, und selbst wenn sie sie kennen, weichen sie ihr aus.“

Ihre Augen könnten sich immer mehr weiten und mich in sich aufnehmen. Wenn ich zu einem winzigen Bild in diesen bodenlosen Pupillen werden könnte, dann wäre ich gerettet, erlöst. Aber auch sie wird wieder weggehen, wenn der Sommer vorbei ist, sie wird in ihre eigene Welt entschwinden, und wir Männer hier werden zurückbleiben und nur noch ihren Geruch, ihren Geschmack für uns behalten.

Da hebt sie ihre Hand streicht die Regentropfen aus meinem Gesicht. „Jetzt noch nicht“, sagt sie mit leiser Stimme, „noch nicht. Denk nicht schon wieder ans Morgen. Erinnerst du dich noch, wie es das letzte Mal war? Ich mußte dir sagen, daß ich ein Mädchen bin!“

Ich lache. „Ich muß dir ja völlig begriffsstutzig vorgekommen sein.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, nur unvorbereitet. Wenigstens wirst du dir nie wieder so eine vorgefaßte Meinung machen.“

„Ich werde mir überhaupt keine vorgefaßten Meinungen mehr machen.“ Und von weit weg, unter dem Prasseln des Regens, höre ich das Dröhnen des Helikopters, als Ivan ihn gerade über den Gebirgskamm hebt. Wir winken ihm zu, und er läßt die Maschine langsam durch die Sturmböen niedergehen. Wir bücken uns, um uns vor dem Regen und dem heulenden Propeller zu schützen, und rennen auf den Landeplatz zu. Sie reißt die Tür auf, aber vor dem Einsteigen schiebt sie sich die Kapuze vom Kopf und grinst mich über die Schulter an.

„Komm, König Midas mit den goldenen Händen“, sagt sie, „jetzt stecken wir die Claims hier ab.“

HUDSON

Es ist viel aufregender, als ich es mir immer vorgestellt habe. Wir stecken Claims ab, wir haben tatsächlich etwas gefunden! Der Hubschrauber setzt uns mit einer Ladung Pfosten auf dem Berg ab, und wir müssen jeden Claim einzeln abstecken, wir müssen die Pfosten in die Erde einschlagen und sie unten mit Steinhäufen abstützen. Und Jerome ist auch nicht da, er kann uns den Spaß nicht verderben mit seinen höhnischen und verächtlichen Bemerkungen, von denen alle schlechte Laune bekommen würden. So habe ich mir die Arbeit als Geologe in Kanada vorgestellt. Es ist eine verdammt schwere Arbeit, aber es ist etwas Richtiges, man kann hier wirklich was finden.

Unglaublich. Eine Goldader. Wenn ich das erst den Leuten zu Hause erzähle!

IVAN

Das ganze Camp ist in wilder Begeisterung. Heute früh hat sich irgend jemand eingebildet, ein Flugzeug zu hören, und alle waren gleich außer sich. Sie haben vor, das Gebiet innerhalb von drei Tagen abzustecken, und wenn sie sich zugrunderichten sollten. Mackenzie sagt, wo es hingehet, ich setze sie ungefähr an der richtigen Stelle ab und lasse jedem ein paar Claimpfosten da, und dann rennen sie los, sie rennen wirklich die Berge rauf und runter und treiben ihre Pfosten in den Boden. Es gibt nichts Besseres als die Hektik beim Abstecken eines Claims, um alle Leute auf Trab zu bringen. Vor allem, wenn das Ganze ein richtiger Golddrausch ist.

Es ist streng verboten, die Pfosten vom Hubschrauber aus abzuwerfen, und Mackenzie hält sich genau an die Gesetze, also haben die Männer hier wirklich etwas zu tun. Sie laufen und klettern mehr als während des ganzen Sommers. Und aufgereggt sind sie! Sie benehmen sich wie kleine Kinder. Franklin ist auf dem Rücksitz des Hubschraubers und singt aus voller Kehle. Hearne hat sich über und über mit orangen Fähnchen behängt — er sieht aus wie eine Verkehrsampel. Sogar Milton versucht, sich selbst zu übertreffen, indem er mehr Pfosten auf einmal schleppt als jeder andere. Und Hudson, na, der hat seine sprichwörtliche britische Gelassenheit völlig abgelegt.

Ich habe soviel damit zu tun, jeden überall hinzubringen, daß ich gar nicht mehr genau weiß, wo jeder einzelne eigentlich ist, deshalb lasse ich es mir von Mackenzie

sagen. Er hat alles unter Kontrolle. Die Midas-Claims, so nennt er unseren Fund. Und er läuft mit einem so breiten Grinsen herum, daß er eine Banane quer essen könnte.

Und dann J.L. Sie zwinkert mir ab und zu mal mit einem Auge zu. Hält unser Kochzelt warm, hat immer einen heißen Kaffee auf dem Ofen. Sie hat Essen für uns, wenn wir kommen, und hat wieder Essen für uns, wenn wir das nächste Mal losgehen. Sieht uns zu und lacht und läßt die Flasche mit dem Scotch herumgehen.

Ich muß schon sagen, man kommt zwar kaum dazu, mal pissen zu gehen, aber soviel Spaß habe ich schon seit Jahren nicht gehabt.

MACKENZIE

Abstecken der Claims:

1. Pfosten zurechthauen.
2. Stellen vorbereiten — Schnüre zum Abmessen zurechtschneiden.
3. Abstecken — Pfosten in die Erde rammen (2 Pfosten pro Claim)
4. Eidesstattliche Erklärung des Absteckers mit genauen Ortsangaben der Claims zum Registrieren an das Bergbauamt einschicken.
5. Sobald die Plaketten vom Bergbauamt zurückkommen, werden sie an den Pfosten angebracht.

THOMPSON

Die Midas-Claims. Der Klang gefällt mir, ein perfekter Name für unsere Entdeckung. Franklin meint zwar, es würde Unglück bringen, weil König Midas kein glücklicher Mensch war, aber Mackenzie sagt, die Idee sei von J.L. gekommen, und wenn es um Glück geht, dann bin ich jederzeit auf ihrer Seite.

Die letzten zwei Tage haben wir wie die Irren gearbeitet, und morgen müßten wir fertig werden. Mackenzie will ganz sicher gehen, daß wir kein Gebiet auslassen, wo man eventuell etwas finden könnte; es wäre äußerst peinlich, wenn ein anderer direkt neben uns seinen Claim absteckt und dann nachher das meiste rausholt. Mackenzie freut sich unglaublich, er hat das andere vollkommen vergessen, was ihn vorher so unglücklich gemacht hatte. Die ganze Mannschaft freut sich. Nichts ist für eine gute Zusammenarbeit besser als ein bißchen Aufregung.

In den Yukon Territories gilt das Zwei-Pfosten-System. Ein Pfosten am Anfang und einer am Ende, bei einer Länge von 500 Metern. Der einzige Nachteil ist, daß pro Person hier oben nicht mehr als acht Claims abgesteckt werden dürfen. Mittlerweile haben wir schon acht für jeden aus der Mannschaft, das heißt, wenn Mackenzie morgen noch ein paar mehr dazunehmen will, dann müssen wir J.L. einsetzen. Dann wären es insgesamt achtzig Claims. Wenn wir damit nicht das ganze Goldvorkommen abgedeckt haben, dann weiß ich nicht.

Das ist vielleicht ein Gefühl. Merkwürdig, in der all-

täglichen Knochenarbeit der Erzsuche vergißt man diesen Nervenkitzel ganz, den man immer bekommt, wenn man etwas wirklich Vielversprechendes entdeckt, wenn man genau weiß, daß man auf etwas gestoßen ist, das einmal eine Mine werden könnte. Das ist der Traum jedes Geologen.

Am nächsten Morgen sagt Mackenzie: „J.L.? Ob du uns wohl heute mal ein bißchen helfen könntest?“

Ihr Gesicht leuchtet auf. „Darf ich auch einen Claim abstecken?“

„Ja, wir brauchen dich, um ein Gebiet mitnehmen zu können, das ich nicht gern auslassen möchte.“

Sie ist schon fertig, als alle anderen noch beim Frühstück sind, als ob sie wirklich das größte Ereignis des ganzen Sommers vor sich hätte. Ich kann es ihr nicht verübeln. Einen Claim abstecken, tatsächlich ein Erzvorkommen finden und mit Pfosten markieren.

Wir fliegen mit dem Hubschrauber hin und nehmen Franklin und Hearne mit. Nachdem Ivan uns abgesetzt hat, werden wir die Pfosten für sie tragen, und ich werde ihr die Stellen zeigen, wo sie hingehören, aber sie wird sie dann selbst in den Boden schlagen.

Und sie tut es auch, sie steckt acht Claims ab. Rammt die Pfosten in die Erde und häuft Steine rundherum, so daß sie nicht umfallen können. Auf jeden Pfosten schreibt sie den Namen des Claims und seine Nummer, Datum und Uhrzeit, die Himmelsrichtung zum zweiten Pfosten, die Entfernungen nach rechts und links, und zum Schluß ihren Namen, J.L. Am Abend dieses Tages ist sie so müde, daß sie kaum noch die Beine heben kann, aber sie ist vollkommen zufrieden mit sich.

Sie schlägt gerade den letzten Pfosten mit dem Hammer ein, als ich aus den Augenwinkeln in weiter Entfernung auf dem flachen Hang des Berges eine Bewe-

gung bemerke. Franklin steht ein paar Meter weiter weg, und Hearne macht — was schon? — ein Foto, aber sowohl J.L. als auch ich sehen die Gestalt, den Schatten, der in diesem Moment einen der letzten sonnenbeschiedenen Flecken da oben überquert. Wir sind sofort ganz gespannt, reißen die Augen auf und blicken wie von einer unentrinnbaren magnetischen Kraft angezogen in dieselbe Richtung. Langsam, unendlich gemächlich tritt der Schatten mit schweren Schritten über den langen Hang, bewegt sich auf einem kleinen Kar zum Kamm hinauf.

J.L. beschriftet den Pfosten, häufelt ihn unten mit Steinen an, und die ganze Zeit hält sie angestrengt nach dem Schatten Ausschau. Der Bär wandert träge über das Kar, bleibt hin und wieder stehen, um an irgend etwas zu schnüffeln und mit der Schnauze im Boden zu wühlen. Hearne hat inzwischen sein Foto gemacht, und Franklin dreht sich zu uns um. „Der Hubschrauber kommt schon.“

J.L. wirft mir einen verzweifelten Blick zu, aber da kommt das Propellergeräusch schon näher, wird immer mächtiger. Sie sucht mit den Augen den ganzen Bergkamm ab und strengt sich an, die Gestalt in der hereinbrechenden Dämmerung wiederzufinden, aber sie scheint verschwunden zu sein, es ist nirgendwo mehr eine Bewegung zu erkennen.

Der Helikopter hat neben uns aufgesetzt, und Franklin und Hearne sind schon eingestiegen. „Warte noch“, sagt sie. „Bitte warte noch.“

Und auch ich suche nun den Kamm nach einer Bewegung ab. Nach einer Bestätigung. Aber er ist wie ausgestorben, völlig leer.

Sie läßt ihren Blick noch einmal schweifen, und dann höre ich einen leisen, verzweifelten Schrei, fast ganz

übertönt vom Heulen des Motors, bevor sie sich umwendet und in den vorderen Sitz des Hubschraubers klettert.

Ich setze mich hinter sie, lege ihr meine Hand auf die Schulter, aber sie will von mir keinen Trost. Sie will die Bärin.

Der Helikopter hebt vom Boden ab, dreht sich in der Luft, und dann, gerade als wir den Kamm überfliegen, richtet sich die Bärin vor uns auf, riesig und unversöhnlich füllt sie den ganzen Himmel zwischen den Hängen des Gebirges aus, ihre Silhouette hebt sich wie ein gigantisches, zottiges Omen vom hellen Hintergrund ab. Ihre Klauen greifen in die Luft — ein bißchen dichter, und sie würde uns packen und aus dem Himmel reißen, in ihre massige Umarmung herunterziehen. Sie füllt unser Gesichtsfeld ganz aus, und dann läßt sie sich auf alle vier fallen und ist ebenso schnell wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht war, wieder ist der Kamm zwischen den Berggipfeln wie leergefegt.

Hearne und Franklin und Ivan merken nichts. Aber ich habe gesehen, wie sich J.L.s Mundwinkel bewegt haben, ich habe gesehen, wie ihre Lippen ein heimliches Gebet, eine Beschwörungsformel ausgestoßen haben.

Jetzt bin ich schließlich doch erschöpft.

Im Camp ist alles still, kein Mensch zu sehen. Erst denke ich, daß sie alle schon schlafengegangen sind, weil sie so müde waren, aber als wir ins Kochzelt reingehen, da sind sie alle dort versammelt, schreien und winken. „Überraschung, Überraschung!“ Sie haben das Innere des Kochzelts mit Wimpeln und kleinen Fähnchen dekoriert, das Abendessen ist schon fertig, und irgendeiner hat einen Kuchen gebacken, auf dem mit Schokoladenguß geschrieben steht: „Midas-Claims“. Diese Party ist eigentlich für J.L. Sie lassen sie am Tisch Platz nehmen und erlauben ihr nicht, auch nur einen Finger zu rühren,

stehen um sie herum und bedienen sie und fragen sie, ob sie alles richtig machen. Wie sich herausstellt, hat Milton das Essen zubereitet. Es ist gar nicht einmal schlecht geworden, auch wenn er nicht so gut kochen kann wie J.L. Sie lacht und ist mit allem restlos zufrieden.

An diesem Abend machen wir ein paar Flaschen auf, wir zünden ein loderndes Feuer an und sitzen darum herum und trinken und erzählen bis zwei Uhr früh Geschichten. Nichts macht eine Gruppe von Geologen so glücklich wie das Abstecken von Claims. Und als jeder von uns in sein Bett wankt, ruft uns Mackenzie noch nach: „Das Aufstehen könnt ihr morgen früh vergessen. Wir machen uns alle einen freien Tag.“

Ich werde noch ein bißchen aufbleiben und einen langen Brief an Katie schreiben, will versuchen, ihr zu erklären, was ich mit J.L.s Hilfe begriffen habe. Dieser Sommer ist so gut gewesen, daß ich beinahe gar nicht will, daß er aufhört. Trotzdem, ich freue mich schon darauf, zu ihr zurückzukommen, jetzt wird alles noch schöner werden.

HEARNE

Ich hab's. Ich hab das perfekte Foto gemacht. Endlich. Und um ein Haar hätte ich die Gelegenheit verpaßt, ich hab sie mir beinahe durch die Lappen gehen lassen wie schon so viele andere versäumte Gelegenheiten.

Wir stehen geduldig im schwindenden Licht und warten darauf, daß J.L. mit dem Einschlagen ihres letzten Pfostens fertig wird. Der Schatten des Berges hinter uns hat sich lang und blau über das Tal gelegt, ein Tag geht langsam zu Ende.

J.L. war den ganzen Tag so entschlossen bei der Arbeit, hat ihre Pfosten in den Boden gerammt, sie unten mit Steinhaufen vor dem Umfallen gesichert und dann mit den notwendigen Angaben beschriftet. Alle diese Handlungen führt sie so ernsthaft und so konzentriert aus, daß es mir scheint, als hätte das Abstecken der Claims noch eine andere Bedeutung für sie, als wäre es ihre Abschiedszeremonie an den Yukon, eine Geste, mit der sie sich diesem Ort einprägen kann.

Thompson hält ihr den Pfosten gerade, während sie mit dem Hammer ausholt, um ihn mit einem Schlag in die Erde zu treiben; jeder Muskel ihres schwächtigen Körpers spannt sich an, damit der Schlag schnell und wirkungsvoll geführt werden kann, und dieses Bild ihrer Bewegung rührt ganz tief in meinem Inneren etwas an, so intensiv, daß ich beinahe nach Luft schnappen muß. Das ist mein perfektes Foto.

Hastig wühle ich meinen Fotoapparat aus dem Ruck-

sack, mache die Tasche auf, schraube den Objektivdeckel herunter und stelle auf sie scharf, wie sie gerade über dem Pfosten steht und sich selbst und den Hammer in ihn hineinschleudert, die Bewegungsstudie eines Schläges, mit dem sie diesen Pflock tief in die Stirn der Erde hineintreibt, sie schlägt ruhig und sicher zu und weiß genau, wohin ihr Schlag trifft. Einen Augenblick lang habe ich das Gefühl, sie rammt Pfosten in alles hinein, was ich kenne oder jemals fotografiert habe, sie führt mit dem Hammer einen Pulsschlag des Lebens aus. Und dann habe ich es, ich habe den Verschuß klicken lassen und das perfekte Bild für immer festgehalten. Ich packe meine Kamera wieder ein, denn ich weiß, daß ich nur eine Aufnahme machen kann. Das perfekte Foto gibt es nur einmal, es würde zerstört werden, wenn ich es mehrmals versuchte.

Nachdem sie den Pfosten fest im Boden verankert hat, dreht sie sich um, und der Moment ist vorbei, für immer vergangen. Bis auf den Schatten ihrer Gestalt, den ich festgehalten habe, wird das perfekte Bild niemals wieder zu sehen sein.

MILTON

Ich habe sie gesehen. Ich habe einen Dauerlauf hinter dem Camp gemacht, bin über den steinigen Boden gerannt, um von den trinkenden Männern und dem Lagerfeuer fortzukommen, und da habe ich sie gesehen. Die anderen wanken alle zu ihren Zelten, um sich schlafen zu legen, und nur die beiden bleiben übrig und sehen einander über die Flammen hin an. Mackenzie sagt kein Wort zu ihr. Er steht auf und geht gebeugt mit langen Schritten zu seinem Zelt. Sie folgt ihm, sie geht schweigend hinter ihm her. Als er bei seinem Zelt angekommen ist, dreht er sich um, hält die Türklappe für sie auf und tritt dann hinter ihr ein. Sie machen kein Licht, kein Streichholz flammt auf. Aber der Reißverschluß bleibt offen, vergessen.

Ich konnte einfach nicht anders. Ich lasse mich auf die Erde fallen und krieche auf Händen und Knien auf das Zelt zu, drücke mich dabei flach an den Boden. Kein Geräusch zu hören, nur das entfernte Plätschern des Sees. Ich krieche noch näher, schiebe den Kopf um die Ecke des Zelts, so daß ich durch eine offene Spalte der Luftklappe hindurchsehen kann.

Was sich mir dort zeigt, läßt mich zur Salzsäule erstarren, ich könnte ins Moos gestampft sein. Sie steht in dem Zwischenraum der beiden Feldbetten vor ihm, und er zieht sie aus, nimmt ihr Schicht für Schicht die Kleider vom Körper. Ich bin hin und hergerissen zwischen dem Gedanken ans Wegrennen und dem Wunsch zu bleiben, aber jetzt bin ich hier gefesselt,

eingefangen. Zuerst kommt die Jeansjacke, dann eine Skiweste aus Nylon, ein dicker Pullover, ein Hemd, ihr T-Shirt, ihre Blue Jeans, ihre Unterhose. Sogar ihre Schuhe und ihre Socken, all das löst er von ihrer Haut, als würde er eine Orange schälen. Dann ist sie vollkommen nackt, steht aufrecht und stolz inmitten des wirren Haufens ihrer Kleidungsstücke. Kein Zentimeter ihrer Haut schämt sich dafür. Und ihr Körper leuchtet, strahlt eine Hitze und eine Helligkeit aus, von der ich nie gedacht hätte, daß Körper so etwas haben können. Wie aus durchscheinendem Glas, wunderbar geformt.

Er beugt sich zu ihr, berührt sie nicht mit seinem Körper, sondern läßt seine Lippen über ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Arme huschen. Sie wendet sich in alle Richtungen für ihn, kommt ihm entgegen, hält sich gerade noch außerhalb seines zögernden Griffs.

Er berührt sie, umfaßt das schmale Knochengerüst ihres Körpers und dreht es in seinen Händen, ganz behutsam, wie ein Entdecker, in seinen schwieligen Händen hält er sie fest und streicht ihr über die Haut und fährt den Konturen nach wie beim Töpfern einer Vase, wie einer in Entstehung begriffenen Form.

Und dann sehe ich, wie er sie an das rauhe Material seiner Stiefel und seiner Jeans und seines Flanellhemdes zieht, ihren Körper dicht gegen seinen drückt und sie küßt.

So macht man es also.

Aber ich erwarte mehr, ich erwarte, daß er noch etwas anderes mit ihr tut. Er tut jedoch nichts, dreht sie nur weiter in seinen Händen, dreht sie in diese und in jene Richtung, als ob er in ihrer Gestalt etwas entdecken würde, das auch für ihn neu ist. Er streicht mit seiner Hand über die Konturen ihres Körpers, als wollte er ihn aus-

wendig lernen, um ihn dann immer für sich zu haben und zärtlich streicheln zu können.

Und dann ist es vorüber. Sie zieht sich wieder an und knöpft sich das Hemd zu und nimmt ihren Hut, den sie auf Jeromes Feldbett gelegt hat. Sie können sich im Dunkeln nicht erkennen, und sie sprechen auch nicht miteinander. Sie geht aus dem Zelt hinaus und ist weg, ihre Füße sinken auf dem Weg zu ihrem eigenen Zelt weich im Moos ein.

Aber ich habe es gesehen, der Schrecken und das Glück haben mich wie ein Hammerschlag getroffen. So macht man einen Kuß.

MACKENZIE

Ich habe sie nicht dazu aufgefordert, mir nachzugehen. Ich habe sie nicht aufgefordert, in mein Zelt zu kommen und sich mir zu öffnen, sich von meinen Händen sanft erforschen zu lassen. Es hat mich wieder an Yellowknife erinnert, wie sie da in dem dreckigen Klo vor mir stand und auf meinen Schwanz starrte und mir dann gesagt hat, daß sie ein Mädchen ist. Nur weiß ich inzwischen, daß sie eine Frau ist, und der Unterschied zeigt sich in der Berührung.

Ich will all diese Dinge niemals wieder als selbstverständlich hinnehmen: das Wunder einer solchen Haut wie der ihren, die Röte und die Blässe ihres sanften Einverständnisses, die Art, wie sie ihren Körper für mich in jede mögliche Richtung gedreht hat, damit ich wieder ein Gefühl dafür bekommen konnte, eine Frau, wie sich eine Frau anfühlt.

Sie drehte sich in meinen Händen, mit jeder ihrer Bewegungen wurde die gläserne Klarheit ihrer Haut noch durchscheinender, es war fast, als könnten meine Hände ein Licht in ihr entzünden.

Und dann umarmt sie mich, wir umarmen einander in einem großen, stöhnenden, taumelnden Kuß, der alles um uns herum sich wild drehen läßt und uns magisch verzaubert, der uns auszehrt und doch erfüllt und vollkommen überwältigt.

Und aus welchen Gründen auch immer sie es getan haben mag, ich weiß, daß es nie wieder eine Frau geben wird, die sich so wie sie anfühlt.

J.L.

Wenn es auch nur seinetwegen war, so habe ich mich doch erlöst, ich habe eher errettet als verdammt. Seine rauhen Hände auf meiner Haut, die meinen Körper so zärtlich zwischen den Handflächen drehten, als wollten sie mich aus einem langen Schlaf erwecken, ein Preislied wie kein anderes, ein Hoffnungsschimmer, eine Aufforderung für die Jahre des vollkommenen Friedens. Heute nacht werde ich ruhen. Sie sind gesättigt und sie haben gebeichtet und sie wurden erlöst, und ich habe nichts getan als das, was ich tun mußte. Damit lasse ich es gut sein.

Jerome kommt hier an und erzählt eine Menge Geschichten über Schlägereien und Trinkgelage und ziellose Erkundungszüge außerhalb des festgelegten Gebiets. Nach allem, was er berichtet, steht es um Mackenzies Projekt nicht allzu gut. Ich mache mir keine Sorgen. Ich setze Vertrauen in Mackenzie, und ich habe den Verdacht, daß bei Jerome die Symptome berufsbedingter Eifersucht durchkommen. Aber immerhin, es handelt sich um ein großes Projekt, in das wir viel Geld hineinsteckt haben. Vielleicht wird es doch Zeit, daß Mackenzie langsam daran denkt, die Arbeit im Gelände aufzugeben und sich hinter einen ruhigen Schreibtisch zu setzen.

Schließlich nehme ich mir vor, gemeinsam mit Jerome zurückzufliegen und mir das Uranvorkommen und das Camp gleich jetzt mal genauer anzusehen, anstatt auf den Rundflug mit den Firmenchefs zu warten. Außerdem macht es sicher Spaß, mal eine Woche lang draußen zu sein. Eine ganz nette Abwechslung.

Aus der Luft gesehen, liegt das Camp völlig verlassen im Licht der Morgensonne da. Es scheint direkt am Rand des Sees zu schweben, als ob dieser mächtige Erdrutsch es von weiter oben dorthin befördert hätte.

Wir gehen langsam tiefer, bis die Schwimmer ins Wasser eintauchen, lassen uns eine Weile treiben, um den Schwung zu verlieren, wenden dann und tuckern zum Camp hin. Es sieht leer aus, niemand kommt herunter ans Ufer, kein Mensch ist zu sehen.

Der Pilot tritt hinaus auf einen der Schwimmer und springt mit einem Satz ans Ufer, macht das Flugzeug fest. „Sieht nicht aus, als wenn jemand zu Hause wäre“, stellt er fest.

„Da siehst du, was ich gemeint habe“, sagt Jerome.

Ich gehe hinaus ans Ufer und rufe: „Hallo!“

Keine Antwort. Ich brülle noch einmal aus vollem Hals: „Hallo!“

Der Pilot sieht mich an und zuckt die Achseln. Wenn die Zelte nicht da wären, würde man nicht auf den Gedanken kommen, daß hier überhaupt jemals Menschen gewesen sind.

„Sie sind wahrscheinlich alle an Schwanzfäule verreckt“, sagt Jerome.

Ich höre ein ganz leises Rascheln und Knistern, und dann, ganz langsam und knirschend, wacht das Camp auf, die Männer tauchen einer nach dem anderen aus ihren Zelten auf, ziehen Stiefel an und knöpfen Hemden zu, blicken mit zusammengekniffenen Augen zur Sonne auf. Mackenzie kommt um die Ecke des Kochzelts, ist noch dabei, sich die Jacke anzuziehen. Er bleibt überrascht stehen, als er mich sieht.

„P.Q.? Was machst denn du hier?“

„Na, ich komme doch jedes Jahr einmal zu dir raus.“

Er schaut verwundert. „Ist das der alljährliche Rundflug? Ein bißchen früh, oder?“

„Nun ja . . .“ Ich versuche diplomatisch zu sein. Wenn sie hier um elf Uhr morgens noch alle schlafen, dann hat Jerome offensichtlich in einer Hinsicht recht: in diesem Camp fehlt die Disziplin. „Ich dachte mir, ich komme schon ein bißchen früher raus, wollte mal nachsehen, wie ihr so vorankommt.“

„Wir kommen gut voran. Hast du nicht jeden Monat meine Berichte gelesen?“

„Das schon, aber wir haben gehört, daß es bei euch ein paar Schwierigkeiten gegeben hat.“

„Schwierigkeiten? Schwierigkeiten?“ Dann hat Mackenzie anscheinend verstanden, er wirft den Kopf zurück und lacht schallend.

„Ich muß schon sagen, es zeugt nicht gerade von besonderer Arbeitsmoral, wenn man um elf Uhr vormittags in ein Camp kommt und herausfindet, daß noch alle im Bett liegen.“

„P.Q.“ Mackenzie packt mich am Arm und zieht mich in Richtung Kochzelt hinter sich her. „Ich möchte dir mal was zeigen. Dir auch, Jerome. Komm mal mit.“

Er grinst über das ganze Gesicht, und ich frage mich, was wohl in ihn gefahren ist. So aufgekratzt habe ich ihn noch nie gesehen. Im Kochzelt packt er einen Stuhl und stellt ihn mir bereit. „Hier. Setz dich hin, P.Q.“ Dann nimmt er einen Sack mit Gesteinsproben, macht ihn auf und legt einen von Quarzadern durchzogenen Felsbrocken vor mich auf den Tisch. Er öffnet einen zweiten Sack und holt noch eine Probe heraus, dann noch eine.

„Na, was ist?“ sagt er. „Worauf wartest du? Sieh sie dir an. Soll ich dir meine Handlupe borgen?“

Ich nehme das erste Probestück, halte es ans Licht und im selben Moment bleibt mir schon die Luft weg. Ich hab ja schon öfter Gold vor mir gehabt, aber sowas wie das hier sehe ich zum ersten Mal außerhalb einer Goldmine. Ich nehme die nächste Probe in die Hand, und die ist sogar noch besser, das Zeug springt einem ja direkt in die Augen. Mackenzie lehnt am Tisch und grinst mich an, Jerome sieht abwechselnd ihn und mich an.

„Na, was meinst du, was das ist, P.Q.?“

„Sieht fast so aus, als wäre da Gold drin.“

„Na, ist das nicht interessant?“ meint Mackenzie.

„Und was würdest du an meiner Stelle denn machen, wenn du sowas gefunden hättest?“

„Ich würde das Gebiet abstecken.“

„Aber wir sind ja viel zu sehr damit beschäftigt, zu saufen und Feste zu feiern und mit der Köchin herumzuschäkern und das gute Geld der Firma sinnlos zu verprassen. Wir finden nichts, wir machen bloß immer die ganze Nacht durch und schlafen dann bis Mittag!“ Und er bricht wieder in Lachen aus.

Ich sehe ihn an und muß vor Erstaunen den Kopf schütteln. Ich hab ja gewußt, daß ich mir seinetwegen keine Sorgen machen muß, aber eine Goldmine hatte ich nicht gerade erwartet.

„Also P.Q.? Was sagst du dazu?“

Ich halte den Goldklumpen in meiner Hand hoch und grinse. „Ich möchte mich aufrichtig bei dir entschuldigen, daß ich dich angefahren habe, weil ihr euch den ganzen Morgen ausschlaft. Und dann würde ich ganz gerne mal die Claims sehen.“

„Entschuldigung angenommen. Holen wir Ivan und machen uns auf den Weg zu den Midas-Claims.“

Armer Jerome. Man hat es nicht leicht, wenn man mit einem wie Mackenzie konkurrieren will.

JEROME

Sie ist schuld daran, daß ich mich so saumäßig fühle. Ohne sie wäre der ganze Sommer völlig anders verlaufen, all diese Sachen wären niemals passiert. Aber sobald eine Frau im Camp ist, gibt es sofort Ärger, sie kann nichts anderes als Dreck aufwirbeln. Aber jetzt reicht's mir. Ich für meinen Teil finde, es ist inzwischen höchste Zeit, daß sie mal jemand daran erinnert, wo sie hingehört, daß sie einen Dämpfer bekommt. Dieser kleinen Schlampe muß man jetzt endlich mal eine Lektion erteilen, und ich bin hier anscheinend der einzige Kerl mit genügend Saft in den Knochen, der sich das zutraut.

Sie hat die Männer gegen mich aufgehetzt, Mackenzie ist auch auf sie hereingefallen, sie hat mich hier vor allen zum Narren gemacht, und sowas macht keiner ungestraft mit mir.

Mackenzie im Bett neben mir schläft tief und fest. Vorsichtig greife ich mit einer Hand unter mein Feldbett, meine Finger schließen sich um den Griff der Magnum, ich spüre beim Hochheben ihr Gewicht. Ich gleite aus meinem Schlafsack, lege den Revolver auf das Bett, während ich mir die Hosen anziehe und in die Schuhe schlüpfte, dann greife ich wieder danach und nehme ihn mit mir hinaus in die Nacht.

Im ersten Augenblick hat er mich überrascht. Heute nacht war ich nicht auf ihn vorbereitet. Ich war zwar ein wenig unruhig die ganze Zeit, lag wach und schlief für eine Weile ein, nur um gleich wieder aufzuwachen. Und deswegen wußte ich nicht genau, ob die Schritte in meinem Traum vorgekommen waren oder ob ich sie wirklich gehört hatte. Und der Reißverschluß an meinem Zelt, habe ich das auch geträumt? Sobald er sich über mich wirft, sobald ich spüre, wie sein Gewicht mich niederdrückt, wird es mir natürlich sofort klar. Ich kann mich kaum bewegen unter seinem massigen Körper, aber ein Teil meines Verstandes sagt mir, daß er mir gar nichts tun kann, solange ich in meinem Schlafsack liege. Und dann fühle ich den Lauf dieses schrecklichen Revolvers an meiner Schläfe.

„Komm schon, du kleine Hure, komm raus da!“

Ich zwinge mich zu einer Bewegung, zwinge mich dazu, den Schlafsack aufzumachen, und schiebe mich heraus, erst die Arme, dann die Beine. Ich weiß genau, daß er seinen Revolver ohne viel Nachdenken auch benutzen würde, vielleicht würde er nicht auf mich schießen, aber er braucht ihn mir ja nur über den Kopf zu ziehen. Als ich schon beinahe ganz heraus bin und irgendwie gekrümmt auf dem Schlafsack liege, fummelt er an seiner Hose herum. Und auf einmal wird mir die ganze Situation sonnenklar, und um ein Haar lache ich ihn aus wegen seiner Ungeschicklichkeit. Er kniet über mir und hebt seinen Körper für eine Sekunde in die Höhe, um

seinen Reißverschluß zu erreichen, gerade weit genug für mich, um meine Knie an den Körper zu reißen und ihm mit voller Wucht in die Leistengegend zu treten. Er jault auf, aber ich gebe ihm keine Gelegenheit, sich davon zu erholen. Wieder und wieder stoße ich ihm mein Knie in den Unterleib, und kämpfe dabei die ganze Zeit mit ihm um die Magnum, will sie ihm aus den grobknochigen Händen winden. Und dann fällt er zur Seite, und ich habe sie in der Hand, ich stehe mit einem geladenen Revolver über ihm.

Er versucht sich aufzurichten, will noch einmal auf mich losgehen, aber ich halte ihm den Revolver ins Gesicht.

„Das würdest du dich nie trauen“, knurrt er. „Laß den Revolver fallen.“

„Ach, glaubst du? Nichts würde ich lieber tun, als dir deine Eier wegzuschießen.“

„Versuch's doch“, sagt er. „Du hast ja gar nicht den Mut dazu.“

Ich habe einen Schleier aus Blut vor meinen Augen, und auf einmal wird mir klar, daß ich jetzt mit einer Waffe auf ihn schießen und ihn treffen könnte und mir niemals Vorwürfe deswegen machen müßte. Ich richte den Revolver auf ihn und drücke den Abzug, aber er war immerhin vorsichtig genug, ihn gesichert zu lassen. Ich lasse den Sicherungshebel zurückklicken und ziele zwischen seine Beine.

„He“, brüllt er, „mach doch keinen Blödsinn!“

Ich zögere einen Moment, dann richte ich die Waffe auf das Zelt Dach und drücke ab.

MACKENZIE

Fast kommt es mir so vor, als wäre ich noch vor dem Schuß aufgewacht, schon bevor der Revolver losgeht. Der Knall ist dann nur noch die letzte Bestätigung dafür, daß jetzt genau das passiert ist, was ich schon so lange befürchtet habe.

Daß ich aus dem Bett springe und zu ihrem Zelt renne, geschieht beinahe noch, bevor ich den Schuß überhaupt höre, so als ob ich ihn immer wieder hören würde und nur in Zeitlupe vorwärtskäme, zu spät. Endlich bin ich da, ich stolpere eine Ewigkeit lang über den steinigen Boden, aber ich schaffe es, stürze in das offene Zelt hinein und bleibe wie angewurzelt stehen.

J.L. steht über Jerome und hält seine Magnum in der Hand, so grimmig und beherrscht wie ein alter Krieger. Aber sobald meine erste Erleichterung darüber, daß ihr nichts passiert ist, vorüber ist, jagt mir der Anblick dieser Szene kalte Schauer über den Rücken. In ihrem langen Flanellhemd, mit den nackten Beinen, die im fahlen Zwielflicht des Zeltes schimmern, kommt sie mir sehr verletzlich vor, bis ich ihre Stimme höre. Ich kenne ihre Stimme, sie hat den ganzen Sommer mit uns geredet, gelacht und Geschichten erzählt, und mir hat sie ins Ohr geflüstert. Aber nicht mit dieser Stimme. Sie zielt mit dieser tödlichen Schußwaffe auf einen Punkt genau zwischen Jeromes Beinen, der sich hin und her windet.

„Du kannst ja mal versuchen aufzustehen“, sagt sie. „Versuch’s mal, du Schwein, dann schieße ich dir die Eier ab. Das ist ja die einzige Sprache, die du verstehst.“

Er bemüht sich, vor der Mündung davonzukriechen, aber sie folgt unbarmherzig seinen Bewegungen.

„Wenn du überhaupt welche hast“, sagt sie. „Wahrscheinlich treffe ich nur Luft, wenn ich auf deine Eier feuere. Also, warum? Warum versuche ich’s eigentlich nicht mal?“ Und sie läßt den Bolzen zurückklicken.

Sie steht über ihm wie eine gespannte Feder, in der Hand diesen Revolver, und auf einmal habe ich überhaupt keinen Zweifel, daß sie es tun würde, ihm mitten zwischen die Beine schießen und für die Konsequenzen ihrer Handlung geradestehen.

„J.L.!“

Sie bleibt noch einen Augenblick starr, dann sagt sie ganz ruhig: „Glaubst du, daß er welche hat, Mackenzie?“

„Komm jetzt, leg den Revolver weg. Du willst es doch nicht wirklich tun.“

„Doch, ich will schon. Ich würde es gerne herausfinden.“ Sie bewegt den Lauf ein Stück nach links.

„Dadurch änderst du doch nichts“, sage ich leise.

Daraufhin sackt sie ein bißchen in sich zusammen, und ich merke, wie sie den Gedanken fallen läßt.

„Na gut, hier hast du ihn“, sagt sie. „Er hat versucht, mich zu vergewaltigen. Er ist ziemlich ungeschickt im gleichzeitigen Umgang mit Frauen und Revolvern.“ Sie übergibt mir die Waffe und deutet auf Jerome. „Bring ihn hier raus.“

Ich führe Jerome aus dem Zelt; er zittert dermaßen stark, daß er nicht einmal sprechen kann.

Als ich wieder zu ihr zurückkomme, liegt sie im Schlafsack, zu einer Kugel zusammengerollt und verkrampft, als ob sie sich nie wieder entspannen wollte, auch dann nicht, als ich sie in meine Arme nehme und hin und her wiege, sie festhalte und ihr immer wieder ins Ohr sage: „Es tut mir leid, es tut mir leid.“

DEBORAH

„Gepriesen sei Jaël von allen Frauen,
die Frau des Keniters Heber,
gepriesen von allen Frauen im Zelt.

Er hat Wasser verlangt, und sie gab ihm Milch,
in einer prächtigen Schale reichte sie Sahne.

Sie nahm in die Hand den Zeltflock,
und mit der Rechten ergriff sie den wuchtigen Hammer.
Sie erschlug den Sisera,
zermalmte sein Haupt
und zertrümmerte ihm seine Stirn.

Er brach vor ihren Füßen zusammen,
krümmte sich und fiel vor ihr nieder.
An dem Platz, wo er geschlafen,
da lag er erschlagen.“

Hier ist mein Lied.

FRANKLIN

Wir fanden sie erst später, als wir wieder in der Stadt waren; wir fanden sie in unseren Reisetaschen und Koffern und Rucksäcken. Ich suche gerade nach saubereren Socken, da stutze ich plötzlich, als meine Finger auf etwas Kleines, Weiches stoßen. Dann packe ich es und ziehe es heraus. Zuerst weiß ich nicht einmal, was es überhaupt sein soll, ein kleines, quadratisches Stückchen aus scharlachrotem Stoff, das aussieht wie eine Art Kissen, und dann wird es mir klar. Das kleine rote Säckchen riecht genau so, wie sie gerochen hat, es verbreitet den leisen Duft nach Zitronen, der über der Tundra liegt.

Das war es also, was sie immer gemacht hat: Moos sammelt und in kleine Säckchen eingenäht, um so den Geruch der Tundra für uns einzufangen. Sie ist herumgegangen und hat sie in unsere Sachen gelegt wie ein Andenken, eine wohlriechende Erinnerung. Jetzt ihren Duft dort zwischen meinen schmutzigen Socken und Unterhosen zu finden, zeigt mir, daß in etwas so Winzigem und Reinem die Vollkommenheit liegt. Und sie hat sie uns geschenkt. Ich drücke das kleine, weiche Kissen an die Nase und atme ihren Geruch ein und weiß dabei, daß ich weder sie noch diesen Sommer je vergessen kann.

Und nun stürzt das Licht, stürzt das Feuer, stürzen auch die Worte und fallen in den gierigen Glanz der Flammen. Wir verbrennen den Sommer: abgetragene Stiefel und zerrissene Arbeitsjacken. Der Tisch aus Sperrholz, auf dem ich Brotteig geknetet, Tortenböden gewalzt und Hühner- und Rindfleisch paniert habe, steht jetzt auf seinen Pfostenbeinen in der Asche. Unter ihm tanzen die Flammen.

Ich habe genug vom Beichten und Bereuen. Alle diese Worte habe ich schon so oft gehört, sie stürzen, fallen hinter mir zu Boden, hell wie das Blut, das in der Erde versickerte. Ich werde nicht Jeanne d'Arc spielen, ich lasse mich nicht zu Asche verbrennen als Strafe für das, was man mich anzuhören gezwungen hat und dem ich nicht entkommen konnte. Stattdessen spiele ich lieber die Sirene, ziehe meinen bunten Rock an, der in den letzten drei Monaten tief unten im Kleidersack gelegen ist und ganz zerknittert ist, raffe ihn mit der Hand zusammen und springe auf den wackligen Tisch hinauf, um ihnen noch eine letzte Botschaft, einen letzten Zauberspruch mit auf den Weg zu geben.

Das Feuer ist unter mir, ich kann seine scharlachrote Zunge an meinen Fußsohlen spüren, Schuhe brauche ich nicht zum Tanzen, meine klobigen Stiefel haben sich in federleichte Füße verwandelt, mit denen ich auf dem Sperrholz tanze, das sich bereits zu werfen beginnt. Und ich hebe die Arme über den Kopf und mache Drehung um Drehung, der Rock hat sich schwer um meine Schen-

kel gelegt, ich tanze für sie, bis der ganze Tisch bebt. In der Ekstase der Flammen unter mir wirble ich herum und werfe die Beine in die Luft, und das Feuer zu meinen Füßen verzehrt den vergangenen Sommer.

Und die Sterne über mir leuchten genauso hell, als zeigten sie ihre Sympathie für unseren glimmenden Funken in der pechschwarzen Landschaft ringsum. Die düsteren Abhänge der Berge sind dicht an uns herangerückt, sogar in der Finsternis scheinen sie bedrohlich, sie warten auf unseren Rückzug.

Rund um das Feuer stehen sie und bilden einen Kreis aus verschwommenen Gesichtern, die ich gar nicht mehr auseinanderhalten kann, so schnell wirble ich durch die Luft, wiege mich zur Musik der Flammenzungen. Von jedem habe ich jetzt ein klares Bild, die Flächen und Kanten ihrer Gesichter haben sich mir eingeprägt, während die Worte von ihren Lippen gefallen sind. Ihre Blicke heben sich und folgen meinem rasenden Körper, dessen Brüste und Hüften so lebendig geworden sind wie das knisternde Feuer. Einen Augenblick lang kann ich so tun, als wäre ich Deborah, die mich feiert, meinen Sieg und den wiedergewonnenen Frieden. Und in ihren Augen kann ich meine Verwandlung erkennen, auch sie haben sich ja verändert, jeder von ihnen trägt den Zeltpflock in der Stirn, hinter der von jetzt an ein Wissen wohnt, das er im Schlaf gesammelt hat, in arglosem Vertrauen.

Der Tisch unter meinen Füßen beginnt sich zu biegen, in die offenen Arme des Feuers zu sinken. Im selben Moment, als er zitternd zusammenbricht, erstarre ich für den Bruchteil einer Sekunde, in dem die Zeit stillsteht, um mich dann mit einem Sprung in den kühlen, dunklen Außenrand des Feuerkreises zu retten.

Sie können nun ruhen, wir alle können ruhen.

MACKENZIE

Sie hat für uns getanzt. Wie aus dem Nichts erschien sie plötzlich auf dem Tisch, auf diesem Tisch, der die Schläge unserer Fäuste empfangen hat, der unseren Ellenbogen immer eine Stütze war, auf dem unser Essen stand, an dem wir abends gepokert haben und über dem wir unsere Landkarten entrollten. Nun ist er entblößt, das Wachstuch ist verschwunden, sein Holz zischt schon in der Hitze des Feuers, und da springt sie hinauf und schmückt ihn noch einmal mit den Abdrücken ihrer bloßen Füße, mit dem Rauschen und Rascheln dieses unglaublichen Rocks.

Ich will ihr zurufen: „Du wirst runterfallen, du wirst dich verbrennen!“ aber die Worte bleiben mir im Halse stecken. Sie beugt sich herunter und lächelt mich an, bewegt sich im Tanz, dieser Körper, glatt wie Marmor, biegt und dreht sich unter dem Stoff.

Ach, Sisera, ich würde mit dir tauschen. Ich würde alles, was ich habe, dafür geben, von ihrer Hand zu sterben, von ihr Brot und Milch gereicht zu bekommen und zu fühlen, wie sie eine Decke über meinen müden Körper breitet, und — ja, auch das — in unschuldigem Schlaf zu liegen, während sie in die eine Hand den Hammer nimmt und mit der anderen den Zeltpflock ergreift und ihn ganz behutsam, ach so behutsam, damit ich nicht aufwache, durch meinen Kopf in die Erde einschlägt, meine Stirn, meine Schläfe mit ihrem liebenden Zorn durchbohrt und mir so Ruhe und Frieden schenkt.

Sie feiert sich selbst, der Tisch verschwindet, so daß sie

direkt auf den Flammen zu tanzen scheint, nichts mehr ist zwischen ihr und der weißen Glut und der Hitze als ihre Tanzschritte, ihre wilden, sinnlichen Bewegungen zu einer unhörbaren Musik, zum Klang von Tamburinen und goldenen Trompeten.

Als der Tisch in sich zusammenfällt, krachend ins Feuer sinkt, sieht es so aus, als würde sie einen Augenblick lang über den Flammen schweben, und dann, mit einem behenden Satz, steht sie auf einmal neben mir, keuchend und lachend, jetzt ist sie nicht mehr die Zauberin, die Heilige des Feuers, sondern wieder unsere alte J.L., so flach und mager wie vorher. Aber ihr leuchtendes Gesicht wird mich nie vergessen lassen, daß ich sie aus der Nähe gesehen habe, sie in meinen Händen gehalten habe. Und jetzt berühre ich sie, lege den Arm um ihre Schulter und weiß dabei, daß der Pflock immer noch in meinem Schädel steckt. Ich werde es nie vergessen.

Aritha van Herk, geehrt mit der nach dem Nobelpreis höchst dotierten literarischen Auszeichnung, dem »Seal Books \$ 50.000 First Novel Award« hat die mystische Stimmung der Arktis meisterhaft eingefangen. Mit »Mackenzies Koch« rechtfertigt sie den Rang als eine der bemerkenswertesten jungen Schriftstellerinnen, den ihr die Kritik zugesprochen hat.



Foto: Anita Schiffer-Fuchs

Aritha van Herk wurde 1954 in Kanada geboren. Sie studierte Literatur und arbeitete als landwirtschaftliche und wissenschaftliche Hilfskraft, Traktorfahrerin, Sekretärin, Lehrerin, Lektorin und Köchin. Im Alter von zwölf Jahren veröffentlichte sie ihr erstes Gedicht. Ihre erste Erzählung wurde 1976 mit dem »Miss Chataigne Short Novel Award« ausgezeichnet. 1978 erhielt sie für ihren Romanerstling »Alle meine Schweine« (Paul Zsolnay Verlag, 1979) den »Seal Books First Novel Award«, die nach dem Nobelpreis höchst dotierte literarische Auszeichnung. »Mackenzies Koch« ist ihr zweiter Roman.

Ein Abenteuerroman? Ja. Ein Emanzipationsbuch? Ja.
Eine Liebesgeschichte? Ja. Aritha van Herk bringt einen
frischen neuen Ton in die Gegenwartsliteratur. Mit
»Mackenzies Koch« rechtfertigt sie den Rang als eine der
bemerkenswertesten jungen Schriftstellerinnen, den ihr
die Kritik zugesprochen hat. 1978 erhielt sie den »Seal
Books First Novel Award«, die nach dem Nobelpreis
höchste literarische Auszeichnung.

Paul Zsolnay